Reise um die Welt.

Beschreibung von Land und Meer

nebst

Sitten- und Kulturschilderungen

mit besonderer Berücksichtigung der Tropennatur

von

Reinhold Graf Anrep-Elmpt.

Zweiter Band.

Kalifornien. — Mexiko. — Zentral-Amerika. — Süd-Amerika von der West- und Ostküste. — Pernambuco über Gorée nach Lissabon, Bordeaux und Triest.

Leipzig.
Greßner & Schramm.
1887.

Inhaltsverzeichnis.

II. Band.

I. Nordamerika von der Westküste.

1. Kalifornien.

2. San Salvador.

3. Honduras. Nicaragua. Costa Rica. Panama.

III. Süd-Amerika von der Westküste.

1. Staat Ecuador.

2. Staat Peru.

3. Staat Chile.

---

4. Vom Stillen Ozean zum Atlantischen oder von Valparaiso bis Buenos Ayres über Land.

5. **Süd-Amerika von der Ostküste.**

IV. Von Pernambuco über Gorée (Afrika), Lissabon und Bordeaux nach Triest.

I. Abschnitt.

Nordamerika von der Westküste.

Kalifornien. Mexiko.

1. Abteilung.

Kalifornien.

Ankunft in San Franzisko. — Schluß einer Reise um die Welt. — Ein freundlich Gesicht zum bösen Spiel. — Eindrücke der vierzehn Tage. — Über die Kultur der Neuzeit. — Der Geist der Arbeiter. — Ein charakteristischer Anblick. — Sonderbarer Widerspruch.

Leider hatten wir, da uns dichter Nebel umgab, nicht den vollen Anblick der schönen Einfahrt durch die pompösen Riffe der „Golden-Gate" in den umfangreichen Hafen von San-Franzisko. Bei beständigem Signallaut der Dampfpfeife, um unseren Weg durch den Nebel zu sichern, durchzogen wir den Hafen, hielten um 2 Uhr im Dock der Kompanie unseres Dampfers, und nach einer Abwesenheit von genau 14 Monaten landete ich wieder im glanzvollen Handelsemporium der westlichen Ufer der vereinigten Staaten und schloß hiermit eine interessante „Reise um die Welt", während welcher ich 4 Monate in Europa, 7 Monate in Ostindien, und den Rest auf der Reise durch Amerika und über den Ozean verbracht hatte.

Nach einer überaus raschen und glimpflichen Untersuchung auf dem Zollamte ließ ich mich mit meinem Gepäck zum „International-Hotel" in der Kärney-street befördern, wo ich für 1 Dollar 50 Cents pro Tag Pension untergebracht wurde. Ich benutzte den Rest des

Tages, bei feuchtkalter Witterung, um meine zahlreichen Bekannten zu begrüßen.

Vierzehn Tage hatte ich in San-Franzisko damit zugebracht, meine seit meinem letzten Aufenthalte in der Schwebe sich befindenden Geschäfte in Kalifornien zu ordnen, dieses jedoch mit Resultatlosigkeit, da bekanntlich: wo kein Geld vorhanden, auch keines zu erhalten ist. Ich mußte auf bessere Zeiten hoffen und für den Augenblick mich wieder der Geduld ergeben und, wie es so oft in Amerika namentlich dem Fremdling geschieht, „ein freundliches Gesicht zum bösen Spiel machen" denn nirgends in der Welt ist energisches Fordern, auch des gerechtesten Guthabens, gefährlicher, als in den Vereinigten Staaten, wo vortreffliche Gesetze bestehen, die jedoch durch die Advokatur, d. h. durch diesen grenzenlosesten Despotismus der Regierungs-Verhältnisse der Vereinigten Staaten in einer Weise gehandhabt, umgangen oder ausgelegt werden, daß man stets riskiert, auch trotz dem Gewinn des Prozesses, nicht nur durch das Honorar der Advokaten sein Guthaben in Summa Summarum zu verlieren, sondern sogar für die Ehre des Gewinnens noch obendrein einem Zuschlag unterworfen zu werden, und im Falle, daß man den Prozeß verliert, gründlich zu bluten. Infolgedessen läßt, wenn der Gegenstand nicht Millionenspiel betrifft, der Vernünftige und Rechtschaffene in den Vereinigten Staaten lieber seine Forderung ruhen, als sich in die Hände der Advokaten zu begeben, die ihn gewöhnlich auf schlüpfrige, oft unehrliche Pfade leiten, ohne ihm Gerechtigkeit zu verschaffen! Daher entschloß ich mich, meine Wartezeit durch Ausflüge in das Land zu verbringen, mit sehr geringer Hoffnung, am Schluß derselben ein günstiges Resultat zu erzielen.

Die vierzehn Tage meines Aufenthaltes waren durchgängig kaltfeuchte, mit hin und wieder erscheinenden Sonnenstrahlen, die heiß waren. Der herrschende Wind war während dieser Zeit heftig und eisig, einen ungemütlichen Wechsel der Temperatur hervorrufend, der übrigens San-Franzisko charakterisiert. Trotz diesem charakteristischen Wechsel der Temperatur ist jedoch das Klima der Hügelstadt ein überaus gesundes für kräftige Konstitutionen, auch findet man selten einen andern Ort, wo so viele alte Leute zu treffen sind.

Sonderbar ist der Eindruck San-Franziskos, wenn man von Indien kommt. In den Städten Indiens findet man nichts weniger als Ruhe, die Straßen sind belebt von wimmelnden Scharen dunkelfarbiger Leute in buntester Tracht, man vernimmt ein rastloses Gesumm der hin und her sich bewegenden Bevölkerung, man bemerkt ein auffallend reges Handeln und Treiben, man hört hier und da die monotonen Laute verschiedener ihre Ware ausrufender Männer und Knaben, und doch herrscht, trotz dieser Unruhe in der Beweglichkeit, in den indischen Städten eine gewisse Stille, die schwer zu beschreiben ist, da dieselbe sozusagen Ruhe mit Unruhe paart, was wir in unseren europäischen, namentlich aber amerikanischen und australischen Städten nicht treffen können. Dieser Unterschied, abgesehen von dem Wagengerassel das den indischen und chinesischen Städten fehlt, entsteht durch die brüllenden, schreienden Laute der meist streitsüchtigen, zankenden, mit einander hadernden, oft betrunkenen Bevölkerung der Staaten der occidentalen Zivilisation.

Diese streitsüchtige Tendenz unserer Rassen der Kultur des 19. Jahrhunderts ist die Ursache der erwähnten Verschiedenheit. Natürlich fragt sich der Beobachter: „Kultur der Neuzeit, wo bleiben deine hochgepriesenen Reize, die uns deine Grundlagen und dein Prinzip zu eröffnen so sicher versprachen?! Du bist freilich gegenwärtig die Grundlage der Grundsätze des Christentums geworden und stützest dich auf die ursprünglich herrlichen Grundsätze desselben; du warst entzückend schön bei deinem Entstehen und bei deiner Entfaltung! Jedoch, gleichwie alles in der Schöpfung seine bestimmten Grenzen in der Entwickelung hat, so hast auch du deine bestimmten Grenzen, und du hast sie überschritten, indem das Übertriebene dich verunstaltet und dir Zugaben gegeben, die den Begriff deiner Benennung, d. h. denjenigen der Vollständigkeit in der Organisation der menschlichen Gesellschaft — vernichtet haben. Zufriedenheit aller Klassen der menschlichen Gesellschaft sollte das Ziel deines Strebens sein. Wie soll dieses Ziel jedoch erreicht werden, wenn durch deine überhastete Entwickelung dem Geschaffenen weder die Zeit zur Reife, noch die Zeit zum Genuß des Geschaffenen gegeben wird?!"

Die großartige Erfindung der Dampfkraft, die neuerdings erfun-

dene Möglichkeit der allgemeinen Nutzung der noch wirksameren Elektrizität an Stelle des Dampfes waren und sind nützliche Erfindungen, so lange sie so zu sagen im Zaum gehalten werden; sobald sie jedoch in der unumschränkten Nutznießung unserer zeitlosen Generation sich befinden, so wird freilich das treibende Vorwärts glanzvoll befördert, dieses jedoch in einer Weise, daß das fieberhafte Vorwärts durch Abspannung der Kräfte eher ein Rückwärts wird, da wir einer Zeit entgegengehen oder schon in derselben uns befinden, wo nur geschaffen wird, um zu schaffen, und nicht, um das Geschaffene für das wirkliche Wohl der Menschheit zu genießen. Es wird geschaffen, um das Entstandene sofort wieder zu verwerfen, bevor dasselbe noch zu seiner Reife gelangt ist, denn zu einer *gesunden* Frucht der Erfindungen wird in unserem Zeitalter Nichts! Alles entsteht nur halb oder durch künstlichen Trieb nur zum Schein und besitzt, gleich wie die Treibhauspflanze, nur die Scheinpracht und nicht das kernige Naturleben einer natürlichen Zucht durch — Zeit zur Reife.

Dampfkraft und Elektrizität, bringt ihr trotz eurer Herrlichkeit und Macht der allgemeinen Menschheit Wohlbehagen und Zufriedenheit?! Nein, gewiß nicht! Ihr bringt nur Vorteil einzelnen wenigen aus der Masse, die durch eure Macht sich Reichtümer sammeln, um durch dieselben den Wirrwar des gegenwärtigen Handels durch Schwindel und Schein bis in das Unendliche zu entwickeln, und um die Menge der Armut zum Luxus und zu unnatürlichen Bedürfnissen zu verlocken, und um die wirkliche Manufaktur, d. h. im richtigen Sinne des Wortes die Handarbeit des Arbeiterstandes, der die Basis der menschlichen Gesellschaft bildet, zu vernichten, da durch die Dampfkraft seine geistige Begabung zur natürlichen Schöpfung in Produktionen seines Handwerkes gelähmt wird, ihn zwingend, sich auf Erfindungen künstlicher Verbesserungen im Betriebe seiner Feinde, der Dampfkraft und der Elektrizität zu legen, zum Nachteil seines Handwerkes.

Daß die Dampfkraft und die Elektrizität, zügellos betrieben, nachteilig auf den Arbeiterstand schon jetzt gewirkt haben, beweist die Zunahme des Proletariates, d. h. die große Menge arbeitsloser Glieder der menschlichen Gesellschaft seit der Benutzung dieser Kräfte. Daß die Dampfkraft auf die Manufaktur, d. h. die Handarbeit im rich-

tigen Sinne des Wortes, auflösend gewirkt hat, beweist die Abnahme der Haltbarkeit der Artikel in jeder Art. Wir finden in den modernen Artikeln freilich auffallende Fortschritte in der Farbenpracht und eine überraschende Mannigfaltigkeit sogen. Imitationen der kunstvoll und dauerhaft bewerkstelligten Handerzeugnisse; liegt aber nicht gerade in diesem Worte „Imitation" der Sinn des früher erwähnten „statt Vorwärts — Rückwärts"! Imitation heißt gewöhnlich Nachahmung einer Vorzüglichkeit, muß daher nicht auch der Gegenstand, den wir durch Dampfkraft imitieren, von besonderer Güte gewesen sein?

Die Dampfkraft, gleichwie in Zukunft auch die Elektrizität, könnten segenbringend sein, wenn sie nicht übertrieben würden oder wenn ihre Nützung zunftmäßig einer Begrenzung unterworfen wäre. Unbegrenzt und willkürlich benutzt, werden sowohl die Dampfkraft als auch die Elektrizität mit ihrer Macht nur die gemeinschaftlichen Totengräber unserer übertriebenen Zivilisation sein und als solche auch unsere ursprünglich herrliche Kultur zu Grabe bringen!

Es waren 14 Monate seit ich San-Franzisko verlassen hatte. Damals war der Geist der Arbeiter ein überaus unruhiger, und die Aufregung hatte während meiner Abwesenheit um bedeutendes zugenommen. Namentlich war die schon damals lebhafte Animosität gegen die Chinesen in der Zunahme begriffen. Die Straßen wimmelten von Arbeitslosen, und auf Schritt und Tritt traf man gehäßige Aussprüche und rohes Benehmen gegen Chinesen, die mit auffallender Geduld und merkwürdiger Schweigsamkeit die oft thätlich gegen sie gerichteten Anfechtungen ertrugen.

Als ich am 26. Juli an einem wonnigen Sonntagabend die chinesische Dupont-street besuchte, da traf mich ein die Städte der Vereinigten Staaten im allgemeinen charakterisierender Anblick. Im Kalifornia-Theater nämlich fand die Aufführung des Don Juan statt und man hörte deutlich auf der Straße den Gesang und die Musik, gleich anbei befand sich die First-Universal Church, eine schmucke Kirche, die geöffnet war, und der Klang beider Gesänge vermischte sich sonderbar kontrastierend auf der Straße. In unmittelbarer Nähe der genannten Kirche liegen in der Dupont-street die Häuser der Freudenmädchen, vor deren Fenstern bei schönem Mondlicht ein Sängerquartett seine lustigen Lieder brüllte; nahe diesen predigte ein fanatischer

Missionär, umgeben von einigen blaß und hager aussehenden Zuhörern, und die Straße wimmelte von hierüber lächelnden Chinesen. Solche Anblicke trifft man in San Franzisko oft, und gleich diesem Kontraste zeigt sich in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten oft grelle Verschiedenheit in vielen anderen Beziehungen, die, obgleich sich widersprechend, doch Arm in Arm greifen. So z. B. verfolgen die Amerikaner die ureingeborenen Indianer als Heiden und ziehen Chinesen, die sie ebenfalls als Heiden ansehen, in Massen in das Land; sie verfolgen die fleißigen Mormonen, ihrer Vielweiberei wegen sie Heiden nennend, da sie unchristlichen Grundsätzen fröhnen, jedoch thun sie es meist nur aus Neid, Haß und Wut; dagegen ziehen sie die laut ihnen unchristlichen Chinesen, sogen. Heiden, die freilich fleißige Leute sind, in das Land, gestatteten denselben, ihre Tempel zu bauen und öffentlich in denselben zu opfern.

Was erklärt diesen sonderbaren Wiederspruch in den Prinzipien der Riesenrepublik? — „Nur Sucht nach momentanem Vorteil und nach Geld!" — Sie verfolgen die Mormonen, wie sie es mit den Indianern gethan, aus Haß, Neid und Habsucht; sie lockten die Chinesen in das Land, nur um billigere Arbeiter zu haben, und übersahen vollständig, daß diese Arbeiter, infolge ihrer Sparsamkeit und Genügsamkeit, von ihrem Erworbenen nur wenig dem Lande wiedergeben, den größten Teil des Erworbenen nach China überführen, und bedachten nicht, daß so manchem weißen Arbeitsmann durch die Chinesen die Arbeit genommen werden würde. Wie viele Tausende europäischer Eingewanderten ernährten sich, bis der Zuzug der Chinesen begann, mit der Fabrikation von Zigarren, mit dem Waschen der Wäsche oder im Dienste der Häuser der Wohlhabenden, während gegenwärtig diese Arbeitszweige hauptsächlich in den Händen der genügsameren und emsigeren Chinesen liegen, mit denen der weiße Arbeiter weder im Preis noch in der Güte der Arbeit konkurrieren kann. Abgesehen davon, daß der weiße Arbeiter, namentlich in den Vereinigten Staaten und hauptsächlich im Minen-Eldorado Kalifornien durch seine übertrieben hochgestellten Ansprüche schwer zu befriedigen ist, so liegt der Grund dieser kontradiktorischen Prinzipien im Willen der Reichen des Landes, die für den Mangel an Voraussicht durch

die von Jahr zu Jahr zunehmende Macht des Proletariates, welches sie geschaffen, früher oder später zu büßen haben werden.

Was ist der Machthabende in den Vereinigten Staaten im Prinzip? Er war ein Glücksritter im Beginn seiner Dominion in Amerika, und nach dem Sinn dieser Glücksritter bildeten sich die folgenden Generationen. Das machthabende Element der Vereinigten Staaten ist im allgemeinen einem Vampyr zu vergleichen, es saugt dem Lande die Lebenskraft aus und thut verhältnismäßig nur wenig oder gar nichts zur Erhaltung der reichhaltigen Fähigkeiten des Landes der Gegenwart für die Zukunft!

Ausflug in das nördliche Kalifornien. — Marysville. — Oroville und Neu-Hongkong. — Chico. — Über Sacramento nach Napa. — St. Helena. — Wanderung zur Farm. — Ein Mann von Mut.

Es war am 27. Juli als ich um $1/2$ 6 Uhr mich zur Oakland Fähre begab, nachdem ich meine zwei Koffer dem Hotelbesitzer zur Aufbewahrung hinterlassen, für die er mir keine Quittung stellte und echt amerikanisch-logisch bemerkte: daß eine Quittung unsicherer sei als keine, da sie leicht verloren gehen, und der Finder alsdann als Besitzer derselben auftreten und die Gegenstände empfangen könnte.

Um 7 Uhr war ich an der Fähre, bezahlte mein Billet mit 7 Dollars bis Oroville, übergab mein geringes Gepäck gegen Kontremarke pro jedes Stück dem Lager, und bald sauste und stöhnte unser zweistöckiger Riesendampfer in die herrliche Bai.

In Oakland-Warf angelangt, bestieg ich den mit Chinesen stark besetzten Zug, und unter unzähligen Rufen von Tschin-Tschin, Tschau-Tschau u. s. w. sausten wir über die kunstvolle Fachbrücke der Bai über Oakland-Point nach Stadt Oakland, ca. 6 Meilen von San Franzisko entfernt, 11' über dem Meeresspiegel liegend. Dann über flache, sumpfige Strecken, steigend über: Napa-Junktion, 87' hoch, Livermore 485'; dann abwärts über: Latrobe 28', Stockton 23' hoch und Halt vor der Bahnstation der 138 Meilen von San Franzisko entfernten Hauptstadt Sacramento, dem Sitz der Regierung des Staates Kalifornien, 30' über dem Meeresspiegel, in herrlicher Lage am Sacramento-Fluß mit seiner üppigen Trauerweidenvegetation.

In Sacramento hielt der Zug nur 20 Minuten, während welcher die Reisenden sich mit einem Lunch (Gabelfrühstück) zur Weiterfahrt kräftigten. Als wir Sacramento verließen, schwirrten unzählige Lerchen über Feld und Wiesen, lebhaft mich an die Heimat erinnernd. Die Gegend war anfänglich flach, jedoch durchweg bebaut, nur einige Strecken, die stark überschwemmt waren, trugen den Charakter herrschender Fieber. Wald war sehr wenig zu erblicken, wo welcher sich zeigte, bestand er aus lichtem Gestrüpp; die Wärme nahm, obgleich wir nördlich zogen, bedeutend zu, mein Thermometer zeigte 87° Farh. im Schatten während der Mittagszeit. Die Farmer waren mit dem Dreschen des Getreides auf den Feldern beschäftigt, und das meist mit beweglichen Lokomotiven. Prachtvolle Viehherden zeigten sich auf den Stoppeln, auf denen üppiger Graswuchs und freilich auch viel Unkraut sich zeigte. Östlich in der Ferne sah man beständig die Höhen der Sierra-Nevada und westlich die Kette des Küstengebirges. Allmählich wurde das Terrain wellenförmiger; wir durchzogen üppig bewachsene Schluchten und überfuhren manche kunstvolle Brücke. Kurz vor Marysville erhob sich ein auffallendes, einzeln stehendes, ca. 2000' hohes, pittoreskes, jedoch kurzes Gebirge westlich von uns, vom Küstengebirge scharf getrennt, welches sich scheinbar mit der östlich von uns liegenden Sierra-Nevada zu vereinigen schien.

Am Fuße des erwähnten kurzen Gebirges lag tief, flach und sumpfig Marysville, einen freundlichen lieblichen Eindruck durch ihre grünen Matten und durch die Gebirgsumgebung hervorrufend.

Marysville liegt 52 Meilen von Sacramento oder 190 von San Franzisko entfernt am Yuba-Fluß in der Nähe seiner Mündung in den Feather-Fluß, dessen Thal wir nach Oroville durchfuhren. Es ist die Hauptstadt des County Yuba, die 1849 gegründet und nach Mrs. Mary Clavland benannt wurde, eine hübsche Gartenstadt mit zierlichen Häusern aus Ziegeln und breiten regelmäßigen Straßen. Der Handel derselben befand sich in steigender Entwickelung, und es konnte der Ort zu den ersten Handelsstädten Kaliforniens gerechnet werden, leider ist er, durch die tiefe Lage Überschwemmungen ausgesetzt — ein fiebererzeugender.

Kurz nach 5 Uhr verließen wir Marysville, um in nördlicher

Richtung das 26 Meilen entfernte Oroville zu erreichen. Unser Zug bestand nur aus einem Wagen, dessen Passagiere über die Hälfte Chinesen und Indianer waren. Von Marysville aus näherten wir uns der Sierra; um 6 Uhr hielten wir vor der Bahnstation Oroville und ein Omnibus brachte mich zum Union-Hotel. Leider war durch ein Mißverständnis mein Gepäck in Marysville geblieben, und da täglich nur ein Zug eintraf, konnte ich erst am folgenden Tag dasselbe erhalten.

Oroville ist ein früher blühend gewesener Goldgräberort. Die Gruben wurden von 8000 Chinesen noch zu der Zeit ausgebeutet und befanden sich ca. 4 Meilen von der Stadt entfernt, wo ein chinesisches Städtchen New-Hong-kong entstanden war, in welchem die Chinesen eng beisammen lebten.

Oroville zählt ohne Chinesen 1400 Einwohner und ist der Regierungssitz des County Butty. Die Hauptstraße des Ortes, d. h. die des Handels, ist fast durchwegs von Deutschen besetzt. Der Ort an und für sich hat nichts bemerkenswertes und machte im allgemeinen geschäftlich einen recht stillen Eindruck. Abgesehen von der sterilen Umgebung Orovilles ist das County an und für sich eine überaus humusreiche Gegend und bietet an Farmenländereien höchst ertragreiche, wie auch dank den prächtigen Weidestrecken eine Aufmerksamkeit erregende Schafzucht; man findet nämlich Herden, die bis 9000 Stück zählen, auch soll der Wollertrag des County ein sehr ergiebiger sein.

Die unmittelbare Umgebung Orovilles bilden verwüstete Strecken, die früher unter der Ausbeute der Goldgräber standen und die unzählige Gruben, Erd- und Steinwälle charakterisieren, oder es zeigen sich unabsehbare Strecken unter Steingeröll, einer Steinwüste ähnlich. Wald zeigt sich nicht, auch keine Vegetation. In einer gleichen Umgebung liegt auch der chinesische Minenort New-Hong-kong, 4 Meilen von der Stadt im chinesischen Stile erbaut, nur mit dem Unterschiede, daß dort die Gold-Gruben noch bearbeitet wurden. Sehr interessant ist die Grubenarbeit der Chinesen, die aus ihren brunnenartigen Löchern den Goldsand gewinnen, der alsdann gesiebt der Stromwaschung unterworfen und der schließlich sich bildende Satz, nachdem das Wasser wieder abgelassen worden ist, in Haufen geschlagen wird. Das

auffallende war, daß diese Leute, obgleich die Strecke von den Europäern als ungenügend aufgegeben war, noch durchschnittlich pro Mann täglich ihre 5 Dollars aus den Gruben machten, was ihnen nur dadurch ermöglicht wurde, daß sie den Tag über nicht rasteten und somit die zweimalige Wasserausschöpfung der Gruben vermieden.

Am 30. Juli verließ ich den recht heruntergekommenen Minenort, um in einem unbequemen Rüttelwagen 26 Meilen nach Chico gegen 2 Dollars 50 Cents zurückzulegen, und bald befand ich mich auf der Landstraße im dichtesten Staube, nachdem wir die überdeckte Brücke des Flusses überfahren waren, auf der gegen 50 Dollars Strafe das Rauchen verboten ist. Vegetationslos, öde und kahl erstreckte sich die unabsehbare Umgegend, deren Terrain hügelig, durch die früher hier thätig gewesenen Goldgräber durchwühlt, wild, unordentlich und staubig war.

Munter zog uns ein rüstiges Viergespann im kurzen Trab über diese quasi weglose Fläche, uns rüttelnd und schüttelnd, über Steine, Gräben, Gruben und verhärtete Erdschollen, die, da es seit April nicht geregnet hatte, fast steinhart waren. Man kann sich den Staub, der sich entwickelte, vorstellen, der, obgleich an Gold reich, höchst ungemütlich für den sehenden und atmenden Menschen war, und sich als ein auffallend bitterer von Geschmack erwies.

Um ½6 Uhr abends erreichten wir endlich infolge des Staubes als halbe Mohren und mit heiserer Stimme die zweitgroße Stadt des County Chico (Schiko ausgesprochen). Sie liegt in Mitte einer nach der öden Strecke, die wir durchfahren waren, anmutig üppigen Baumvegetation. Stolze Stämme verschiedenartiger Bäume zierten die unmittelbare Umgebung der Stadt, und sauber gehaltene Alleeen, die meist Akazien bildeten, schmückten die Straßen des Städtchens.

Wir hielten vor dem „Chico-Hotel“, ich akkordierte mein Zimmer nebst Pension für zwei Dollars per Tag, den üblichen Preis in Kalifornien für eine wohlhabende Existenz. Ich betrat mein Zimmer im ersten Hotel des Ortes als Mohr und verließ dasselbe, um am mit dampfenden, köstlich duftenden Speisen mannigfaltigster Art besetzten Tisch Platz zu nehmen, annähernd wieder als weißer Europäer.

Am Abend durchwanderte ich die Stadt, die eigentlich nur eine

kurze Straße, und zwar diejenige des Handels des Ortes besaß. Die Stadt bestand aus kleinen Gärten, in denen die meist zierlichen Häuser lagen. Die sogen. Straßen, mit Ausnahme der erwähnten des Handels, waren meist mit dürrem Grase dicht bewachsen und unbeschreiblich reich an Staub, in welchen man stellenweise bis 6″ tief versank. Alles was man berührte, sich selbst, Thüren, Zäune, Bäume, Menschen, Tiere, die Möbel in den Häusern, war mit Staub bedeckt und die Luft selbst mit Staub geschwängert, und auch mein Bett, welches ich frühzeitig aufsuchte, war mit Staub gefüllt, den zu beseitigen eine nutzlose Vorsorge gewesen wäre, da sich sofort wieder eine neue Schicht gebildet hätte.

Während meiner Wanderungen in die Umgegend der Stadt charakterisierten dieselbe: zahlreiche Umzäunungen und namentlich eine dürre sterile Fläche, die bis unter die schattenreichen Bäume sich zog, unter denen, wer Schutz vor den sengenden Strahlen der Sonne suchte, verdorrte Disteln oder allenfalls gelbe dürre Gräser traf, auf denen man rasten mußte, und doch waren diese stacheligen Disteln und Gräser anmutiger, als die Gesellschaft der Stadt, deren Bewohner ein überaus rohes, unfreundliches Benehmen kennzeichnete. Sie haben das Gemüt ihrer Vorfahren, der goldsuchenden Pioniere der Gegend, nur was das äußerliche anbelangt geerbt, denn die ihre Vorfahren kennzeichnenden Eigenschaften, als: Standhaftigkeit, Fleiß, Nüchternheit und das Verständnis der Entsagung, besitzen sie nicht mehr; freilich wirkte auf sie die gegenwärtige Flauheit des Geschäftes, die in Chico eine ernsthaft epidemische zu werden drohte.

Die ganze zahlreiche Dienerschaft des Hotels, inkl. der Köche, waren Chinesen, die im Orte zahlreich waren, indem an zwei Seiten der Stadt sich zwei rein chinesische Teile gebildet hatten, in denen sogar ein schmucker Tempel des Buddha errichtet worden war. Nützlich sind die Chinesen unbestreitbar, und da sie nüchtern, rastlos thätig, überaus verständig, intelligent, dabei anspruchslos und höflich sind, ist es auch nicht den Arbeitgebern zu verdenken, daß sie, wenn auch wider Willen, mehr und mehr Chinesen in ihren Dienst nehmen und daß sie eine gewisse Abneigung gegen die üppigen, meist trunksüchtigen, trägen und anspruchsvollen europäischen Arbeiter haben.

Mit Ausnahme einiger Bethäuser verschiedener Sekten, sind vier Kirchen im Orte, nämlich eine katholische, eine der Presbyterianer, eine methodistische und eine schmucke reformierte, sämtlich Zierden der Stadt, und meist im Schatten üppiger Bäume malerisch liegend.

Die Wärme war während meines Aufenthaltes in Chico eine bedeutende, bis 97° Farh. im Schatten, ein merkwürdiger Unterschied mit der Temperatur San-Franziskos, wo, obgleich südlicher liegend, das Thermometer nur 65° zu gleicher Zeit zeigte und wo man einen warmen Überzieher tragen mußte, während ich in Chico am Abend vor dem Hause in leichter Kleidung saß und mit Wonne die herrliche kalifornische Brise genoß.

Noch immer zeigte sich der Komet, und jetzt in seiner vollsten Größe; leider hatte man nicht die Möglichkeit, ihn vollständig von Chico aus zu sehen, da er am Abend am Horizont sich befand und durch Berge verdeckt wurde. Seine Lage am 2. August sollte zwischen Erde und Sonne, auf nahe der Hälfte der Entfernung der Erde von der Sonne, d. h. auf annähernd 10 000 Erdhalbmesser von der Erde entfernt sein, daher sein Kern, in den Strahlen der Sonne sich befindend, dem Blicke von der Erde aus entzogen wurde.

„Kein Geld!“ war die Parole der hiesigen Welt. Die Farmer waren nämlich mit dem Dreschen ihrer reichhaltigen Ernte beschäftigt, jedoch die Städter hatten kein Geld, daher die glanzvolle Ernte eine resultatlose zu werden drohte. Überhaupt zeigten sich die Verhältnisse in ganz Kalifornien in jeder Beziehung als krankhafte, deren Bestehen nur noch durch künstlichen Trieb erhalten wurde. Wo man hinblickte oder hörte, traf das Auge oder das Ohr die Beweise gelähmter Unternehmungen oder abnormer, nie dagewesener Geldkalamitäten, auf die die umsichtigeren Einwohner des Staates mit unbehaglichem Vorgefühl einer ernsthaft sich gestaltenden Zukunft des Landes blickten.

Nach sechstägigem Aufenthalt verließ ich am 5. August Chico, löste mein Billet für 95 Meilen bis Sacramento gegen 5 Dollars 50 Cents, und um 8 Uhr sauste der Zug der C. P. R. Oregon-Division-Eisenbahnlinie dem Süden zu, und wir erreichten bei schrecklichem Staube, über Marysville und über Roseville-Junktion, durch üppige Felder oder über sumpfige Strecken, die Residenz des Gouverneurs des

Staates Kalifornien, das herrlich gelegene Sacramento, um 12 Uhr 45 Min., von wo aus ich die Bahn in das Napathal benutzen wollte, um in meiner Farm daselbst einen Besuch zu machen und, wenn möglich, auf derselben nach Jahresfrist Geld einzunehmen.

Der Zug verließ um 4 Uhr Sacramento und gestattete mir die herrlich bepflanzten Straßen der Stadt zu durchwandern, in welcher, gleichwie überall in Kalifornien und in den Vereinigten Staaten im allgemeinen, das Geschäft flau war und der reelle Handel stockte. Auf meine Nachfrage um die Ursache dieses geschäftlichen Stillstandes erhielt ich verschiedene Antworten: die einen meinten, die Ursache sei namhaft nicht zu bestimmen, da es eine allgemeine Kalamität des Handels der Welt sei; andere sprachen die Überzeugung aus, daß die Ursache dem faulen System der Regierungsform entspringe, und daß dieser riesigen Republik noch schlimmere Zeiten bevorstehen, da diese Regierungsform leider nicht mehr vollständig zu beseitigen sei. Auf mich macht die riesige Republik des Komplexes der 38 Staaten Nord-Amerikas den Eindruck einer jugendlich Schwindsüchtigen, die mit Sucht alles rasch zu erreichen strebt, was die Phantasie ihres regen Geistes ihr vorzeichnet, ihre Kräfte jedoch überschätzt, und infolge der Überspannung der Kräfte in körperlichem Siechtum sich befindet, trotzdem, daß ihr rastloser Geist noch jung, kräftig und frisch ist!

Mit Ausnahme des Kapitols, welches ein interessantes Kuppelbauwerk darstellt, hatte Sacramento sehr wenig Bemerkenswertes, doch werde ich die Beschreibung der Stadt bei meinem mir bevorstehenden nächsten Besuch derselben genauer geben.

Um 4 Uhr hatte ich mein Gepäck bis St. Helena für 79 Meilen südwestlich gegen 4 Dollars 60 Cents gelöst und der Zug brachte uns durch die prachtvoll üppigen Landstriche der Umgebungen von Davis-Junktion, Dikson, Batavia, Vaca, Cannons, das freundlich gelegene Fairfield, Bridgeport und Creston, die wir berührten, nach Napa-Junktion, wo ich den Zug verließ, um den durch das landwirtschaftlich so reiche Napathal nach Calistoga führenden zu besteigen, während der bisherige nach Vallejo zog, von wo aus ein rascher Dampfer in zwei Stunden Fahrt San-Franzisko erreichte.

Kaum war der Zug, den ich verlassen, abgefahren, so bemerkte

ich den Verlust meines kostspieligen Schießstockes. Ich hatte ihn im Wagen gelassen und mußte ihm Adieu auf Nimmerwiedersehen sagen, denn hier im Lande wird nichts wiedergefunden, was meine sofortige telegraphische Nachfrage auch erwies.

Um 6 Uhr 25 Min. verließ der Zug Napa-Junktion; über Suskal, Napa, Youngville, Oakville, Rutherpard und Bello erreichten wir nach zurückgelegten 26 Meilen von Napa-Junktion um 7 Uhr 58 Min. St. Helena. Die Strecke charakterisierte ein herrlicher Weizenboden und üppiger Weinbau, demungeachtet stockte auch hier der Handel, und die Klage über Geldmangel war allgemein hörbar.

In St. Helena angelangt, wanderte ich in das mir wohlbekannte „Watchir-house" zum Herrn Tonollo, der das Gasthaus besaß und höchst überrascht war, mich, den Verschollenen, eintreten zu sehen. Ein gutes Abendbrot, mit der Familie ein freundschaftliches Geplauder über die seit 15 Monaten verstrichene Zeit, und ein gutes Bett war, was die lieben Leute mir herzlich gern gaben. Bei Tonollo, der ein Deutscher ist, fand ich alles noch beim alten, sogar meine Flinte im schmucken Mahagonikasten an derselben Stelle und auf demselben Tische, wo ich sie vor 15 Monaten deponiert hatte.

Viele Bekannte erschienen, als sie meine Ankunft erfuhren, mit äußerlich freundschaftlicher Begrüßung. Die Frau Tonollo war gleich wie früher liebenswürdig und gleich wie früher rastlos an Zahnweh leidend, jedoch trotz Schmerz stets freundlich und wohlwollend und scheinbar noch zufriedener als früher, wahrscheinlich, da sie gegenwärtig, statt selbst die Küche wie früher zu besorgen, eine vorzügliche Köchin hatte, die in das an und für sich von den Minern der an Quecksilber so reichen Umgegend, von Arbeitsleuten und deutschen Touristen stark besuchte Haus durch gute Kost auch andere Gäste anzog.

Nach einer vorzüglich verbrachten Nacht erwachte ich um 6 Uhr, kleidete mich an, nahm einen landesüblichen „Morning-Cap", d. h. ein Gläschen Bitterbranntwein ein und wanderte zu Fuß den steilen Weg zu meiner 2000′ höher gelegenen Farm.

Ich wollte die frische Morgenzeit benutzen, doch war es bereits zu spät, denn die Sonne wirkte schon mächtig. Ohne Anhalt, ohne Aufenthalt, stieg ich im gleichen Tempo den mir so wohlbekannten

Weg hinan, den ich vor 1½ Jahren oft sorgenvoll gemacht hatte. Bald kam ich an der Brauerei vorbei, wo einst ein ruchloser deutscher Wilderer auf mich geschossen und wo ich damals nur durch Kaltblütigkeit, die den Thäter stutzig machte, dem sichern Tode entging. Freilich fiel der Schuß, aber die Kugel ging durch meinen Hut und traf ein volles Bierfaß, da der Arm des einen Brauereibesitzers die Waffe zur rechten Zeit hinaufschlug. Die Besitzer der Brauerei fand ich nicht mehr, sie hatten das Geschäft verkauft, und mir Fremde waren an ihrer Stelle. Der Weg, der in den Felsen gehauen war und mir so viel Mühe im Schweiße meines Angesichtes gekostet hatte, war gut erhalten. Bald erreichte ich die Stelle, wo in tiefer Schlucht gewöhnlich meine Schafe weideten, doch die mir so bekannte Glocke des Bockes war nicht hörbar, auch nicht mehr der dumpfe Klang der Schellen meiner Viehherde — alles war still und lautlos. Endlich erreichte ich die Fence, die das kleine, jedoch tiefe Thal umgab, und inmitten schöner Eichen auf einer herrlich grünenden Matte erblickte ich meine vier Pferde und zwei Fohlen grasend. Bald lag vor mir das Wohnhaus, welches ich erbaut hatte, und bald traf ich bei seiner Arbeit einen meiner Stellvertreter. Die Arbeit wurde sofort im Stich gelassen und im Hause das Wiedersehen gefeiert. Die Frau des Hauses verließ ich vor 1½ Jahren leidend und traf sie durch die Bergluft gekräftigt im besten Wohlsein mit ihrem neugeborenen kräftigen Kindlein auf dem Arme. Meine Rebenanlagen, Bäume, sogar die Blumen waren im prächtigsten Stande und der Obstgarten voll üppiger Früchte, so daß bei den Pfirsichen stellenweise die Äste brachen; die Reben waren unter prachtvollen Trauben, die letzte Ernte der Felder jedoch sollte natürlich schlecht gewesen sein, daher von Geld empfangen für mich keine Rede war.

Nach einem einfachen Frühstück um 12 Uhr fuhr ich im Boggy, den mein treuer Schimmel und der Braune zogen, wieder den Berg hinab, um einen gewissen Herrn zu besuchen, der jenseits der Schlucht mein Nachbar war und den das Unglück getroffen hatte, durch Feuer seinen gefüllten Weinkeller und seine Destillatur zu verlieren, ein Verlust von 27 000 Dollars in Gold, nach Abzug der Versicherung, die 8000 Dollars betrug.

Ich traf den alten Herrn frisch und wohlgemut, sein Keller war schon wieder im Aufbau begriffen und sein thätiger Geist war voller Pläne und neuer Spekulationen, die den Verlust bald möglichst wieder zu decken versprachen. Leider läßt sich aber ein altes Lager von Spirituosen und Weinen nicht so leicht ersetzen, namentlich nicht die Qualität und der reichhaltige Inhalt eines berühmten Kellers. Wir fuhren mit ihm zur Stadt, um Weine, die er zum lagern aufgekauft hatte, einer Probe zu unterwerfen, was uns bis gegen Abend in Anspruch nahm. Erst um 7 Uhr kehrten wir zur Farm zurück, die wir, nachdem wir leider nach der Probe der verschiedenen Weine in der Brauerei diejenige des Bieres gemacht, mit den bekannten Folgen des „Bier auf Wein", nämlich mit Kopfweh, bei herrlicher Mondbeleuchtung des Gebirges und des Monte-Diablo, erreichten.

Die Stadt Napa und Umgegend. — Von Napa bis San Franzisko. — Vallejo und die Bai. — Ausflug nach Oakland. — Die Stadt der Eichen. — Ort Berkly. — Rendez-vous de chasse und Brooklyn. — Alameda, der Liebling. — Woodwards Garten. — Vergnügen für jede Lust. — Der Botanische Garten. — Die Rennbahn und ihr Rundblick. — Das Cliffhouse.

Am folgenden Morgen erwachte ich frühzeitig, begoß die Rosen und Blumen, die ich gepflanzt, durchwanderte nochmals die Umgebung des Hauses, und das wahrscheinlich zum letzten Mal laut meinem Vorgefühl. Nach einem soliden Frühstück fuhr ich den steilen engen Felsweg bergab und verließ St. Helena, das kleine nichtssagende Städchen in üppiger Umgebung, um 7 Uhr 35 Min. und traf in einer Stunde in Napa, der Hauptstadt des County gleichen Namens ein.

Napa hat 4000 Einwohner, liegt im Thale und am schiffbaren Flusse gleichen Namens. Die Häuser sind villaartig hübsch erbaut und umringt von zierlichen Gärten. Ca. 6 Meilen von der Stadt befinden sich die kräftigen sodahaltigen Quellen, denen so mancher seine Gesundheit verdankt. Das Thal war im allgemeinen reich an Mineralquellen, z. B. diejenigen bei St. Helena in einer überaus pittoresken Schlucht, alsdann die heißen von Calistoga, die schwefelhaltige Jod-

quellen sind und gleich mehreren anderen dem imposanten Geysir entspringen, ein von Calistoga ca. 25 Meilen entfernter, heftig siedender, stets bewegter Vulkan, dessen unterirdische Ausflüsse ihn jedoch ungefährlicher machen.

Von Napa ging es weiter über Suskal bis Napa-Junktion, dem durch meinen schönen Schießstock, den ich im Zuge vergessen hatte, mir verhängnisvollen Orte, dem Verbindungspunkt der Sacramento-Vallejo- und Calistoga-Vallejo-Bahnlinien.

Kaum die Junktion verlassend, erblickt der Reisende rechts in einiger Entfernung von der Bahn das alte Vallejo, am südöstlichen Abhang eines kurzen Gebirges gelegen, welches die Bai von Vallejo, die einen Teil der Bai von San Pablo bildet, umkantet, und nach weiter zurückgelegten 7 Meilen erreichten wir die gegenwärtige Hafenstadt Vallejo, die 60 Meilen von Sacramento entfernt ist.

Die Bai von Vallejo ist ca. 4 Meilen lang und eine halbe Meile breit mit vorzüglichem Ackergrund und einer Minimaltiefe von 24' an der internen Hafenstelle. Die Stadt zählt 6500 Einwohner, ist mit dem Bahnhof vermittelst einer Pferdebahn verbunden, und als Import-Hafen und als Terminus der Kalifornia-Pacific-Eisenbahn ein wichtiger Hafen des Staates.

Mit Ausnahme des auf einer Anhöhe errichteten Waisenhauses, des Gebäudes der öffentlichen Bibliothek, der Gebäude einiger Privatschulen und öffentlicher Lehranstalten, der fünf Kirchen und einiger schmucken Hotels, hat die Stadt wenig bemerkenswerte Bauwerke. Um desto auffallender sind die Einrichtungen des Seewesens, die, obgleich primitiver Bauart, so doch in praktischer Beziehung eine bemerkenswerte Vollständigkeit aufweisen. Die hauptsächlichsten maritimen Errichtungen, als Docks, Arsenale, Gouvernements-Speicher u. s. w. befinden sich auf der Mare-Insel, die südlich der Stadt gegenüberliegt, mit der sie Fähren und Dampfer in ununterbrochener Verbindung erhalten, und auf der 500 Mann beschäftigt werden.

Die Verbindung mit San Franzisko findet durch die San Pablo-Bai vermittelst Dampfern statt, die die Strecke von 23 Meilen einer pittoresken Fahrt in 2 Stunden zurücklegen.

Bei kaltem und recht heftigem Winde, jedoch bei herrlichem Anblick der Bai, machte ich diese Fahrt und erreichte in 2 Stunden 10 Minuten San Franzisko, wo ich im International Hotel meine deponierten Koffer trotz Mangels einer Quittung in bester Ordnung vorfand.

Am folgenden Tag unternahm ich einen Ausflug nach Oakland, bezahlte für die 6 Meilen Entfernung 30 Cents, und erreichte in 20 Minuten den San Franzisko nordöstlich gegenüberliegenden Ort, welcher für San Franzisko in gewisser Beziehung das Brooklyn New-Yorks ist.

Von San Franzisko aus führte uns der Dampfer, der ähnlich denjenigen, die den Mississippi befahren, gewaltig breit, mehrere Stockwerke bildete, mit Salons und Veranden versehen war, über die Bai zur fast zirkelrunden Insel Yerba-Buena oder englisch Goat-Island (Ziegeninsel) genannt, die ca. 350 Acker umfaßt und von welcher aus die 2 $^{1}/_{4}$ Meilen lange Fachbrücke, die teilweise Dämme unterbrechen, hinüber nach Oakland-Point und alsdann nach Oakland-Wharf führt und die wir mit der Bahn bis zur Stadt Oakland überfuhren.

Diese kunstvoll errichtete Brücke ist in ihrer ganzen Länge in die Bai für Bahngeleise und Frachtwagen eingerichtet. Sie hat drei sogen. „Slips", d. h. dockartige Einschnitte, von denen der eine 600' breit ist, mit einer Minimaltiefe des Wassers von 26', daher in demselben die größten Schiffe sicher anlegen können. Auf beiden Seiten dieses nördlichen Slip sind umfangreiche Warenhäuser errichtet. Die beiden anderen Slips sind schmäler, jedoch genügend, um Schiffe mittlerer Größe zu bergen. Der südlichste Slip ist der sogen. für Passagiere, an dessen beiden Seiten umfangreiche Wartesäle und Gepäckspeicher errichtet sind. Die Brücke wurde 1870 vollendet.

Oakland-Point ist die Werkstätte der Bahnlinie und bildet einen Komplex von Docks, Werften und anderen Einrichtungen des Seewesens bis Oakland-Wharf hinauf.

Die Stadt Oakland liegt drei Meilen weiter, ist die Hauptstadt des County Alameda und hat ihren Namen von den immergrünen Eichenhainen ihrer Umgebung, die übrigens das nördliche Kalifornien,

namentlich die Gebirge der Thäler von Napa und Sonoma im allgemeinen charakterisieren, in deren üppiges Grün die Stadt bei ihrer Gründung erbaut worden war und die in der Umgegend, wenn auch gegenwärtig spärlicher als in der früheren Zeit, einen wonnigen Anblick gewähren, der noch erhöht wird, wenn man von der wüsten Umgebung der künstlichen Oase San Franziskos kommend den Ort besucht. Augenblicklich fand man die traditionellen und in der Einbildung der Bewohner des Ortes noch vorhandenen Haine nicht mehr, jedoch ist der nachgebliebene wenn auch krüppelige Baumwuchs dieser edlen Pflanze noch ein genügender, um den vorhin erwähnten Eindruck zu erwecken.

Die Stadt zählt 11 000 Einwohner und war der Lieblingssitz der reichen Kaufleute der Metropole und der bemittelten Glücksritter derselben, welche, die mit feinem Sand geschwängerte, stets bewegte Luft San Franziskos und die wechselartige Temperatur des Tages der Handelsstadt fliehend, hier ihre Heimstätte gegründet hatten, während ihr Geschäftslokal in der Metropole blieb. Daher charakterisierte Oakland, abgesehen von seiner immergrünen Umgebung, eine Auswahl schmucker Landhäuser, Villen, pompöser Gebäude für Wohlthätigkeitszwecke und Kirchen, die sämtlich stets zierliche Gärten umgaben, deren Vegetation, gleich wie die der Umgebung, durch die natürliche und teilweise künstliche Bewässerung des Bodens durch fließende Wasserreservoire oder durch Flüsse und Bäche eine üppige war. Außerdem ist es die Milde der Luft in Verbindung mit den kräftigenden Salzdünsten der See, was den Ort nicht nur zu einem wonnigen, sondern in jeder Beziehung zu einem sanitären macht und das Bedauern erweckt, daß San-Franzisko, das Handelsemporium des westlichen Ufers der Vereinigten Staaten, nicht die Stelle Oaklands einnimmt.

Der Ort liegt 300' über dem Spiegel des Ozeans, mit weit ausgedehnter Rundsicht, ist durch das Contra-Costagebirge und durch Ausläufer desselben nicht den ewigen Winden und Stürmen des so sandreichen San Franzisko ausgesetzt, und der Unterschied des Klimas ist, trotz der geringen Entfernung von nur 6 Meilen, ein fast unglaublicher. Außerdem ist der Hafen ein sicherer und geräumiger, mit einer Minimaltiefe von 26' und einer Maximaltiefe von 45'

hat einen vorzüglichen Ankergrund, ist daher jedem Schiffe zugänglich. Man hätte hier leicht das Ideal einer Weltstadt erreichen können, da hier jede Pflanze dankbar fortkommt, während in San Franzisko kein Baum recht gedeihen will, und wo solche im Schutze der Häuser eine gewisse Vollkommenheit erreichen, sie stets von einer feinen Sandmasse belegt werden, die ihnen den Reiz des gesunden frischen Grüns vollständig nimmt und ihnen meist ein kränkliches verkrüppeltes Aussehen giebt.

Ca. 5 Meilen von der Stadt, wohin eine Pferdebahn führt, liegt am Fuße des Contra-Costa-Gebirges der Ort „Berkly, bis wohin Oakland einmal sich ausdehnen soll und gegenwärtig ausgelegt ist. Hier befindet sich die Universität Kaliforniens und das Asylum für Blinde und Taubstumme. In Oakland selbst ist die Militärschule, ein Gebäude im großen Maßstabe, gleichwie alles in den Vereinigten Staaten zu solchen Zwecken, errichtet, nur fehlt auch in dieser Anstalt, wie in allen derartigen Institutionen der Riesenrepublik, eine wirklich wissenschaftliche Grundlage und die Prinzipien der Disziplin der Moral Die Universität bilden zwei Gebäude in hoher Lage in einer ziemlich nachlässig erhaltenen Gartenanlage. Das eine derselben war aus Holz errichtet und diente zu den wissenschaftlichen Vorträgen der verschiedenen Fakultäten. Das Zweite war ein steinernes, zum Zweck der Agrikultur, der Chemie und der Physik mit recht vollständigen und praktisch eingerichteten Laboratorien und mit botanisch-zoologisch-mineralogischen Sammlungen u. s. w. Beide Gebäude waren glanzvoll errichtet, in der Einrichtung jedoch mangelhaft, namentlich durch die zu kleinen Räumlichkeiten. Die 290 Studenten, d. h. männlich und weiblich, lebten in Privathäusern der Umgebung oder in Oakland selbst. Das pompöse Gebäude der Anstalt für Blinde und Taubstumme befand sich in hoher gesunder Lage mit herrlicher Rundschau und war schloßartig errichtet. Die Einrichtung war eine vorzügliche.

Mit der Pferdebahn erreichte ich eine an der Bai pittoresk liegende, von einem Franzosen gehaltene Restauration „Rendez-vous de chasse“, von wo uns eine Brücke über einen Arm des San Antonio, der Oakland von der Stadt Brooklyn trennt, führte und

von der aus der Blick auf Oakland und das Contra-Costa-Gebirge ein höchst lohnender war.

Brooklyn besteht aus überaus schmucken Villen und Landhäusern, die, von üppigsten Gärten umgeben, lieblich erscheinen, ist von Oakland nur drei Meilen entfernt und wird durch die Brodway-Straße vereinigt. Brooklyn wurde ursprünglich San Antonio gleich dem Flusse genannt und liegt am nordöstlichen Ufer der San Franzisko-Bai auf einem hochhügeligen Terrain, auf dessen Erhebungen sich die Schau auf San Franzisko und seine goldgelben, stets bewegten Sanddünen, auf die herrliche inselreiche Bai mit ihrer engen Einfahrt, der stets schäumenden Golden-Gate, glanzvoll entfaltet. Einwohner wurden 2400 gezählt.

Von Brooklyn aus, durch eine stets mit Häusern, Villen, üppigen Gartenanlagen bebaute, zwei Meilen weite Gegend, erreichte ich das ziemlich mit grünen Eichen umgebene Alameda, einen reich mit Villen und Prachthäusern wohlhabender Kaufleute ausgestatteten Ort mit ca. 1600 Einwohnern. Er ist seiner Eichenhaine wegen, die jedoch dem Fremden als ziemlich spärlich erscheinen, durch die Oasenbewohner San-Franziskos hoch verehrt, und wehe dem Verwegenen, der es wagen sollte, Alamedas landschaftliche Reize herabzusetzen. Hier wurden die meisten Picknicks der zahlreichen Vereine, Freundschaftsbündler, heiligen Korporationen christlicher oder unchristlicher Konfessionen, militärischen Korporationen, Meetings-Bündler u. s. w., abgehalten. Ich für meinen Teil fühlte trotz den spärlichen Eichenhainen kein Heimweh nach Alameda und zog Oakland und Brooklyn mit ihrer herrlichen Rundsicht vor. Alameda konnte man von San-Franzisko direkt zu Wasser oder mit der Bahn erreichen, und die Entfernung von der Metropole beträgt 12 Meilen. Die Entfernung bis Alameda-Point, von wo die Dampfer abgehen, ist 5 Meilen.

Da ich ein Retourbillet besaß, so kehrte ich nach Oakland-Wharf zurück, verließ um 7 Uhr 30 Min. den Ort bei herrlichem Sonnenuntergang, der die sandige Umgebung San-Franziskos und die zahllosen Reihen der Schiffe im Hafen glänzend beleuchtete, und landete um 8 Uhr in der Metropole.

Gleichwie in allen englischen Ländern, so auch in den Vereinig-

ten Staaten, demnach auch in San-Franzisko, wird der Sonntag, wenn man auch fleißig die Kirchen besucht, ein Tag, wo man die Langeweile, wenn man sie in seinem Leben nie gekannt, wider Willen kennen lernen muß, und würde dieses in San-Franzisko bedeutend fühlbar werden, wenn nicht die imposante Siebenhügelstadt mit ihren pompösen Bauwerken im Sande den kunstvoll gelungenen Garten Woodwards besäße, wo man für 25 Cents Entree auch am Sonntag, was eine Ausnahme in den englischen Ländern bildet, die mannigfaltigsten Unterhaltungen, eine vorzügliche Beköstigung und die verschiedenartigsten Erfrischungen für unseren verwöhnten Gaumen der Menschheit des 19. Jahrhunderts vorfinden kann. Daher verbrachte ich die meisten Sonntage meines hiesigen Aufenthaltes, so auch denjenigen des 9. August, in der genußreichen Anlage vom Morgen bis zum Abend. Der Garten liegt am südlichen Ende der Market-street, in der Richtung zum umfangreichen, durch die rastlos sich bewegenden Dünen schwer zu erhaltenden botanischen Garten, mit seinem Prachtblick auf die Riffe der Golden-Gate und ihre zahlreichen sogen. Seelöwen (Robben).

Der Woodwards-Garten besteht aus zwei Teilen, die durch einen Tunnel, der sich unter einer Straße hinzieht, vereinigt werden. Der eine Teil bildet den rein zoologischen, mit einer reichhaltigen Auswahl der verschiedenartigsten Tiere der Welt, in vorzüglichster Vollständigkeit. Im Zentrum dieses Teiles befindet sich eine Arena, wo das Alter und die Jugend Schaukelvergnügungen, Ritte auf Elephanten, Dromedaren und Eseln, Fahrten im Wäglein mit Ziegen bespannt u. s. w. genießen kann, und die natürlich stets gefüllt von munteren Besuchern ist. Der zweite Teil, die Gartenanlage, ist nur teilweise eine systematisch-botanische zu nennen, ist aber, was Üppigkeit der Vegetation und gefällige Gruppierung der Pflanzen in heimlichen Lauben, schattigen Gängen, lieblichen Wasserpartien in kleiner Dimension betrifft, eine im vollständigsten Grade gelungene, namentlich, wenn man den verhältnismäßig, im Vergleich zu den kolossalen Bauwerken, die sich in demselben befinden, kleinen Raum berücksichtigt. Die Gebäude nämlich bestehen aus: einem gigantischen zirkelrunden Amphitheater mit solider Bedeckung und mit zwei übereinander im Kreis laufenden

Gallerien, deren vier Reihen Bänke amphitheatralisch in Reihen sich erheben. Im Zentrum dieser umfangreichen Halle befindet sich eine vorzügliche Rollbahn, auf der Tag aus, Tag ein zahlreiche Freunde der Schlittschuhe auf Rädern ihre Kunst produzieren, und unter denen das weibliche Geschlecht auffallend zahlreich vertreten ist. Außer dem Schlittschuhlaufen finden in diesem Raume die verschiedenartigsten akrobatischen Vorstellungen in wechselreichster Art statt. Im Souterrain dieses Gebäudes, als auch in einer langgestreckten, dem Gebäude anstoßenden Halle nebst breiter Veranda sind verschiedene Restaurationen und Trinklokale eingerichtet, die den stets nach tausenden zählenden Besuchern des Ortes in Mannigfaltigkeit und vorzüglicher Güte Nahrung und Getränke bieten.

Gewöhnlich wanderte ich zu Fuß, in Mitte stets wirbelnder Sandwolken der Market-street, um 12 Uhr zum Garten und verließ ihn erst um 5 Uhr. Unmittelbar bei dem Eingang zur Anlage befindet sich das kleine, überaus zierliche Gebäude des Museums derselben, in welchem man in beiden Stockwerken eine gelungene, höchst gediegene Sammlung ausgestopfter Tiere, Mineralien, Waffen, Münzen, sogar Gemälde u. s. w. trifft, und während des Genusses der Besichtigung der wirklich reichhaltigen Schätze des Museums auch denjenigen der Klänge eines gewöhnlich vorzüglichen Orchesters, welches im Garten spielt, hat.

Wie schon früher gesagt, liegt der Garten auf dem Wege zum vier Meilen vom Zentrum der Stadt entfernten botanischen Garten, der übrigens richtiger City-Park genannt wird. Um denselben zu erreichen, kann man San Franziskos Omnibusse oder andere Wagen benutzen, wenn man es nicht vorzieht, zu Fuß über Sandhügel, Sandflächen, bei fürchterlichem Sandstaub, an den zahlreichen, recht reichhaltig ausgestatteten Begräbnisplätzen verschiedener Konfessionen vorbei den öffentlichen Garten zu erreichen.

Die umfangreiche Anlage ist mit auffallender Ausdauer und mit bedeutenden Ausgaben in den Sanddünen angelegt worden, und was die Pflanzen derselben betrifft, so war zu meiner Zeit die Auswahl eine reichhaltige, doch leider werden die verursachten Mühen und Ausgaben nimmer die erwünschten Resultate erreichen, da die immer-

während herrschenden Stürme des Landvorsprunges, auf welchem der Garten angelegt ist, den Park vehement mit Sand überziehen und das Gedeihen jeder Pflanze verhindern. Es zeigen sich die halbwegs fortkommenden Bäume als krüppelig, so zu sagen in krampfhaft verzogenen Formen, oder mit durch den Sturm schraubenartig gewundenen Stämmen; das Laub derselben ist licht und stets mit dicker Staubschicht belegt oder zeigt zerrissene durchlöcherte Blätter. Gleich dem Laube ist auch der wohlgepflegte Rasen der Anlage trotz fleißigem Begießen ein kümmerlicher, mit ausgegangenen Stellen oder mit Sand teilweise überdeckt; grüne Matten bildet der Rasen nicht, denn die sich zeigenden Grasflächen sind gelb in der Farbe, was übrigens in Kalifornien nicht immer dürres Gras bedeutet, da dieses gelbe Gras trotz der Farbe oft saftig ist und vom Vieh, namentlich von den Schafen, gerne gefressen wird. Diese Farbe ist übrigens eine charakteristische für ganz Kalifornien, denn grünende Gräser zeigen sich nur allenfalls während der Regenzeit, die zwischen dem November und Juni erscheint, und sonst nur in den hohen Gebirgen, namentlich in den geschützteren und feuchteren Schluchten der Thäler.

Der Park an und für sich ist im großen Maßstabe angelegt worden und mit kunstvollen Fahrwegen, Reitbahnen und Fußwegen versehen, die letzteren jedoch waren zu meiner Zeit eher vernachlässigt oder erst im Entstehen begriffen, und meist in tiefem Sande. Auf den Fahrwegen und den Pfaden für Reiter begegnet man oft tüchtigen Trabern und edlen Pferden unter dem Sattel.

Der Hauptgenuß des Parkes liegt in der vorzüglichen Bahn für die Wettrennen, die unter die gelungensten zu rechnen ist, und deren Sport-Gesellschaft zur Zeit der Wetten vorzügliches leistet. Außer der Rennbahn liefert jedoch das hügelige Terrain der Anlage, trotz Staub und Sturm, von den Spitzen jener zahlreichen Hochhügel, oder richtiger gesagt, mühsam bepflanzten Dünen aus: prachtvolle Blicke über den Park hinweg, auf das glänzende Meer, auf die eigentümliche, stets schäumende Enge der Golden-Gate mit ihrer sich stauenden Wassermasse, auf die Siebensandhügelstadt mit ihrer gelb glitzernden Umgebung, und es hätte leicht hier ein Eden-Park gegründet werden können, wenn man der enormen Geldsummen gedenkt, die ihm zu Gebote gestellt

werden und gegenwärtig so zu sagen in dem Sand verschwinden, wenn nicht die unsichere Dünenlage mit ihrem beweglichen Grund und der ewig herrschende sturmartige Wind der Anlage jede Hoffnung eines ständigen Bestehens nehmen würden.

Der City-Park bildet fast ein Quadrat, dessen Länge vier engl. Meilen beträgt und das von einer Seite an die offene See grenzt. Durch den Park erreicht man das Cliff-house an der Golden-Gate, wo am dürren Ufer den düstern Riffen gegenüber ein ländliches, jedoch komfortabel eingerichtetes, ziemlich umfangreiches Gasthaus nebst vorzüglicher Restauration sich befindet, von dessen Veranda aus man deutlich das vielstimmige Yoi-Hoi, Yoi-Hoi, Yoi-Hoi-Boy der sogen. Seelöwen hört und gewaltige Exemplare derselben auf den schwarzen Riffen sich sonnen sieht, während am Ufer des flachen Strandes zahlreiche erwachsene und unerwachsene Kinder der Metropole zum Seevergnügen in Mitte zahlreicher Krabben sich räkeln oder im Sande wühlend oder mit der Woge der Brandung spielend ihre Zeit verbringen.

Außer dem Weg durch den Park läßt sich auch ein geraderer zur Stadt einschlagen, der kürzer ist und ebenfalls mit Tramways oder anderem Fuhrwerk zurückgelegt werden kann.

Die Naturwunder Kaliforniens. — Ausflug zum Yosemite-Thal. — Das Contra-Costa-Gebirge. — Die Fläche der Luftspiegelungen. — Von Latrob bis Merced. — Die wilde Fahrt in das Thal. — Cäves Versteinerungen und die Big-Trees Riesenbäume. — Das Thal der Felswände. — Ritt durch das Thal. — Besteigung des Glacier-Point. — Sonderbares Zusammentreffen. — Ritt zum Register-Rock und zum Vernal-Fall. — Charakter der Felsenformation. — Ritt zum Bridal-Veil-Fall. — Eindruck des Yosemite-Thales. — Ein Abendbild.

Abgesehen von den außerordentlich schönen Szenerien, die die Gebirge Kaliforniens liefern, abgesehen von dem Minenwesen im Gebirge und in den Flächen des Staates, die eines gründlichen Besuches wert sind, und deren Beschreibung ein Werk für sich erfordern könnte, abgesehen von reichhaltigen Landschaften, die namentlich der Norden Kaliforniens bietet, abgesehen von der Kulturfähigkeit und der Mannigfaltigkeit der Produktivität des Landes — die bemerkenswertes Interesse erwecken — abgesehen von der auffallenden Reinheit der Atmosphäre

dieses Küstenlandstriches der östlichen Ufer des Stillen Ozeans von Nord-Amerika birgt Kalifornien so zu sagen auch Wunder der Natur, die in gewisser Beziehung als einzig in ihrer Art in der Welt dastehen. Diese Wunder der Schöpfung trifft man: in der Konstellation des Yosemite-Thales, in den Riesenbäumen (Sequoia gigantea) als Haine der Sierra Nevada, in den heißen Quellen der sogen. Geysirs im Napathale des Küstengebirges, und in dem in der Nähe der letzteren sich befindenden versteinerten Walde. Zur Beschreibung dieser phänomenalen Erscheinungen will ich mit dem Yosemite-Thale und den Riesenbäumen beginnen.

Ausflug zum Yosemite-Thal und zu den Riesenbäumen.

Es war an einem kalifornisch glänzenden 15. September, als ich bei heftigem Sandsturm nach Oakland mit der Fähre hinüberfuhr, um von dort aus, über Latrobe nach Merced, 75 Meilen mit der Bahn zurückzulegen. Die Strecke bis Latrobe, der Junktion der Pacific-Visalia-Bahn, über das Contra-Costa-Gebirge ist durch die Szenerie ihrer Landschaft als auch ihres Gebirges eine entzückende; es ist dieselbe, die man bei der Durchreise des Kontinents über Sacramento, Ogden und Omaha nach New-York zurücklegt.

Von Oakland, nach 6 Meilen von San Franzisko, durchfährt man eine flache Gegend in südöstlicher Richtung, meist dem östlichen Ufer der San Franzisko Bai entlang, 27 Meilen, bis Niles 86' über dem Spiegel des Ozeans gelegen, der Terminus der südlich sich ziehenden San Josè Bahn, die bis San Diego, d. h. der südlichsten Stadt des Staates führen soll. Von Niles aus beginnt die allmähliche Steigung zum Livermore-Paß des Contra-Costa-Gebirges, in nordöstlicher Richtung das County Alameda durchziehend. Vor uns entfaltete sich das prachtvolle Gebirge mit seinen zahlreichen Engschluchten, schroffen Abhängen und seiner freilich gegenwärtig spärlicheren, früher üppigen Eichenvegetation, deren Stämmen niederhängende Flechten und Moose einen charakteristischen Anstrich geben. Das Gras der Böschungen der Berge, gleichwie das der ganzen Umgebung der Bahnlinie, war gelb in der Farbe, büschelig, und reich an hochwüchsigem wilden Hafer.

Allmählich wurde die Auffahrt steiler, schroffer die Einschnitte der Bahn, bis wir nach zurückgelegten 11 Meilen vor Pleasanton, 351' über dem Meeresspiegel, in einem Thale, umgeben von hoch emporragenden Bergen, hielten. Es ist ein kleiner Ort sauberer Bauart mit ca. 500 Einwohnern. Alsdann nach weiteren 8 Meilen aufwärts, kam Altamont 740' über dem Spiegel des Ozeans. Kaum war diese Station verlassen, durchfuhren wir den Tunnel des Livermore-Passes, der 1116' lang ist, aus einer künstlichen Balkenverkleidung besteht und eine vollständige Finsternis erzeugte. Denselben verlassend, folgten wir abwärts einer schlangenartig sich kurvierenden Bahnlinie durch Engschluchten und durch enge Durchhaue, bis wir nach zurückgelegten 9 Meilen vor dem sogen. Zink-House, jetzt Midway genannt, 357' über dem Spiegel des Ozeans in sandiger, recht öder Umgebung hielten. Nach weiter zurückgelegten 9 Meilen abwärts, erreichten wir die nur 76' über dem Spiegel des Ozeans liegende Station Ellis, in einem landwirtschaftlich-üppigen Thale gelegen, von der aus 14 Meilen entfernt, mit Geleisen verbunden, die ergiebigen Kohlengruben von Korral-Hollow sich befinden.

Nach zurückgelegten 5 Meilen von Ellis, beim Anblick auffallend vollständiger Luftspiegelungen, die ich bisher nur in den flachen Gegenden der Wüsten, Steppen und der Pampas in gleichem Grade getroffen hatte, erreichten wir Bantas, 30' über dem Spiegel des Ozeans, die Junktion verschiedener Zweigbahnen der Minenorte des San Joaquin-County. Nach weiter zurückgelegten 4 Meilen durch eine wüste Sandstrecke oder richtiger über sandigen Lehm, der den Untergrund bildet und der vom Stümsand bedeckt ist, erreichten wir die Station San Joaquin-Bridge, nachdem wir kurz vor derselben langsam über eine lange Brücke des Flußes gleichen Namens gefahren waren, wonach jetzt hinter uns die Formen des prachtvollen Contra-Costa-Gebirges erschienen. Nach weiter zurückgelegten 4 Meilen in fast östlicher Richtung erreichten wir Latrobe, die Junktion der Zentral-Pacific-Bahn und derjenigen von Visalia, die eine Abteilung der ersteren bildet und die ich zu meiner Weiterfahrt nach Mercedes südöstlich nach einem Wagenwechsel benutzte.

Von Latrobe bis Merced durchfuhren wir in südöstlicher Richtung

57 Meilen das San Joaquin-, das Stanislaus- und den nördlichen Teil des Merced-County, überfuhren die kunstvollen Brücken des Stanislaus- und des Tonolumne-Flusses, die beide Nebenströmungen des San Joaquin sind, und erreichten gegen Abend den kleinen Ort Merced, am gleichnamigen Flusse gelegen, in welchem für die Reisenden ein vorzügliches Gasthaus, mit erforderlichem Komfort eingerichtet, vorhanden war.

Die durchfahrene Strecke war bis Modesto, d. h. bis auf den halben Weg, eine nur teilweise landwirtschaftlich-üppige, von Modesto aus jedoch eher einer Wüste ähnlich. Wald war auf der ganzen Strecke kaum sichtbar, und die Zierde der Gegend bildeten westlich die Höhen des Contra-Costa und östlich die gigantischen der Sierra Nevada. Der Ort liegt in einem breiten flachen Thale, so daß man kaum vermutet, dem Gebirge so nahe zu sein.

Am folgenden Morgen nach vorzüglicher Unterkunft für 50 Cents pro Mahlzeit und gleichem Preis für das Nachtlager verließ ich Merced mit der Coach (Postkutsche) um 6 Uhr früh, um die 92 Meilen bis zum Yosemite-Thal in östlicher Richtung zurückzulegen. Um ½6 Uhr erreichten wir nach 25 Meilen einer staubigen Fahrt Snelling, am Merced-Flusse gelegen. Die Strecke war eine hügellose Fläche oder bildete stellenweise ein wellenförmiges Terrain, welches waldlos war und dessen Gras gelb, in der Farbe sozusagen gleichwie verbrannt erschien; demungeachtet mußte dieses Gras nahrhaft sein, da sich schöne Herden Schafe auffallend großer Art zeigten, die wohlgenährt erschienen.

Snelling lag in der Fläche inmitten üppig grünender Nußhaine, und die Umgebung zeigte viel fließende Gewässer, die fischreich waren und die gewöhnlich malerisch Trauerweiden und andere Arten dieser Baumgattung mit ihrem verschiedenartigsten Laube umkanteten. Bis Snelling fand mehrfacher Pferdewechsel statt, und war bei einem jeden derselben das erneuerte Viergespann ein vorzügliches, meist große, sehr mutige Pferde.

Die folgenden 16 Meilen bis Sutter waren oft sehr steil, der Weg ein schlechter, und gerüttelt und geschüttelt im engen Sitz des altmodischen Wagens, erreichten wir die genannte Station um 12 Uhr,

wo wir bis 1 Uhr rasteten und uns das vorzügliche Mittagsmahl für 50 Cents munden ließen.

Es folgte: eine bergige Gegend, ein steiler Weg und zunehmend Waldvegetation, die meist Pinienarten und Cedern bildeten. Um $^1/_4$ 4 Uhr erreichten wir Cutterville, ein kleines Nest, öde in den Bergen liegend, ca. 22 Meilen nordöstlich von Snelling. Nach Pferdewechsel ging es sofort weiter bei zunehmend schlechterem Wege und schärferer Besteigung der Berge. Der Weg wurde nicht nur steiler, sondern stellenweise durch die Enge desselben und durch die zahlreichen schroffen Abgründe, die sich meist rechts, oft auch links von uns zeigten, gefährlich. Um 6 Uhr trafen wir nach zurückgelegten 8 Meilen von Cutterville in einer Mühle ein, wo wir die Nacht bleiben sollten und wo uns ein einfaches, jedoch vorzügliches Abendbrot nebst herrlichen Früchten schon erwartete.

Die Mühle lag romantisch im Gebirge inmitten einer üppigen Nadelholz-Vegetation, in der die Mannigfaltigkeit der Pinienarten eine wirklich auffallende war. Das ziemlich umfangreiche Haus, gleichwie die Nebengebäude, in denen wir untergebracht wurden, umgab ein zierlich gehaltener Obstgarten, den mannigfaltige Blumen, rankende Gewächse und blühende Sträucher zierten. Der Aufenthalt kostete pro Person 3 Dollars, d. h. 1 Dollar für jede Mahlzeit und 1 Dollar pro Bett.

Am 17. September um 6 Uhr bei aufgehender Sonne verließ unser rüstiges Viergespann, gelenkt von einem die Gewandheit der amerikanischen Rosselenker charakterisierenden „Driver“ (Kutscher), die liebliche, sehr romantische Behausung, einer bedeutend kurvenreichen, engen, höchst unbequemen Gebirgsstraße folgend, die kaum breiter als acht Fuß, stets an schroffen Abhängen und steilen Felsenwänden vorbeiführend, sich als gefahrvoll erwies.

Um 7 Uhr hielten wir in Cäve oder richtiger in einer sonderbaren, vulkanischen Versenkung, wo ein versteinerter Baum gewaltiger Dimension in vollständigster Ausbildung zu sehen war. Der Besitzer des Ortes war ein Franzose. Um 12 Uhr erreichten wir Helsengulli, von wo aus noch drei Meilen bis Big-tree blieben und wo wir gegen 1 Dollar ein höchst mageres Mittagsmahl erhielten.

Die Riesenbäume bei Big-tree sind sehenswert, namentlich ein Exemplar an der Landstraße, welches zu umgehen 25 Schritte erforderte. Die Bäume waren an der Spitze ausnahmslos abgestorben und der Stamm unterhalb meist durch Waldbrände oder Ruchlosigkeit der Wanderer verkohlt.

Hinter Big-tree folgte nur noch kurzdauernd die Steigung, alsdann begannen wir den seit 1873 bestehenden Weg bergab zu fahren, oft rechts an steilen, 200' tiefen Abgründen vorbei, bei einem meist nur 8' bis höchstens 11' breiten Wege, bis wir den Merced-Cannon (Merced-Engschlucht) erreichten, durch den in der Tiefe der zu der Zeit wasserarme Fluß Merced über Felsengerölle lärmend strömte und von beiden Seiten von hohen Felswänden umkantet war, deren Sohle und obere Teile mit gelagertem Schutt gefüllt waren, aus welchem riesige schlanke Pinien gleichwie aus humusreichem Boden wuchsen und die Felswand so zu sagen grün belegten. Die ganze Umgebung war wild, gefüllt mit durcheinanderliegendem oder über einander getürmtem gigantischen Felsengeröll, oft große Höhlen bildend. So ging es im scharfen Trab schwindelerregend bergab mit schleudernder Bewegung eines für unseren Gebirgsweg zu großen Wagens, bis in das Yosemite-Thal, welches sich an der Stelle, wo in südlicher Richtung der Weg nach Mariposa abbiegt, mit dem Anblick der Inspirations-Spitze eröffnet.

Bald hierauf, letztgenannter Spitze gegenüber, links von uns, entfaltete sich die imposante Felswand des El-Capitano, indianisch „Totokonula", vertikal bis zur Thalsohle reichend, und dann gegenüber der gleich einem Silberbande steil 490' niederstürzende Bridel-Veil Wasserfall d. h. der Brautschleier oder indianisch „Pahóna" d. h. Windstoß, und dem angrenzend die vertikalen imposanten Felsmassen der drei Grazien, indianisch „Wauhauké", und diesen gegenüber die noch kompakteren gigantischen Felsen der drei Brüder oder „Pompompasus", die bis 4000' sich von der Sohle des Thales erheben.

Unser Weg führte, nachdem wir die Thalsohle erreicht hatten, eben durch riesige Pinien und durch eine grüne Allee bis vor „Leidigs Hotel", wo ich abstieg, während meine munteren Reisegefährten weiter hinauf zu „Hatschings Hotel" fuhren.

Am 19. September um 6 Uhr in der Früh, nach einem einfachen aber guten Frühstück, trafen unsere Reitpferde ein, und in Gesellschaft von ca. 6 Personen durchritten wir das Thal, welches früher von den hierher pilgernden Indianern heilig gehalten und von ihnen „Yo-ham-ite" oder auch Tutukanula genannt wurde und welches 1851 der Major Savage entdeckte. Es ist 8 engl. Meilen lang, an der breitesten Stelle eine und an der schmalsten eine halbe Meile breit. Durch das Thal strömt der durch die zahlreichen, wie man sagt 25 Wasserfälle der ununterbrochenen Felswand der Thalumgebung gebildete Merced, der, einen kleinen See hinterlassend, unter dem Gerölle der Sohle des Thales versiegt, um erst westlich im Flachland wieder zu erscheinen, das County Merced von Osten nach Westen zu durchziehen, und alsdann in den San Joaquim Fluß zu münden.

Leidigs Hotel verlassend, kamen wir erst an demjenigen eines Mr. Black und alsdann dem hauptsächlichsten des Thales demjenigen des Mr. Hatsching vorbei, in dessen Nähe das schmuck erbaute Cosmopolitan-Café-Restaurant mit Badeeinrichtungen sich befindet. Nach kurzem Aufenthalt in letzterem zur Erfrischung ritten wir weiter bis zum See, der an dem einen Ende des Thales, umgeben von Pinien-Waldungen, mit seinem dunkelgrünen Gewässer romantisch liegt, und wo ich meine Reisegefährten wieder traf.

Der Sonnenaufgang war an und für sich, als die Kugel über den gewaltigen Felswänden erschien, ein schöner, jedoch noch schöner war die herrlich intensive Abspiegelung der feuerartigen Kugel in der unbeweglichen Wasserfläche des kleinen Sees und die Beleuchtung der Riesenbäume, des gewaltigen Felsengerölles, der steilen Felswände in diversesten Schattierungen. Ich umging den stellenweise an den Ufern sumpfigen See und begegnete während des Ganges oder des Springens von Stein zu Stein durch hochwüchsiges Schilf einer prachtvollen Klapperschlange, deren Arten im Thale im allgemeinen, namentlich jedoch in der Umgebung des Sees, zahlreich vertreten sein sollen.

Nach mehrstündigem Genuß der Eindrücke des Sees und einer wohlthuenden Waldluft kehrten wir zu Mittag in das Hotel zurück und ließen die rüstigen Pferde, die uns gegeben worden waren, zu

1 Uhr wieder bestellen, um den sogen. Glacier-Point zu besteigen, von dem aus sich das ganze Thal übersehen lassen soll.

Um 1 Uhr waren wir nach amerikanisch vorzüglicher Mahlzeit wieder im Sattel und folgten dem steilen Pfade, um von der Sohle des Thales, die 5000' über dem Spiegel des Ozeans liegt, den 3705' höheren Gipfel der Felsenwand zu erklimmen.

Einen lohnenden Anblick trafen wir auf der Höhe, nachdem wir jedoch einen nichts weniger als ungefährlichen Weg zurückgelegt hatten. Die Breite des Weges nämlich war von 1—3', stellenweise sehr steil für Pferde, und meist von einer schroffen Wand einerseits und dem tiefen Abhang andrerseits umgeben. Die Pferde waren vorzüglich, und kletterten gleich Ziegen den Felsenweg hinauf.

Die Szenerie von der Höhe des Glacier-Point war wie gesagt schön, doch war dieselbe auch während des Rittes sehr mannigfaltig durch den Zickzack der Besteigung. In Mitte des riesigen Felsengerölles oder aus den gewaltigen Spalten der Felsenabhänge wuchsen, trotz der steilen Wände, riesige Fichtenbäume, deren Stämme oft eine Länge von 300' erreichten, jedoch im Verhältnis zur hohen Wand niedrig erschienen. Die Wildheit der Umgebung des zurückgelegten Weges war eine bedeutende, namentlich als wir die Plattform des 3042' hohen Sentinel-Rock oder -Dome, indianisch „Loya", auf einer Höhe von 2700' erreichten. Von dieser Plattform aus entfaltet sich vor dem Blicke nur die Hälfte des Thales. Vom Sentinel-Rock aus folgten wir einem Pfade, der uns bergab durch eine waldreiche Schlucht und alsdann 1¾ Stunden aufwärts zur Plattform des Glacier-Point auf die Höhe von 3705' über dem Spiegel des Thales führte, wo sich ein herrlicher Blick eröffnete: abgesehen vom sogen. 400' hohen Nevada-Wassersturz und jenem des 400' niederfallenden Vernal, waren es nicht nur die kolossalen Granitfelswände mit ihren teilweise in der Höhe stumpfen, teilweise scharfpyramidal geformten Höhen, von denen einige der letzteren derart in schiefer Lage sind, daß sie gleichsam niederzustürzen drohen, die den merkwürdigsten Reiz des Anblickes bilden, sondern namentlich waren es die die Thalumgebnug charakterisierenden Schattierungen der Felswände.

Unter den Herren, die die Gesellschaft bildeten, traf ich einen,

den ich im vorhergehenden Jahre im Ampezzothale Tyrols kennen gelernt hatte, und — sonderbar! — war es ein Zufall, daß, gleichwie im Ampezzothale als wir uns kennen lernten, eine Viper erschien, auch hier gerade im Augenblicke, als wir uns begrüßten, in unserer unmittelbaren Nähe sich eine rasselnde Klapperschlange zeigte.

Unsere Umgebung bildete üppiger, höchst mannigfaltiger Fichtenwald, mit Cedern gemischt. Nach Genuß der erquickenden Waldluft und in Sicht des Thales, welches durch die untergehende oder, richtiger gesagt, durch die hinter den Felsen desselben verschwindende Sonne beleuchtet war, während wir in der Höhe noch volles Tageslicht genossen, unternahmen wir das Bergabsteigen. Die übrigen führten ihre Pferde am Zügel, während ich im Sattel blieb. Der Ritt abwärts war an gewissen Stellen ein kaum begreiflicher für Pferde, die oft einige Fuß weit vorwärts glitten und, bei den bedeutend scharfen Kurven des Pfades oft nahe daran, in den Abgrund zu stürzen, sich mit den Vorderfüßen hastig stemmen mußten. Es war wie gesagt eine gefahrvolle Niedersteigung, da es dunkel zu werden begann. Um 6 Uhr erreichten wir jedoch wohlbehalten das Hotel im Thal, nachdem wir durch das stellenweise gewaltige Geröll der Thalsohle, bei herrlicher Abendluft, an zahlreichen Feuern der Wigwams der Indianer vorbeigeritten waren.

Am folgenden Tage, um 6 Uhr in der Frühe, bestieg ich wieder mein bereit gehaltenes Pferd und ritt ohne Führer das Thal südlich hinauf durch prachtvollen Wald und durch eine an Blumen reiche Vegetation, und erreichte den sogen. Register-Rock, wo ich zum Angedenken, wie es ja alle Touristen zu thun pflegen, meinen vollen Namen, und zwar in russischer Sprache, an die Wand und an den Felsen des dort befindlichen Häuschens schrieb. Von dieser Stelle aus, bei schwindelerregendem Wege, durch und über wild zusammengewürfelte Felsblöcke kletternd, näherte ich mich dem herrlichen „Vernal-Wasserfall“, der, obgleich der Jahreszeit gemäß wasserarm, demungeachtet einen glänzenden Sturz bildete, und wildschäumend und brausend von der ca. 400′ Höhe niederstürzend, durch das riesige Steingeröll als Bach in den Merced mündete.

Was hier namentlich auffiel, war der zusammenhängende feste

Guß der Granitformationen der gewaltigen Felsenwände, die sich frei von jeder durch die Macht des Wassers gebildeten Spalte oder Kluft zeigten, was übrigens die ganze Felsenumgebung des Thales charakterisiert, deren Wände und Formen sonderbar zusammenhängend, scharfkantig und spitzeckig erscheinen, denn nur die schrägen Flächen, die sich hin und wieder in den meist vertikalen Granitwänden zeigen, und die von der Gewalt niederfahrender Schneelawinen hervorgerufen sein mögen, bilden, gleichsam wie Wege in der Felsenwand, etwas gerundetere Formen.

Zum Mittag war ich heim und bestellte das für Berg- und Felsenpartieen vorzügliche Pferd zu 2 Uhr.

Nach einem trotz hohem Preise recht mageren Mittagessen, jedoch einer kräftigen Suppe, die für mich die Hauptsache der Mahlzeit ist, war ich um 2 Uhr im Sattel und schlug diesmal die nördliche Richtung des Thales ein. Ich war kaum abgeritten und eben im Begriff ein munteres Lied aus vollster Herzenslust in das echoreiche Thal, gleich als ob ich allein in demselben wäre, zu schmettern, als ich plötzlich im Beginn desselben durch ein heiteres Gerede in spanischer Sprache und durch ein helles Gelächter unterbrochen wurde. Es erschienen aus dem Dickicht der Waldung drei Reiter, unter denen eine schöne Dame, d. h. ein dunkelfarbiges Mädchen mit funkelndem Auge, begleitet von einem ziemlich dunkelfarbigen Kavallero und seiner Frau. Sie beglückwünschten mich über meinen Frohsinn, und forderten mich auf, mich ihnen anzuschließen und den „Bridal-Veil“ zu besuchen, der 950' niederstürzt und der 3300' hohen, stumpf hochplateauartig, oberhalb beschnittenen, gewaltigen Felswand des El-Capitano gegenüber herrliche Regenbogenfarben durch seinen hastigen Fall entwickelt.

Unser Weg führte uns durch eine im richtigen Sinne des Wortes wildpittoreske Gegend, meist durch und über Felsengeröll, welches üppig wuchernder, wilder Wein umgab. Heimkehrend, schlugen wir den gleichfalls wild romantischen Weg durch eine forstartigere Bewaldung der Seite des Wasserfalles ein, bei Anblick der, durch die hinter den Felsen schwindende Sonne glänzend beleuchteten Felswand des vertikal steilen El-Capitano. Um 6 Uhr, bei kräftigender Luft, erreichte ich wieder Leidigs Hotel.

Die Temperatur des Thales zeigte während meines Aufenthaltes, am Morgen wie auch am Abend, ca. 50° Farh., den Tag über war es heiß, jedoch wurde die Wärme durch die zahlreichen Wasserfälle, die eine kühlende Brise im geschlossenen Thale entwickeln, bedeutend gemäßigt.

Das Thal im allgemeinen ist natürlicherweise, wie es die Vegetation beweist, ein fruchtbares. Ein leichter, schwarzer, sandiger, humusreicher Boden bedeckt das Steingeröll der Thalsohle. In den leider zahlreichen waldloseren Strecken desselben zeigen sich starke Ansammlungen von Felsenstaub d. h. fein zerriebenem Kies der Granitwände. Im Mai und Juni ist im Thale das Wasserspiel der ca. 25 Stürze längs den Felsenwänden ein prachtvolles. Im September, der Zeit meiner Anwesenheit, hatten der Kotapat-, der Royal-, Arch- und der Yosemite-Fall, gleich wie viele andere, nur wenig Wasser, und es waren nur diejenigen des Bridal-, des Vernal- und der prachtvolle Nevadafall, die, wenn auch an Wasser ärmer als sonst, demungeachtet den vollsten Glanz ihrer Thätigkeit entfalteten.

Am folgenden Tage beabsichtigte ich reitend das Thal zu verlassen und über die Wasserfälle Vernal und Nevada das „Snow-Hotel" auf der Höhe des letztern, und von dort aus, über den Glacier-Point, dem Felsenkranz des Thales folgend, Herrn Chas. A. Perigays „Wald-Hotel" zur Nacht zu erreichen, um alsdann weiter über den Inspirations-Point zum „Etablissement Clarks" in der Nähe der Riesenbäume zu reiten.

Der Abend war ein entzückender, die Grillen zirpten munter, die Froschwelt, namentlich die Laubfrösche, waren im vollsten Treiben ihres Nachtlebens, und melodisch ertönten die Schellen und Glocken des Viehes im Thal und lockten mich hinaus zu einer nächtlichen Wanderung dem glitzernden Merced entlang, der, an Fischen reich, die Hauptquelle des Lebensunterhaltes der im Thale weilenden höchst armseligen Indianer bildet, die hin und wieder jedoch nur durch die Fischerei und durch Froschfang bei den Hotelbesitzern ziemlich gute Geschäfte machen, meist jedoch ein kärgliches Leben führen. Die Indianer, die ich in den Wigwams traf und auch an diesem Abend Gelegenheit hatte vor ihrem Feuer kauernd zu beobachten, machten einen

harmlosen Eindruck, und zeigten in ihrem Benehmen mehr Herzensgüte und Verständnis als es die allgemeine Meinung der Amerikaner ihnen zuspricht.

Das Yosemite-Thal als Schlupfwinkel der Indianer. — Entstehung des Thales. — Ein Nachtbild. — Das Wild des Waldes. — Ein steiler Ritt. — Waidmännische Unterkunft. — Durch Wald bis Clarke. — Zum Hain der Riesenbäume. — Clarke und seine Lage. — Der Grisly-Bär in der Baumschule. — Über Mariposa nach San Franzisko.

Bis 1851 war das Yosemite-Thal den Weißen in Kalifornien unbekannt. Es bildete dieses sonderbare Kesselthal, dessen Ursprung bis jetzt der Wissenschaft ein unerklärlicher oder wenigstens nur ein mutmaßlicher ist, den Indianern einen sie vor der Verfolgung sichernden Schlupfwinkel, den sie bis 1851 zu diesem Zwecke auch günstig benützten, und dieses war die Ursache der früheren Fabel über das plötzliche wie in die Erde verschwinden der die ersten Pioniere Kaliforniens oft hartnäckig beunruhigenden Indianerhorden, da sie sich in dieses Thal zurückzogen.

Hier ist es am Platze, meine Ansicht über die mutmaßliche Entstehung dieses sonderbaren Thales mitzuteilen. Vulkanische Eruptionen haben dieselbe nicht hervorgerufen, da weder Lavareste noch vulkanische Gesteine sich zeigen, und auch die glatten Wände, die die Umfassung des Thales bilden und die kaum Spalten, noch weniger Klüfte und Absonderungen einer Felswand von der anderen zeigen, sprechen gegen einen über der Erde stattgefundenen vulkanischen Einfluß. Ebenso wenig zeigen sich die Folgen des Einflusses der Wasserkraft bei der Bildung desselben, denn sonst würden sich nicht die scharfkantigen, oft spitz pyramidal zulaufenden Formen der Granitwände gebildet haben.

Die Spitzen der Felsenwände, die an gewissen Stellen gleich wie abgetragen erscheinen, so wie der Charakter der Sohle des Thales, entwickeln folgende Mutmaßung über die Entstehung desselben:

Die Sohle des Thales nämlich bildet gegenwärtig meistens ein mit Humus belegtes, stellenweise noch freiliegendes gewaltiges Felsengeröll, welches geschichtet und von einer unergründlichen Tiefe ist. Das Ge-

stein der Sohle des Thales ist gleich demjenigen der früher erwähnten, wie abgetragen erscheinenden Felsmassen der Gipfel, und es entsteht die Vermutung eines Niedersturzes derselben in eine früher bedeutend tiefer gewesene Sohle des Thales. Dieses giebt eine Möglichkeit, die Ursache und den Ursprung des Gerölles, das die Thalsohle bildet, zu beweisen, giebt jedoch noch keinen Begriff über die Art der Entstehung des durch eine Granitwand fast kreisförmig und fast ununterbrochen umfaßten Thales.

Allen Anzeichen nach war einst das Thal ein Gebirgssee, dies beweisen noch zahlreiche Spuren an Gesteinen, die den Untergrund eines Seees gebildet haben müssen. Meine Ansicht ist demnach: daß durch unterirdische vulkanische Ereignisse oder durch Einbruch sogen. Erdblasen eine Versenkung des Seees hervorgerufen wurde, durch deren Erschütterung eine Felsenpressung und zugleich auch eine Felsenrutschung stattgefunden hat, durch die die Versenkung infolge des Niedersturzes teilweise gefüllt wurde, und infolge der Pressung die eigentümliche kesselartige Felsenwand des Thales entstand, während die gegenwärtige Sohle des Thales durch wiederholt niederstürzendes Geröll sich erst allmählich gebildet hat.

Bei prachtvoller Mondbeleuchtung der Felsenwände und der majestätischen Bäume des Waldes, bei flackerndem Leuchten der zahlreichen Feuer vor den Wigwams der Indianer, die kauernd um dieselben saßen, beim Rauschen des eilig dahinfließenden Baches und dem Flüstern oder hin und wieder Sausen der Brise durch die schlanken Fichten des Thales, bei hörbarem Knistern der Feuer, dem dumpfen Brausen der Wasserfälle, dem hin und wieder hörbaren Geknall der Büchse eines nächtlichen Jägers, bei den Klängen helltönender Glocken und Schellen der weidenden Herden, dem Wiehern und Pusten der Pferde im Walde erreichte ich das Hotel und wurde mit der Forderung einer sonderbaren Steuer empfangen, nämlich derjenigen eines Dollars für die Benutzung der Wege des Thales, die ich wahrhaftig nicht kennen gelernt hatte, obgleich sie kaum bestehend und kaum sichtbar vom Amerikaner „very beautiful roads“ benannt werden. Überhaupt hat man zum Besuche des Yosemite-Thales genügend zu zahlen, schon die Reise von San-Franzisko bis zu demselben ist derartig kostspielig, daß man

für die ausgegebene Summe den halben Weg von San-Franzisko bis New-York bestreiten kann.

Der oftmalige Knall einer Büchse bewog mich, die Frage zu stellen, auf welches Wild der Jäger sich hier in der Nacht auf die Jagd begiebt, und die Antwort lautete: auf Hirsche, die beim Mondlicht den Merced-See gerne besuchen. Außer dem Hirsch bevölkern die Waldungen des Thales und des Sierra Nevada-Gebirges im allgemeinen: das wilde Schwein und Wildhühner verschiedenster Art, als auch der schwarze Bär und der wilde Grisly-Bär.

Am folgenden Tage, dem 20. September, war ich um 7 Uhr im Sattel, wurde aber, bis sich die Gesellschaft, der ich mich angeschlossen, und die aus sieben Mann inkl. den Führer bestand, versammelt hatte, aufgehalten, denn erst um 9 Uhr brachen wir auf, nachdem einem rüstigen, jedoch jungen Maulesel unser Gepäck aufgebürdet worden war.

Wieder folgten wir einem sogen. Wege durch das Thal, und zwar demselben, den ich, zum Vernal-Fall, reitend zurückgelegt hatte. Als wir den 350' hohen Sturz der lärmenden Wassermasse erreichten, war unser munterer Maulesel, nebst Gepäck, im Dickicht des Gestrüppes spurlos verschwunden, demungeachtet setzten wir unseren Weg fort, der steil und höchst gefahrvoll war.

Vom Vernal-Fall aus hat man einen schönen Blick auf die kolossale Felswand des von der Thalsohle schroff vertikal sich 4000' erhebenden Cap of Liberty.

Um 12 Uhr waren wir vor dem Nevada-Fall mit seinem glitzernden Wasserspiegel, und hierauf bis zu seinem Ursprung steigend, erreichten wir 700' über der Thalsohle oder annähernd 5700' über dem Spiegel des Ozeans das sogen. Snow-Hotel, in Mitte der riesigen Felswände der Gipfel des North-Dom und des Glacier-Rock liegend, umringt vom wilden Durcheinander gewaltigen Gerölles in der Nähe des tobenden Wasserfalles.

Ein spärliches und schlechtes Mahl erwartete uns gegen Bezahlung von einem Dollar pro Person. Während wir speisten und hierauf die rauhe Umgegend bekletterten, kehrte unser rüstiger Führer in das Thal zurück, um den Maulesel nebst Gepäck zu finden, und nachdem wir seine Rückkehr vergeblich erwartet hatten, nahmen ich und ein

Belgier, Herr Jan van Volxem, ein Botaniker, den Führer des Ortes, um den gefahrvollen steilen Felsen des Nevada-Falles, dem Kamm des North-Dom folgend, zu besteigen.

Die Besteigung war schwindelerregend und gefahrvoll, die sich entfaltenden Aussichten waren prachtvoll. Es ging bald steil hinauf, bald schroff hinab, oft jähen Abhängen vorbei, bald durch Waldungen meist in Sicht des Glacier-Point, dessen Höhe meine Messung 3700' über der Sohle des Thales erwies, und von dem aus das ganze Yosemitethal zu übersehen war.

Um 4 Uhr verließen wir die Plattform der Höhe, kamen in einen Wald riesiger Pinus-Arten, bei Anblick einer Blumenflora, die sich mit der üppigsten der Alpenwelt vergleichen ließ. Das Terrain war an Schluchten reich, und es zeigten sich viele frische Spuren der Grisly-Bären. Um $^1/_2$7 erreichten wir das 3000' über dem Spiegel des Thales liegende „Hotel Perigays", dessen Gebäude echt waidmännisch errichtet, ausgestattet und mit Geweihen verschiedenster Art geziert waren. Hier erwartete uns ein echtes Jägerabendessen, welches aus Hirschbraten, vorzüglicher Butter, Milch, Buttermilch, famosen Kartoffeln in der Schale und aus Thee bestand.

Um 8 Uhr traf auch der Führer nebst unserem Gepäck aus dem Thal wieder ein, nachdem er den geraden Weg eingeschlagen hatte. Die Nacht war frisch, so daß nicht nur im Kamine des Gesellschaftszimmers ein munteres Feuer knisterte, sondern sogar der Ofen im Schlafzimmer geheizt worden war. Einen Wespenstich am Halse hatte mir der Felsritt hinterlassen und der Besitzer des Hotels gab mir eine Mischung von Salz und Kampher zur Einreibung, die auffallend rasch die Geschwulst beseitigte, das Ausziehen des Dornes noch am Abend ermöglichte und als gutes Mittel zu empfehlen ist!

Nach einer frischen Nacht mit Frost erwachten wir am Morgen, laut Volxems Thermometer, bei 5° Celsius. Die Fensterscheiben waren gefroren und starker Reif bedeckte die Umgegend, wie ein frischer Schneefall.

Nach gutem Frühstück waren wir um 8 Uhr zu Pferd und trabten durch den dichten Wald, weglos, nur einer Spur folgend, bergauf,

bergab, bei munterem Gezwitscher der Vögel und bei wohlthuendem Sonnenschein. Wir erreichten in 2½ Stunden die Höhe des Inspirations-Point mit schönem Blick auf das Thal und auf den hell glitzernden El-Capitano, an dessen steiler Felswand eingehauen, ein Weg für kleine Fuhrwerke zu sehen war, der zum sogen. Flatt, einem Dorf auf der Höhe, malerisch, stets dem schroffen Abhang entlang, sich zog. Der El-Capitano macht sich, vom Thal aus gesehen, pompöser, als von der Höhe.

Zwei Plattformen bildet der Inspirations-Point, von denen die niedrigere einen schöneren Blick als die obere gewährt. Zu den Plattformen führt ein sehr steiler Fußpfad, dessen Umgebung die echte Heimstätte der Klapperschlangen zu sein schien, denn nirgends traf ich eine größere Anzahl derselben als auf dieser Strecke.

Als wir zum Waldhaus zurückkehrten, bewillkommte uns kurz vor demselben ein gemütlich sein Haupt gleich einem Perpetuum mobile hin und her schwenkender Grisly-Bär, der sich in seiner ihm, wie es schien, wonnigen Bewegung nicht im mindesten durch unser Erscheinen stören ließ. Um 12 Uhr trafen wir ein und es erwartete uns ein vollständiges Gala-Diner, auch hatten wir für drei Mahlzeiten und eine Nacht pro Mann 4 Dollars zu bezahlen.

Das Waldhotel Perigays macht einen überaus freundlichen, fast idyllischen Eindruck. Es liegt, wie gesagt, im dichten Walde und die unmittelbare Umgebung des Wohnhauses und der Nebengebäude bildet eine an Quellen reiche, umfangreiche Weide, auf der vortreffliches Vieh zu sehen war.

Um 1 Uhr brachen wir auf und erreichten Clarke, 4600' über dem Spiegel des Ozeans, in einem lieblichen Thale, um 3 Uhr. Der Pfad, dem wir folgten, führte uns stets durch üppigen, hochwüchsigen Wald schlanker Pinien; er war höchst wild und steil, bald bergauf, bald bergab, durch Schluchten, über steile Abgründe, oft an schroffen Abhängen vorbei, oder über Klüfte mit wildestem Felsengeröll und rauschenden Gießbächen, hin und wieder über üppige Grasflächen des Waldes, die üppig im Wuchs, jedoch nicht in der Farbe waren, da dieselben sich stets gelb zeigten. Spuren der Grisly-Bären zeigten sich

überraschend viele, und bewiesen, wie zahlreich diese in der Gegend waren.

Clarke umgiebt eine im richtigen Sinne des Wortes prachtvolle Grasfläche, die wiederum ein schöner Wald mit gewaltigen Stämmen kranzartig und dicht umfaßt, in dessen Zentrum hoch gelegen der Hain der Riesenbäume, der Sequoja-gigantea, sich befindet.

Während des Rittes erkrankte mein Pferd, es blieb plötzlich stehen und verfiel einem heftigem Schüttelfrost, allen Anzeichen nach durch Vergiftung, entweder infolge des Genusses der Gifteiche, die so zahlreich mit ihren Dornen in den Waldungen der Sierra Nevada, des Küstengebirges und des Contra-Costa als Unterholz, oft als alleiniger Bestand der entholzten Waldungen, zu treffen ist, oder, wie unser Führer behauptete, infolge eines Insektes, welches das Tier verschluckt hatte. Ein sofortiger Aderlaß, in den Ohren und an der Zunge, half rasch; der Schwindel, der das Tier befallen, und der stiere Blick der Augen schwanden bald, und gegen Abend schon graste es wieder munter.

Der Abend war frisch, daher ein köstlicher am knisternden Feuer des Kamins, heimatliche Gefühle erweckend, und wir verbrachten denselben, sechzehn an der Zahl, in munterstem Gespräch, während im Freien, bei sternenklarem Himmel, der Wald durch die Laute der mannigfaltigsten Nachttiere hörbar belebt wurde.

Am folgenden Tag, dem 23. September, nach vorzüglichem Frühstück, waren wir um 9 Uhr im Sattel, um den 12 Meilen entfernten Hain der Riesenbäume zu besuchen.

Der steile Weg führte uns mit steten Windungen durch eine auffallende Mannigfaltigkeit der Pinien, oft an die Strecken im nördlichen Texas erinnernd. Unsere Gesellschaft bildeten zwölf Touristen, die sehr verschieden in der Auffassung des Naturgenusses waren und jeder in seiner Art den beschwerlichen Waldweg und die hin und wieder sich zeigenden Prachtblicke auf die Schneegipfel der Berge beurteilten.

Die Riesenbäume, die wir endlich erreichten und die im höchsten Grade imposant sind, waren leider ohne Ausnahme an ihren Gipfeln vertrocknet, bei den meisten derselben fehlte vollständig die Spitze, und die Toppenden der Kolosse waren meist hohl ausgebrannt. Ich maß

einen derselben, der niederlag; er ergab 105' im Umkreis, hatte ohne Spitze eine Länge von 300' und unsere ganze Bande von zwölf Mann ritt durch die Hälfte seiner Länge. Er war nämlich ausgehöhlt und die eine Hälfte von der andern getrennt. Durch einen noch stehenden Stamm ritten wir gleichwie durch eine Riesenpforte. Unter einem Riesenbaum entsprang aus seiner Wurzel eine Quelle mit kühlem, gleich Silber glänzendem Wasser, an der wir lagerten und unser frugales Frühstück genossen. Hierauf kehrten wir nach Clarke zurück in munterster Stimmung, da Getränke zum „Lunch" nicht gefehlt hatten.

Clarke bilden drei Häuser. Das eine derselben hat einen mit einem Kamin versehenen Parlour-Room (Gesellschaftszimmer), einen Speisesaal, eine Küche und einen Schenkraum. Das andere Haus bildet eine Sägemühle mit künstlicher Wasserleitung, am hohen Ufer des Chowkille-Flusses gelegen, nebst Vorflur und Stallungen. Das dritte Gebäude enthält nur Stallungen. Außerdem zeigen sich diverse kleine Gebäude, umringt von den Wigwams schmutziger, im Typus affenartig erscheinender Indianer, deren Frauen einen eigenthümlichen tierischen Eindruck machen.

Zurückgekehrt, wanderte ich noch vor Sonnenuntergang in den Wald und begegnete in der Nähe der Quellen des Flusses, die dreiviertel Meilen von Clarke entfernt sind, einem Grisly-Bären, der, wie es schien, gemütlich seinen Spaziergang machte und brummend sein Haupt hin und her über den Boden schwenkte. Da ich nur einen kleinen Taschenrevolver mit hatte, so blieb mir nichts besseres übrig, als aus seiner unerwarteten Nähe von 15 Schritten zu entweichen. Ich schritt daher eiligst durch den Bach und hatte von einer kleinen Anhöhe aus bald den vollen Anblick des kolossalen Tieres. Der Bach, die Anhöhe und die dichten jungen Bäume, die mich umgaben, verleiteten mich zum Schuß trotz kleinen Kalibers meines Revolvers, die Kugel traf das dicke struppige Fell, wirkte jedoch gleich einem Mückenstich, denn das Tier schüttelte sich, kratzte sich hinter dem Ohr und — wir machten uns beide, so zu sagen, aus dem Staube.

In der Umgebung des Baches befand sich eine umfangreiche Baumschule, in der die verschiedenartigsten Pinien und auch Riesen-

bäume sorgfältig gezogen wurden. Sie waren zur Verpflanzung in die Gegenden bestimmt, die als National-Park proklamiert worden sind und geschont werden sollen.

Am folgenden Tag um $^1/_2$7 Uhr verließen wir Clarke mit der Diligence, in der nur sechs Plätze waren, auf welchen jedoch neun Passagiere eingepfercht wurden, während noch zwei auf dem Deck des Wagens und zwei auf dem Bock ihren Platz fanden. Durch dichten Wald, bergauf, bergab, erreichten wir Mariposa, wo schlecht zu Mittag gespeist wurde, und fuhren alsdann über unabsehbare Flächen, gerüttelt und geschüttelt, über Hornitas bis Merced, wo wir nach zurückgelegten 65 Meilen um $^1/_2$8 Uhr eintrafen. Der Staub der letzten Strecke war ein unleidlicher und die unbequeme Enge im Wagen, in welchem die Passagiere sich Knie an Knie rieben, war unbeschreiblich.

Am folgenden Tag, am 25. September, verließ ich Merced gegen 5 Uhr Morgens mit dem Zuge und war um $^1/_2$7 Uhr in San Franzisko.

Ausflug zu den Geysirs. — Calistoga. — Bis zu den Geysirs. — Charakter und Lage der Quellen. — Ausflug zum versteinerten Wald. — Hypothese über die Bruchbildung der Stämme. — Sacramento und seine Sehenswürdigkeiten. — Ausflug zu den Riesenbäumen von Calaveras. — Calaveras und die Natur der Gegend. — Die Riesenveteranen. — Eindruck des Waldes im allgemeinen. — Über Stockton, Latrobe, das Contra-Costa-Gebirge und Oakland nach San Franzisko.

Um die tobenden Sprudel zu erreichen, nimmt man die Richtung zu den Schwefelquellen Calistogas. Zu diesem Zwecke besteigt man in San Franzisko eines der von mir schon früher beschriebenen, flachgehenden, gigantischen, mehrstöckigen Dampfboote, um die Strecke von 28 Meilen durch die Bai nach Vallejo zurückzulegen, die in reichem Wechsel den anmutigen Anblick zahlreicher Felsen im Meere, verschiedener Inseln und der glanzvollen Umgebung der in ihrer Art einzig schönen Bai bieten.

Von Vallejo aus führt die Bahn 43 Meilen, bei sich oft verändernder, stets interessanter Landschaft, durch das üppige Napatal über Napa-Junktion, Napa, St. Helena und viele reizende Orte inmitten strotzender Weinbau-Anlagen bis in die wüste, jedoch in ihrer Art imposante Gegend Calistogas mit den heißen Sprudel-Quellen,

welches, obgleich viele schmucke Bauwerke aufweisend, doch einen eigentümlichen, teilweise ländlichen, zum Teil primitiven, im allgemeinen jedoch die Nerven, das Hauptübel unserer Zeit, beruhigenden und in vieler Beziehung sogar anziehenden Eindruck hervorruft und in dessen Einrichtungen man den gründlichsten britisch-amerikanischen Comfort mit einer sozusagen gemütlich-ländlichen Primitivität gepaart trifft, was denjenigen, der über einen vollen Beutel verfügt, zum längeren Aufenthalt verlockt, da die Atmosphäre dieser Gegend, abgesehen von den erdenklichsten Bequemlichkeiten, die man im Orte findet, dem vom Saus und Braus des rastlosen San Franzisko Ermüdeten eine wohlthuende Erquickung gewährt.

Von Calistoga bis zu den Geysirs ist die Entfernung 25 Meilen, die man, im Wagen oder zu Pferd, durch eine unbeschreiblich wüste Gegend zurücklegt.

Die Geysirs liegen 1700' über dem Spiegel des Oceans, so zu sagen am Fuße des 3471' hohen Geysir-Peak, am nördlichen Schluß des Thales von Sonoma, den die auffallendsten Folgen gewaltiger vulkanischer Eruptionen kennzeichnen. Die Quellen der Geysirs sollen über 200 an der Zahl sein. Das Wasser derselben ist entweder heiß oder kalt, süß oder sauer, eisen- oder sodahaltig, alaun- oder schwefelhaltig im Geschmack. Alle schwefelhaltigen sind in der Farbe bald weiß, bald rot, bald gelb, aber meist schwarz wie Tinte. Der Geruch ist ein sehr penetranter. Die Quellen liegen zwischen dem sehenswerten See Clear und dem Russian-Fluß unmittelbar am unwirtlichen Ufer des Pluton-Baches. Unter den springbrunnenartig emporsprudelnden heißen und kalten Quellen sind die bemerkenswertesten: die sog. Eye-water-Spring, die für Augenleidende wirksam ist und getrunken einen abführenden Einfluß hat, alsdann die gewaltigste in der Kraft des Emporschnellens und der Dampferzeugung, die sog. Steampipe (Dampfpfeife), deren Strahl oft 8" im Durchmesser beträgt und deren Dampfausströmung oft die Höhe von 200' erreicht, während der Wasserstrahl nur 50' hoch steigt. Der Lärm, den namentlich diese Quelle erzeugt, ist weit hörbar, und der bewegliche Zustand des Terrains in ihrer Umgebung wirkt unheimlich.

Von Calistoga fünf Meilen westlich, auf dem Wege zu den Geysirs, befindet sich der sogen. versteinerte Wald, den übrigens nur einzelne Stämme, die hier und da zerstreut liegen, bilden, und der vom Ufer der Bai aus ein Areal von annähernd 25 englischen □Meilen einnimmt. Die meisten Stämme müssen noch tief im Untergrunde liegen. Das versteinerte Holz ist dasjenige der Rotzeder, die auch gegenwärtig in dem spärlichen Bestande der Waldungen dieser Gegend die Hauptart der Bäume bildet. Die Fasern des Holzes sind in der vollständigen Versteinerung der Stämme geschwunden, und ihre Stelle vertritt eine karboniferöse Thonmasse. Die Zersplitterungen der versteinerten Stämme finden stets der Lage der Fasern nach statt, daher diese Stücke täuschend gespaltenem Holz ähnlich sind, und erst beim berühren durch ihre Kälte und durch das Gewicht sich als Stein erweisen.

Das Merkwürdige bei dieser Versteinerung ist, daß die meisten Stämme quer durchgetrennt sind, was bei Holz nie stattfinden kann, so lange nicht die menschliche Hand es in dieser Weise mit der Säge oder mit dem Beil trennt. Es zeigen sich sogar viele Stücke von 1' Fuß Länge, gleich wie zur Spaltung von Menschenhand gesägt, und unwillkürlich glaubt man, daß dies auch wirklich vor der Versteinerung stattgefunden hat.

Da die Formation der Gegend eine vulkanisch sandsteinartige ist, so läßt sich übrigens vermuten, daß der Wald durch eine vulkanische Sandflut mindestens 20' hoch überstaut worden ist, daß die über 20' ragenden Spitzen der Bäume verwittert sind, während die unter der vulkanischen Bedeckung gebliebenen Stämme sich durch das die Masse durchsickernde Wasser versteinert haben, einen Stein bildend, der härter als die Sandsteinbildung ihrer Umgebung war, die allmählich fortgeschwemmt worden ist, wodurch zwischen den versteinerten Stämmen Lücken entstanden, die sie zum Einsturz oder Umsturz zwangen, und so möglicherweise die wunderbaren Bruchbildungen hervorgerufen haben.

Von Calistoga aus schlug ich die Richtung durch das üppige Napathal ein, um von der Station Napa-Junktion aus mit der „Western-Pacific-Bahn" die Hauptstadt Sacramento zu erreichen, mit dem Vorhaben, von dort aus einen wiederholten Besuch einem der

Naturwunder des Staates, den Riesenbäumen von Calaveras zu machen.

Gegen Abend traf ich in Sacramento ein, wählte unter den zahlreichen Hotels das „Golden-Agle-Hotel“ zur Unterkunft, und beschloß, erst nach einem Tagesaufenthalte meinen Ausflug nach Calaveras vorzunehmen.

Ein Aufenthalt in Sacramento ist lohnend, denn abgesehen von der echt deutschen Gemütlichkeit, die man in der Gesellschaft des zahlreich vertretenen germanischen Elementes findet, abgesehen von der schönen Umgegend und der von der Natur begünstigten Lage der Stadt, bietet Sacramento auch architektonisches Interesse, was im allgemeinen in den Städten der Vereinigten Staaten nur selten zu treffen ist.

Sacramento wurde 1849 unter Suter gegründet, liegt am östlichen Ufer des tiefen und bis hierher schiffbaren Sacramento, in der Nähe der Mündung des American-Flusses in denselben. Der Sacramento mündet in der Nähe von Vallejo in die San-Pablo-Bai, kurz vor seiner Mündung, bei Benicia, der frühern Hauptstadt des Staates, die sogenannte Soo-e-soon-Bai oder richtiger gesagt einen See bildend. Von seiner Mündung aus werden 20 engl. Meilen bis San-Franzisko und 48 Meilen bis Sacramento gerechnet. Sacramento ist eine der reizendsten Städte Amerikas. Umgeben von üppiger Vegetation, an einem tiefen, raschfließenden, breiten Strom gelegen, durchzogen von breiten, stets bewässerten, sorgfältig drainierten Avenuen mit schattenreichen Alleen, reich an Gärten, in denen Prachtbäume, namentlich Trauerweiden und die verschiedenartigsten Pflanzen zu sehen sind, reich an Häusern und Villen entweder gigantischer oder aber geschmackvoll zierlicher Bauart, bietet es dem Auge vielfältigen Genuß. Die Häuser sind aus Ziegelstein oder aus Piseesteinen (Sand und Lehm) erbaut und ruhen meist, der oftmaligen Überschwemmungen wegen, auf Rosten. Abgesehen von den Kirchen, gemeinnützigen Anstalten, Stiftungen, Schulen, dem geschmackvoll und bequem eingerichteten Gebäude der Central-Pacific-Eisenbahn, den Werkstätten und dem Hospital der Central- und Western-Pacific-Eisenbahnen, die alle sehenswerte Bauwerke sind, bildet das freistehende, architektonisch vollendete „Capitol“ den Glanzpunkt der Stadt und ist einer Beschreibung wert.

Das Gebäude, welches den Sitz der Regierung des Staates Kalifornien darstellt, liegt auf einem freien Platz, ist nur aus Stein und Eisen errichtet, und sein Zentrum überwölbt eine imposante Kuppel. Das Hauptportal mündet auf die Broadway-Straße, und das Ganze umgiebt eine parkartige Anlage. Die Länge des Gebäudes beträgt 320'. Bis zu 25' Höhe führen in einer Breite von 80' Granitstufen zu der von zehn imposanten Säulen getragenen Vorhalle, die einen stolzen Eindruck macht. Aus dieser Vorhalle tritt man in eine kunstvoll gewölbte Rotunde, die einen Durchmesser von 72' hat, und von der aus, nach rechts und links, proportionell zum 100' hohen Gewölbe, massive Nußholzthüren in die angrenzenden Räume der 42' hohen, gewaltigen Flügelausbaue führen, welche die Flanken des Zentralgebäudes bilden und die mit Luxus eingerichteten Sitzungssäle der Legislativen Regierung enthalten. Den zweiten Stock der Flügelausbaue bilden die Räume für Kanzleien, Archive und Wohnungen der Beamten. Das ganze Zentralgebäude schmückt die 127' hoch sich erhebende Kuppel, die das Gewölbe der Rotunde bildet. Ueber dieser Kuppel erhebt sich 100' höher eine zweite, die auf schönen Säulen ruht, und auf deren Gipfel die gigantische gußeiserne Statue der „Kalifornia" gestellt werden sollte, die jedoch zu meiner Zeit noch nicht aufgestellt war. Bemerkenswert war das gute Material und die sorgfältige Bearbeitung desselben. Das Material bestand, mit Ausnahme der Thüren, Fenster und Dielen, die aus feinen Holzarten hergestellt waren, nur aus Granit, Marmor, Ziegelstein und Eisen. Der Bau soll 2 Millionen Dollars in Gold gekostet haben.

Um die Riesenbäume von Calaveras zu erreichen, verließ ich in früher Morgenstunde Sacramento mit der Western-Pacific-Bahn. Wir folgten fünf Meilen dem sich schlängelnden, sehr lebhaften Fluß, an üppigen Feldern vorbei, bis Brighton, wo die Western-Bahn sich mit der South-Western vereinigt, mit der man über Folsom das Eldorado von 1848 erreichen kann, wo am 19. Januar jenes Jahres auf dem Grund und Boden des Generals Suter sich ein so gewaltiges Goldfieber unter der Bevölkerung entwickelte, daß die Existenz der damals noch jugendlichen Stadt San-Franzisko gefährdet und der Ruin Suters hervorgerufen wurde.

Von Brighton vier Meilen durch eine landwirtschaftlich bebaute Gegend fahrend, erreichten wir Florin, einen Ort, wo demjenigen, der vom Osten kommt, sofort die Pumpmühlen auffallen, da von hier aus diese zur Bewässerung so vorteilhafte Methode der Wasserleitung mit Hülfe des Windes beginnt, die, durch den ganzen Staat verbreitet, Kalifornien den Stempel der Originalität verleiht. Von Florin aus erweitert sich das Thal, und nach zurückgelegten sieben Meilen hielten wir in Elk-Grove in einer, was Landwirtschaft betraf, üppigen Lage. Drei Meilen weiter überfuhren wir vor der Station Mac Connels die schmucke Brücke über den Cosumnes, ein Fluß, der arm an Wasser erschien, der jedoch im Frühjahr, wenn die Schneemassen des Gebirges, in der Umgegend seiner Quellen, in der Gegend des früher erwähnten Eldorado der Goldgräber von 1848, zu schmelzen beginnen, das weite Thal gewaltig überschwemmt. Nach weiter zurückgelegten acht Meilen hielten wir vor der Station Galt, 27 Meilen westlich von Sacramento und 49' über dem Spiegel des Ozeans.

Von Galt führt ein recht unbequemer Wagen, mit sechs mutigen Pferden bespannt, die Reisenden in südlicher Richtung 24 Meilen nach Jone-City, wo gegen einen Dollar gut zu Mittag gespeist wird. Hierauf wird die wilde Fahrt zehn Meilen bis Jackson fortgesetzt, einen Augenblick gehalten, die lange Brücke über den reißenden Mokelumne überfahren, und nach weiteren sieben Meilen erreicht man, gerüttelt und geschüttelt, steif vom lästig engen und schmalen Sitz, den Ort Hill, 55' über dem Spiegel des Ozeans, die älteste Stadt Kaliforniens und der Hauptmittelpunkt der zahlreichen Minen der Umgegend. Es ist ein mit grünen Alleen und zierlichen Gärtlein ausgestattetes, echt amerikanisch-liebliches Binnenstädtchen mit ca. 1300 ständigen Einwohnern.

In Hill erscheint die älteste Zeitschrift Kaliforniens, der „Cronicle“, ein echtes Minenblatt. Die Hotels sind, wie allgemein in Amerika, komfortabel und bieten dem Reisenden jede Möglichkeit zur Erholung, auch bei längerem Aufenthalt, was man oft benutzt, da die Gegend viel Interesse bietet.

Die Verbindung mit Calaveras findet zu Wagen statt, und zwar regelmäßig. Die Strecke beträgt 29 Meilen bei einer Steigung von

4375'. Der Weg ist schmal und uneben, die Gegend jedoch, die man durchfährt, ist im richtigen Sinne des Wortes „wild-romantisch", da sie, abgesehen von interessanten Szenerien, welche überraschende Eindrücke erwecken, den Reisenden zu abenteuerlichen Träumereien verlockt, wenn er an die Vergangenheit dieser wilden Minengegend denkt.

In Callaveras trifft der Reisende ein in jeder Beziehung vorzügliches Gasthaus mit allem erdenklichen amerikanischen Komfort, so daß man, wenn der Beutel es gestattet, da die Preise sehr hohe sind, auch einen längeren Aufenthalt genußreich verbringen kann. Sowohl Pferde als auch sichere Führer sind zu den Ausflügen in das prachtvolle Gebirge vorhanden. Für Freunde der Jagd ist die Umgegend ein Eldorado. Der Jäger trifft sowohl im bewaldeten, als auch im entwaldeten felsigen Gebirge noch zahlreich den berüchtigten Grisli-Bär, den schwarzen Bär, die wilde Katze, den grauen Wolf, den Fuchs, das Oppossum, die Bergkatze (Bassara Astuta), den Panter (irrtümlicher Weise der kalifornische Löwe genannt), den Calif-Congor (Felis Concolor) und andere wilde Bestien, außerdem viele Arten Eichhörnchen, namentlich die hier heimischen „Sciurus-Douglasii" und die grauen „Sciurus Fossor". Der amerikanische Hirsch (Cervus canadensis), Antilopen und wilde Bergschafe überfüllten früher Kaliforniens Gebirge und Thäler, aber seit die Neuamerikaner das Land besitzen und namentlich seit der Entwaldung und dem schrankenlosen Minenwesen sind sie fast vollständig ausgerottet worden. Den sogen. Präriehasen (Lepus campestris) findet man noch zahlreich. Mannigfaltige Geier umkreisen die steilen Höhen, unter denen der kalifornische (Cathartes Californicus) der größte ist und als gefährliches Raubtier mit dem Grisli-Bär auf eine Stufe gestellt wird; sein rotgelber Hals und auch der Kopf sind kahl, die Farbe seiner Federn dunkelbraun mit weißen Streifen der Flügel. Unter den Adlern ist der Goldadler (Aquila canadensis) oft zu sehen, er ist in ganz Amerika einheimisch; sein Kopf und sein Hals sind bräunlich gelb, die Federn am Körper rotbraun und der Schwanz weiß. Sehr zahlreich und mannigfaltig sind die Eulen vertreten. Verschiedene Arten Truthühner zeigen sich, namentlich das „Malearis gallopado"; auch Birkhühnergattungen, hauptsächlich der „Tetrao obscurus", und Hochhühner (Urax) sind

vorhanden. In den Thälern waren die Sumpfvögel (Grallae) sehr zahlreich, wurden früher nach 40 Gattungen gezählt, nehmen jedoch gleichwie die Gänse, Enten, Albatros und andere Schwimmvögel bedeutend ab, wie im allgemeinen das Wild seit der vandalischen Vernichtung der Wälder, und schon jetzt muß der Jäger zufrieden sein, wenn er während eines Tages das erlegt, was der kalifornische Pionier in früherer Zeit während einer Stunde erbeutete.

Was die Riesenbäume bei Callaveras betrifft, so sollen noch 92 vorhanden sein, während der Hain von Mariposa (Clark), dessen ich bei meiner Beschreibung des Yosemite-Thales erwähnt, derselben noch 350 aufweist. Die Stämme bei Callaveras haben, inbegriffen die niederliegenden, die freilich die gigantischesten sind, eine Stammlänge von 250—435′ und an ihrer Basis einen Umfang bis 110′.

Diese Riesenveteranen haben ihre Namen, und der bedeutendste Stamm der Gruppe an Umfang und Länge ist der „Father of the forest“, 435′ lang und 110′ Fuß im Umfang seiner Basis; er liegt nieder, und zwar im verrotteten Zustande. Diesem folgt die „Mother of the forest“, 321′ hoch und 90′ im Umfang, alsdann „The Herkules“, 320′ hoch und 95′ im Umfang seiner Basis, und diesen annähernd mehrere.

Abgesehen von diesen Naturwundern des Waldes liegt aber der Hauptreiz des Ortes und im allgemeinen der Umgegend in dem prachtvollen Anblick der mit Schnee bedeckten Kämme des Gebirges und in den westlichen Abhängen der Sierra Nevada mit ihrer Wildheit, Großartigkeit und Zerrissenheit. Die Sierra zeigt Baumvegetation bis auf 9000′ Höhe, während im Schweizerland dieselbe mit der Höhe von 6500′ aufhört.

Die sogen. Riesenbäume (Big-Trees) gehören zur Gattung der „Cypressus“, stehen der Ceder am nächsten und sind mit dem Rotholz nahe verwandt; sie wurden 1850 vom deutschen Botaniker Endlicher mit dem Namen eines indianischen Häuptlings „Sequoia“ und „gigantea“ benannt, nachdem er dem kalifornischen Rotholz den Namen „Sequoia sempervivens“ gegeben hatte. Der englische Botaniker Linley suchte, aus nationalem Antriebe, sie später „Wellingtonia gigantea“ zu nennen, jedoch nahm die Wissenschaft die Benennung Endlichers als natürliche an. Die „Sequoia gigantea“ trifft man nur

zwischen dem 30.° 30′ und dem 38.° 30′ nördlicher Breite auf der Höhe von 3000—5000′ über dem Spiegel des Meeres, stets in Gemeinschaft mit ebenfalls gleich hoch emporwachsenden Harztannen (Pinus ponderosa Dougl.), Zuckerfichten (Pinus Lambertiana Dougl.), der kalifornischen Gelbfichte (Pinus ponderosa) hauptsächlich, und nur wenig anderer Pinienarten. Das Unterholz ist nur schwach vertreten. Die Spitzen der Riesenbäume sind ohne Ausnahme, angeblich durch den Schnee niedergebrochen, verkrüppelt, jedoch scheint es mir, daß die Natur des Baumes, sobald er ein gewisses Alter erreicht hat oder seine gigantischen Wurzeln undurchdringliche Hindernisse treffen, ihm die weitere Gipfelbildung versagt, was in anderen Weltteilen die aus der Saat der auffallend kleinen Zapfen gezogenen Bäume in Europa, Asien und namentlich in Australien schon zu bestätigen scheinen und mit der Zeit auch beweisen werden.

Die Zapfen der Sequoia sind klein, länglich und kaum so groß wie ein Ei, während einige Coniferen in ihrer Umgebung auffallend große zeigen, die, wie z. B. die Zuckerfichte, eine Länge von einem Fuß erreichen. Die Rinde der Sequoia wächst bis zu einer Dicke von 2′ an; mit ihr werden kleine Kästchen kissenartig ausgefüllt, die, als Nadelkissen gebraucht, das Rosten verhüten.

Bevor ich Calaveras und seine Wunderbäume verlasse, muß ich meinen Lesern noch den Eindruck schildern, den auf mich diese 3000-jährigen Veteranen gemacht. Erstaunen erregten sie, als ich sie zum erstenmale erblickte, und immer wieder neues Erstaunen, als ich sie zum zweiten und drittenmale besuchte. Klein fühlte ich mich diesen uralten Schöpfungen der Natur gegenüber; nicht klein im Verhältnis zum Riesenwuchs der Bäume, sondern klein und vergänglich als Geschöpf, im Vergleich zum Alter der vor mir sich erhebenden Kolosse. Was ist das Leben des Menschen, im Verhältnis der Lebensfähigkeit dieser Bäume und so mancher anderer Schöpfung der Natur? Dasjenige einer Eintagsfliege, und doch maßt sich diese Eintagsexistenz die unumschränkte Herrschaft über die Schöpfungen der Natur an, ohne das Geheimnis der Urquelle der schöpfenden Kraft zu kennen, ohne zu wissen, ob durch rücksichtslose Vernichtung geschaffener Wesen oder durch unumschränkt übertriebene Nutzung vielleicht nur scheinbar

zu unserem Gebrauch vorhandener Naturkräfte nicht die geheimnisvollen Gesetze der Schöpfung angegriffen werden. Was ist unser Wissen über die Urquelle der Schöpfung? Es ist und wird bleiben — eine Hypothese!

Diesen Eindruck erweckte der Anblick des Waldes sowohl hier, als auch in den Wäldern aller Vereinigten Staaten. Vernichtung ist der Hauptstempel, den sie tragen, und zwar im Osten gleich wie im Westen. Goldgewinn war die erste Ursache der Entholzung, wobei man ohne Nutzen die Bäume ausrottete; dem folgte durch erfolgreichere Verwertung des Holzes eine radikale Entwaldung ohne Rücksichtnahme auf die unglaubliche Bedeutung des Waldes für den Haushalt der Natur. Die Folge dieses Fehlers wird schon gegenwärtig in den Staaten Amerikas eingesehen, man beginnt Waldstrecken zu schonen, dieses jedoch zu spät, denn schon jetzt zeigen sich klimatische Veränderungen und Humusabnahme als Folgen der rücksichtslosen, wahrhaft vandalischen Waldverwüstung.

Von Callaveras kehrte ich nach Galt zurück. Bergab, mit schwindelerregender Geschwindigkeit, an steilen Abhängen vorbei, auf durch Wurzel und Gestein unebenem Wege, hin und her geschleudert, gerüttelt und geschüttelt. Bestaubt, mit schmerzhaft trockener Kehle und steifen Gliedern, erreichten wir über Mokelmne Hill, wo Wagen- und Pferdewechsel stattfand, die Eisenbahnstation Galt, um hierauf mit der Bahn westlich 13 Meilen bis Stockton zurückzulegen.

Stockton liegt 24′ über dem Meeresspiegel, an einem Nebenarm des Callaveras. Es ist die dritte Stadt im Staate, hatte seit der Eröffnung der Bahn als Handelsstadt einen Rückschritt gemacht, da sie bis dahin der Centralpunkt sämmtlicher Diligencen war, die den Verkehr mit den zahlreichen Minenplätzen, mit dem Yosemite-Thal und mit Lathrop bewerkstelligten.

Die Stadt ist nebst der Vorstadt mit schönen Gebäuden ausgestattet, hat einen sehenswerten, 1002′ tiefen artesischen Brunnen, der angeblich 300 000 (?) Gallonen Wasser täglich liefern soll. In der Nähe befindet sich das Asyl für Geisteskranke, ein recht schmuckes Bauwerk, von einer Parkanlage umgeben.

Die Strecke von Stockton bis Lathrop beträgt 8 engl. Meilen. Lathrop ist die Junktion der südwestlich ziehenden Visalia-Bahnlinie mit der Central-Pacific. Vier Meilen hinter Lathrop überfährt man die Pracht-Zugbrücke über den San Joachim und es erscheint in vollster Sicht das langgestreckte Contra-Costa-Gebirge mit seinem erloschenen Vulkan Monte Diablo, dessen südöstlichen Ausläufer wir steigend durchfahren müssen.

Der Boden der bisherigen Strecke war sandiger Lehm; je näher dem Gebirge, desto magerer wurde er, die Pflanzen erschienen weniger üppig und die Gegend trug mehr den Charakter einer durch Ueberschwemmungen verwüsteten. Von der genannten Brücke aus folgten 30 Meilen bis Bantas 30' hoch, alsdann über Ellis 15 Meilen bis Midway, 257' hoch; alsdann der 1116' lange, sehr künstlich mit Balkenverband gefütterte Tunnel durch den Livermore-Paß und, sieben Meilen bis 740' steigend, Altamont, die höchste Stelle der Bahnlinie. Hierauf folgte eine lange Brücke, ein kurzer Tunnel und nach acht Meilen bergab 351' hoch Pleasanton, nach weiteren elf Meilen die Station Niles, 86' hoch, im landwirthschaftlich üppigen Alameda-Thale liegend. In der Nähe befinden sich die heißen Schwefelquellen von Alameda.

Die kurze Gebirgsstrecke von Midway bis Niles ist, trotz dem niedrigen Gebirge, eine an die Alpen erinnernde und bietet, infolge der zahlreichen scharfen Kurven der Bahn ein überraschend reichhaltiges Panorama, welches zu genießen man am besten die Plattform des Wagens benutzt.

Von Niles aus, der Junktion von 3 Bahnlinien: der Alameda-San Franzisko, der San José und der Central-Pacific, schlugen wir die erstgenannte Richtung ein und erreichten nach zurückgelegten drei Meilen Dacoto, 70' hoch, in Sicht des im Alameda-Tale lieblich gelegenen Städtchens Haywood. Auf dieser kurzen Strecke entfaltet sich ein überraschender Anblick: es zeigt sich rechts von der Bahn das Contra-Costa-Gebirge in seiner ganzen Länge mit seinem lieblich grünen Anstrich, und in dasselbe sich ziehend das üppig grüne und fruchtbare Alameda-Thal; über das Gebirge hinweg erhebt sich stolz die Sierra Nevada mit ihren an Schattierungen so eindrucksvollen Alpen,

zerklüfteten Bildungen, jedoch anmuthigen Formen, und links von der Bahn zeigt sich die glitzernde Bai von San Franzisko, der wir uns, eine Strecke von 26 Meilen zurücklegend, über Lorenzo, San Leandro, Melrose, Alameda, Brooklyn, Oakland bis Oakland Point nähern oder, richtiger gesagt, bei Oakland Point in dieselbe $2^1/_2$ Meilen fahren. Es führt nämlich ein $2^1/_2$ Meilen langes Werft in die Bai, an dessen Endpunkt eine praktisch eingerichtete Plattform von 450:50′ mit umfangreichen Gebäulichkeiten den ankommenden Zug empfängt und von wo aus ein „Fähr-Boot" die Waaren und die Reisenden nach San Franzisko befördert, wo ein Gebäude von 300:70′ die Ankommenden empfängt. Die erwähnte Werft ist für die Eisenbahn doppelgeleisig, hat einen genügend breiten Weg für Fuhrwerke und einen Pfad für Fußgänger.

Als wir das überfüllte Fähr-Boot bestiegen, zeigte sich vor uns die prachtvolle Bai und über dieselbe hinweg die teils hoch und teils tief liegende, auf sieben Sandhügeln erbaute Goldstadt San Franzisko, das sog. „Frisco", in imposanter Sicht, und ein unbeschreibliches Gesumme und Rollen war, trotz der drei englische Meilen Entfernung, hörbar und zeugte für das rastlose Treiben des jugendlichen, zur Weltstadt sich ausbildenden Handel-Emporiums des Staates Kalifornien.

Ankunft in San Franzisko. — Wanderung durch die Stadt. — Aussicht von den Hügeln. — Entstehung Kaliforniens. — Areal und Bevölkerung der Stadt. — Charakter des Staates. — Geologische Bildung seiner Gebirge und seine Metalle. — Schneefall und Spuren der Gletscher. — Die Alpenvegetation, der Wald und der Charakter der Gebirge. — Klima Kaliforniens. — Die Jahreszeiten. — Die Grasflächen und die landwirtschaftlichen Erzeugungen. — Die Viehzucht.

Was den Reisenden bei der Ankunft in San Franzisko vor allem trifft, ist die Qual in der Wahl des Hotels. Sie sind zahlreich und sämmtlich gut und in großem Maßstabe eingerichtet. Man kann, wenn der Beutel es gestattet, in das erste beste der großen einkehren und wird ohne Ausnahme Befriedigung finden. Die Frage liegt nur in der Fähigkeit des Beutels, denn keine Stadt der Welt hat so verschiedene Preise als wie „Frisco". Man kann billig und gut und man kann teuer und gut sich unterbringen. Für die We-

nigen, die das erstere vorziehen, ist das „International-Hotel“ gegenüber dem „Belle-Union-Theater“ in der Kearny-Straße, oder das „Ruß House“ in der Montgomery-Straße unter den vielen billigeren zu empfehlen. Wer etwas vorstellen will und Geld wegzuwerfen hat, geht in das „Palast-Hotel“ oder „Grand-Hotel“ in der Market-Straße oder in das „Occidental-Hotel“ in der Montgomery-Straße. Der Unterschied ist bei den erstgenannten die Hälfte des Preises und der fehlende übertriebene Luxus, sonst nichts.

Sobald der Reisende die Qual in der Wahl des Hotels überstanden, seine Wohnung gefunden und die amerikanischen Bequemlichkeiten derselben, durch Bad, Barbierstube, Getränk und Nahrung genossen hat, stellt er sich die Frage: was soll ich beginnen? Bummeln würde ich ihm antworten, wenn er nicht durch das Treiben der hin und her rennenden Bevölkerung des lebhaften „Frisco“ zu dieser Thätigkeit der Beine unwillkürlich von selbst getrieben werden würde. Kaum vergeht eine Stunde nach der Ankunft, so sieht man den Ankömmling schon wandern, und zwar gleich wie die Bewohner der Stadt — in eiligem Schritt; mag die kräftigende Luft „Friscos“ oder der rastlose spekulative Geist der Kalifornier darauf wirken: immerhin bleibt es ein Faktum, daß sogar phlegmatische Naturen in „Frisco“ — lebhafter werden. Das Bummeln beginnt in der verhältnismäßig engen, jedoch glanzvollen Montgomery-Straße mit ihren Hotels ersten Ranges, Geschäftsstuben der zahlreichen Advokaten, Lokalen der Wechsel- und Bankgeschäfte, stattlichen Häusern der Reichen, ansehnlichen Schauläden — durch ein enges Gedränge hinunter bis zur von Jahr zu Jahr geschäftlicher werdenden breiten Market-Straße. Alsdann folgt man der andern Seite der Montgomery wieder zurück bis zur Washington-Straße, der Straße des lärmenden Volkes und der gemeinen Kneipen und Spelunken, kehrt links in dieselbe und folgt ihr bis zur Kearny-Straße, die parallel der Montgomery läuft, deren lebhaftes Treiben und reichhaltige Schauläden verschiedenster Art überraschend sind, und die infolge der Nachbarschaft mit der parallel laufenden Dupont-Straße, die den Stadtteil der Chinesen durchzieht, von der in Amerika verhaßten Rasse viel besucht wird und daher das charakteristische Gepräge auffallend verschiedener Nationali-

täten trägt. Außer Amerikanern trifft man in derselben selten Indianer, jedoch um desto mehr Engländer, Irländer, Schottländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener, Schweizer, Skandinavier, Hindustaner, Kanaken, Singhalesen, Neger, Chinesen, Japaner im engsten Durcheinander, deren Wortlaute ein sonderbares Chaos der Töne hervorrufen, das vereinigt mit dem unaufhörlichen Gerassel der Tramways, Wagen, Karren, dem Getöse der Fabriken, Dampfer und Lokomotiven, dem Gebrüll der Ausverkäufer und Ausrufer, Zettelträger, Straßenjungen, den Lauten der Tierwelt und so mancher Drehorgel einen unbeschreiblichen Lärm erzeugt.

In dieser Weise durchwandert der Bummler die vielen Straßen der Stadt, die durch das hügelige Terrain derselben sehr verschieden erscheinen, und trifft in einer jeden auch eine charakteristische Eigenschaft, deren specielle Erwähnung jedoch zu sehr die Beschreibung in die Länge ziehen würde, daher werde ich versuchen, durch einen allgemeinen Überblick der Stadt sie zu kennzeichnen.

Die Straßen, die von der Bai aus parallel mit der Montgomery laufen, sind, im Sinn des Geschäftsmannes, interessant, da man bei dem Auslauf derselben zur Bai die zahlreichen umfangreichen Werfte, die Niederlagen und Geschäftslokale der Großhändler und das rege Treiben einer Handelsstadt trifft. Die Market-Straße, die diese parallel laufenden durchschneidet, ist lang und sehr breit, wird von Tramways durchzogen, und führt mit Kurven zum botanisch-zoologischen Vergnügungsgarten Woodwards mit seinen sehenswerten Gemäldegallerien und naturwissenschaftlichen Sammlungen, und von dort weiter hinaus aus der Stadt zum Botanischen Garten, der eine umfangreiche Anlage im sich hügelnden Sande darstellt, bis an das Ufer des Ozeans reicht und mit dem interessantesten Vergnügungsorte der Küste, dem sogenannten „Cliffhouse“ vereinigt ist, von welchem aus die imposante Einfahrt in die Bai von San Franzisko, die „Golden-Gate“, der weite glänzende Ozean, und in unmittelbarer Nähe das wunderbare Spiel der sogenannten Seelöwen (Robben) auf hohen Felsen zu sehen sind. Am Abend durchwandert der Bummler am erfolgreichsten für den Zeitvertreib oder als Kuriosität die, wenngleich für Moral und Tasche unsichere, demungeachtet sehr interessante Dupont-Straße,

die das lebhafte und eng gedrängte Zusammenleben der hier hausenden Chinesen, in echt chinesischem Stil, mit chinesischen Restaurationen, Theatern und stickstoffreicher Atmosphäre aufweist.

Der von der Bai aus rechts von der Market-Straße liegende Stadtteil ist als Zentralpunkt reich an Prachtgebäuden, bildet die Altstadt und ist teilweise auf Einschüttungen der Bai erbaut. Der Stadtteil links bildet die Neustadt, deren mit der Market parallel laufende Straßen Namen haben, während die dieselbe kreuzenden mit ausgeschriebenen Nummern bezeichnet sind. In der Neustadt befinden sich die umfangreichen Werfte und Schiffsdocks der überozeanischen Kompanien und die Eisenbahnstation der südlichen Linien; kurz gesagt, sie bildet einen durch Geschäft und Trieb recht lebhaften Teil, obgleich die Altstadt die Perle des Ganzen bleibt, da in derselben alle Theater und Hallen, viele kleine öffentliche Gärten, die Post, das Telegraphenamt, kurz alle Behörden und das Herz des Geschäftes des regsamen „Frisco" zu finden sind. Namentlich lebhaft und charakteristisch für das Wesen Kaliforniens ist in der Altstadt die die Montgomery quer durchschneidende California-Straße, in der die umfangreichen Lokale der Minen- und Landbrocker (Makler), der Privat-Bankgeschäfte und der Bankgesellschaften sich befinden und die um zwei Uhr täglich, mit Ausnahme der Festtage, von Geldspekulanten und Nichtsthuern bis zu einem dichten Gedränge gefüllt erscheint; dieses freilich nur in dem unterhalb der Hügel der Bai zulaufenden Teile derselben, während der obere, der bergige, die Privatwohnungen der Geschäftsmänner und Spekulanten birgt, wo gewöhnlich eine auffallende Ruhe, oft Leblosigkeit herrscht, und der sozusagen den Stempel der Scheinheiligkeit trägt und dadurch einen erstaunlichen Kontrast mit dem unteren, stets tobenden Teil der Straße hervorruft. Gleich wie in dieser Straße die Bewohner ihre Heimstätte auf der Höhe errichtet haben, so haben sie es im allgemeinen auf allen sieben Sandhügeln der Stadt gethan, von denen aus man eine wechselreiche Überschau trifft und die San Franzisko einen eigentümlichen Charakter geben.

Die Hügel sind: der 350′ hohe „Russian", östlich von diesem der amphitheatralisch geformte „Mission", nördlich der „Yerba-Buena"

und der 370′ hohe „Clay-Street“, westlich der „Pine-Street“, südöstlich der 400′ hohe „Lona-Mountain“, den bis auf seine Höhe die rechtsehenswerten Begräbnisplätze: „Calvary“, „Odd-Fellow“, „Masonic“ und „Laurel-Hill“ mit ihren hübschen Anpflanzungen und Monumenten charakterisieren, und endlich südlich vom „Russian“ der 394′ hohe „Telegraph-Hill“.

Von der Höhe des Telegraph-Hill hat man den schönsten Rundblick. Man sieht die weit im Kreise ausgedehnte, noch sehr lückenhafte Stadt mit ihrem regen Leben. Viele gigantische Prachtgebäude erscheinen, oft Gruppen bildend oder in Reihen folgend, unterbrochen von einfachen kleinen Häusern aus älterer Zeit, die in Mitte der pomphaften Bauwerke der Gegenwart verschwinden, jedoch die Ursache der Überraschung des Beschauers sind, indem sie ihn daran erinnern, daß die Stadt noch 1835 nur aus einem einzigen Hause bestand, welches noch jetzt den Hügel Yerba-Buena krönt, und daß sie gegenwärtig nahezu eine Weltstadt geworden ist. Bei der Gründung nannte man sie „Yerba-Buena“ (gutes Gras), und erst 1847 gab man ihr den Namen San Franzisko.

Wendet man von der Höhe des „Telegraph-Hill“ seinen Blick nach Süden, so trifft man: einen im sichtbar zunehmenden Bau begriffenen Stadtteil mit hin und wieder hervorragenden neuen Gebäuden, die San José-Bahnlinie, die früher erwähnten Kirchhöfe, die noch jugendlichen Anpflanzungen des Botanischen Gartens, Sandflächen und kleine Hügel mit hochwirbelndem Sande, die grünen Matten der wellenförmigen, oft durch Sandhügel mit wirbelndem Sande unterbrochenen Fläche der „Rancho-Canada-Guadelupe-Radeo viejo y visition“, die östlich von der Bai umgeben ist, das üppige „Visitations-Thal“, freilich auch an Sandhügeln mit wirbelndem Sande reich, westlich von letzterem die grüne Ebene der „Rancho Canada de la Merçedes“, die westlich der freie Ozean umgiebt und deren Ufer ein prachtvoll schäumendes Wellenspiel bespült. Ein Blick nach Westen und Südwesten zeigt uns erst neue Stadtteile, noch mit ländlichem Charakter und mit viel Schutt, dann die Parkanlagen des Botanischen Gartens mit umfangreicher Rennbahn, das „Cliff-House“ und seine Seelöwen, die auf den wild geformten „Seal-Rock“, einen

schwarzen Felsen, hinaufkriechen, um mit Wucht sich abwechselnd wieder in den tiefen Ozean zu stürzen, nachdem sie sich dehnend, gähnend und sich anbrüllend ihre dicke, glänzende Haut von den Strahlen der Sonne haben durchwärmen lassen; alsdann sieht man in der Nähe dieses Felsens das stark in den Ozean sich ziehende Kap „Lopos-Point", dessen wilddurchrissenes, an Spalten reiches, sandiges Ufer von Wanderern gefüllt ist, die den Strand, die Seeluft, den Sand und den Anblick des weiten, schönen Stillen Ozeans genießen. Nach Osten und Südosten gerichtet, erblickt man den dampfenden, eilig dahinziehenden Zug der San José-Linie, und über den in regelmäßige längliche Quadrate geteilten Stadtteil hinweg die Süd-Pacific-Bahn, ferner das umfangreiche „China-Bassin", die China- und Panama-Werfte, den „Islay-Creek-Kanal", das „Central-Bassin", das indische Schiffsdock und viele andere bis Hunters-Point. Das ganze Bild umfaßt die San-Franzisko-Bai.

Diese Bai, annähernd acht engl. Meilen breit und 50 Meilen lang, ist eine der schönsten in der Welt. Den Eingang in dieselbe bildet die eine Meile breite Felsenenge des goldenen Thores, die „Golden-Gate", die durch die in derselben stets gewaltig schwellende See auffallend ist. Nachdem man die Enge durchfahren, zeigen sich rechts Batterien schweren Kalibers, links die Felseninsel San Quentin, auf welcher das Staatsgefängnis sich befindet, welches für 1000 Internierte Raum hat. Die Entfernung der Insel von der Stadt beträgt zwölf Meilen, und ein regelmäßig zirkulierender Dampfer unterhält die Verbindung. Gleich nach der Einfahrt zeichnet sich im weiten Kranz der wechselreiche Umriß der imposanten Bai, über diesen hinweg das Contra-Costa-Gebirge, und weiter die Gipfel der Sierra Nevada.

Die beiden Halbinseln, die den Ozean von der Bai trennen und die „Golden Gate" durchziehen, sind annähernd bis 15 engl. Meilen breit. Die Bai ist am Ufer des Hafens bei niedrigem Wasserstand 30' tief und hat einen vorzüglichen Ankergrund. Die Hauptbuchten der Bai sind, mit Ausnahme derjenigen des eigentlichen Hafens von „Frisco", die der Ausflüsse des Sacramento: die Sooésoon oder Suisum, an der Benicia liegt, die vier Meilen breit und acht Meilen

lang und einem Binnensee ähnlich ist, und die von San Pablo, an der Vallejo liegt, die fast rund, einen Durchmesser von zehn Meilen ergiebt und mit erstgenannter Bucht durch den sechs Meilen langen Kanal von Carquinez oder richtiger mit der Fortsetzung des durch den Suisum strömenden Sacramento verbunden ist. Der Kanal ist eine engl. Meile breit, jedoch zu seicht, um Schiffen einen regelmäßigen Durchgang zu gestatten, und die Ursache, daß Sacramento nicht eine wichtigere Handelsstadt geworden ist.

Bei dem Rundblick von der Höhe eines jeden der sieben Sandhügel aus ist die Aussicht imposant und erweckt ein gleiches Erstaunen über den Umfang und über die glanzvolle Entwickelung einer Stadt, die 1835 nur aus einem Hause auf der Höhe des Yerba-Buena, inmitten einer unabsehbaren Fläche mit ihren mit Pfeffermünz bewachsenen Sandhügeln und Sandschluchten bestand, die bis 1846 nur wenig Fortschritte gemacht, da die Zahl ihrer Bevölkerung damals nur auf 600 gestiegen war, die 1848 infolge des sogenannten „Goldfiebers von Plasterville" nahezu entvölkert, und 1849 durch ein Feuer, welchem 13,000 Häuser zum Opfer fielen, fast vernichtet wurde, daher man erst seit 1851, als die Aufregung der Bevölkerung und ihre Sucht nach Gold sich zu legen begann, ihr wirkliches Aufleben rechnen kann, und die demungeachtet im stande gewesen ist, sich in so kurzer Zeit zu ihrem kaum zu übersehenden Umfang und zu ihrer glanzvollen Blüte emporzuschwingen! Dieser gigantische Emporschwung aus dem 1835 einhäusigen Yerba-Buena zur jetzigen Weltstadt San Franzisko ist ein Phänomen, welches einzig in der Welt dasteht! Freilich sind die australischen Metropolen gleich rasch in ihrer Entwickelung gewesen, jedoch fand dies in ganz anderen Verhältnissen statt. Die australischen verdanken ihre rasche und ebenfalls glanzvolle Entwickelung hauptsächlich dem englischen Kapital, der englischen Industrie, dem englischen Schutz und der englischen Garantie! San Franzisko dagegen, gleich wie alle Riesenstädte der Vereinigten Staaten, die rasch entstanden, und unter denen „Frisco" entschieden die auffallendste ist, verdankt seine zauberhaft rasche Entwickelung sich selbst! Durch sich selbst, aus nichts und ohne besonders wirksame Beihilfe fremdländischer Kapitalien hat es mit Hilfe der Reichtümer

des Landes verstanden, sich durch Fleiß, Ausdauer und Mut seiner energischen Bevölkerung zu dem emporzuschwingen, was es ist — zu einem Glanzpunkt der modernen menschlichen Schöpfungen!

Da ich in dieser Beschreibung meiner Reise um die Welt, des beschränkten Raumes wegen, die von mir besuchten Länder nur oberflächlich zu schildern beabsichtige, so kann ich auch den in der Mitte der nördlichen gemäßigten Zone der westlichen Küste Amerikas gelegenen Staat Kalifornien nur flüchtig erwähnen. Demungeachtet erlaube ich mir, über den Charakter und über die Fähigkeiten dieses an Naturreichtum strotzenden Staates in kurzem Umriß folgendes Bild zu entwerfen, und weise diejenigen meiner geehrten Leser, die genauere Kundschaft über die Verhältnisse Kaliforniens erlangen wollen, auf J. S. Hittels „The resources of California" (frei übersetzt von H. Wimmel. Cassel 1867) und auf Robert Schlagintweits „Kalifornien".

Es war Cortes, der 1526 oder 1533, von Mexiko aus, mit Grausamkeit die Eroberung Kaliforniens unternahm, d. h. der Halbinsel, die noch gegenwärtig unter dem Namen Alt-Kalifornien oder auch Nieder-Kalifornien Mexiko gehört. Das Unternehmen mißlang, und desgleichen auch der wiederholte Versuch, bis es den Jesuiten 1697 gestattet wurde, sich in der Halbinsel ansässig zu machen. Bis 1745 hatten die Jesuiten 43 Dörfer mit indianischer Bevölkerung gegründet, obgleich die Gegend öde, an Wasser arme Landstrecken bildete. Um dieses Resultat zu erreichen, hatten sie jeden Fanatismus vermieden und gesucht, durch Wohlwollen, durch materielle Hilfe und durch Zeichen der Liebe das wilde Urvolk trotz seines 1526 entstandenen Hasses gegen die Spanier an sich zu ziehen, und hatten es verstanden, im Verlauf von nur 50 Jahren die Indianer zu bändigen und ohne Blutvergießen in Gemeinden zu organisieren, was eine Ausnahme in der Zeit der vandalischen Eroberungszüge der Spanier in Amerika war.

Die günstigen Resultate in der Halbinsel bewogen die rastlos thätigen Jesuiten, ihren Einfluß weiter nördlich in die Gegenden des jetzigen Staates Kalifornien zu verbreiten, wo schon 1542 Juan Rodriguez Cabrillo, ein Portugiese in spanischen Diensten, als erster Weißer das Land betreten hatte. Die Vorbereitungen zu diesem Zweck waren

bereit, als 1767 die Ausweisung der Jesuiten aus Spanien und demnach auch aus Kalifornien ihr Unternehmen hemmte. Das Missionswesen übertrug man den Franziskanern, die allmählig bis in den Norden drangen. Im Jahre 1823 wurde Kalifornien eine Provinz Mexikos, 1833 wurden die Franziskaner verdrängt, und das Land geriet trotz eines Gouverneurs, der in Monterey residierte, in anarchische Zustände, bis 1846 Don José de Castro, ein Kalifornier von Geburt, zum Gouverneur ernannt, die Freibeuterwirtschaft besiegte und wieder Ordnung einführte.

Während dieser Zeit landete 1839 aus Hawai kommend John A. Sutter, ein Schweizer aus Basel, mit einigen Kanaken, und erhielt vom damaligen Gouverneur Alvarado die Erlaubnis, sich an der Mündung des American in den Sacramento niederzulassen. 1845 war Sutter durch mexikanische Verleihungen (grants) im Besitz eines Areals von 395 engl. □Meilen (laut Hittels „Resourses of California", S. 453—461). Im Jahre 1848, nach der Schlacht von Los Angelos, an der sich Sutter beteiligte, siegten die Vereinigten Staaten über Mexiko, und das jetzige Kalifornien wurde durch den Friedensvertrag zu Guadelupe-Hidalgo am 2. Februar Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika und 1850 selbständiger Staat des Verbandes. Gleich nach dem Friedensschluß von 1848 entwickelte sich der Goldschwindel Kaliforniens durch die Entdeckung des Metalles im jetzigen Kreis Eldorado durch Marshall, die Sutter, den bisherigen Machthaber des Landes, um sein Vermögen brachte, die seit 1835 als Yerba-Buena entstandene Stadt San Franzisko zu vernichten drohte und das Land in anarchischen Zustand versetzte. Die Aufregung der Bevölkerung legte sich erst 1851, von welchem Zeitpunkte an die sonderbar rasche Entwickelung Kaliforniens zu rechnen ist.

Das Areal des Staates ist das zweitgrößte des nordamerikanischen Verbandes, denn es beträgt 410 135 □Kilometer = $7448{,}_{42}$ geogr. □ Meilen. Die Zahl der Bevölkerung dieses umfangreichen Gebietes, welches in 50 Kreise (Counties) geteilt ist, betrug 1870: 560 247, wovon auf den Kreis San Franzisko 140 463 entfielen (7059 Indianer, 4611 eingeführte Neger, 49 229 Chinesen und 550 447 Weiße). Im Jahre 1880 betrug die Zahl: 864694, wovon auf den Kreis

San-Franzisko 233 959 entfielen. (Siehe geogr. statist. Notizen von H. Wichmann und Kürschners Lexikon.)

Das Gebiet Kaliforniens bildet ein längliches Parallelogramm von annähernd 800 engl. Meilen Länge und 190 Meilen Breite. Die Küstenlinie hat infolge der tief in das Land sich ziehenden Buchten eine Länge von 1097 engl. Meilen. Der Charakter des Gebietes ist sehr verschieden, durch das vulkanisch wild durcheinander geworfene Hügelland des Küstengebirges, durch das Alpenland der Sierra Nevada, durch die umfangreichen und fruchtbaren Kesselthäler und durch die flachen, meist dürren Strecken des südlichen Teiles mit ihren fruchtbaren Oasen und ihren Wüsteneien. Im allgemeinen jedoch kennzeichnet sich der Charakter des Staates als ein gebirgiger, hochplateauartiger nach Norden zu, und als ein flacher, mit sich hügelnder Sandbildung und als ein an Wasser armer nach Süden zu.

Die Grundzüge des Landes bilden: die Sierra Nevada mit ihrer Alpennatur im Osten, die fruchtbaren jedoch waldlosen Kesselthäler von Sacramento und San-Joaquin, das unfruchtbare Gebiet des Klamath, das wüste, unfruchtbare, bis 4000′ hohe Plateau des American-Bassin, die Colorado-Wüste mit ihren Oasen, das meist waldlose Küstengebirge und die üppigen Küstenthäler. Die Flüsse des Küstengebirges sind kurz, an Wasser arm und versiegen im Sande vor ihrer Mündung. Die Flüsse der Sierra Nevada sind meist geröllreiche Gießbäche mit oft unterbrochener Strömung, mit Ausnahme des Sacramento und des San-Joaquin, in die sich die ersteren ergießen und von denen der Sacramento im Norden entspringt und sich unter 38° mit dem San-Joaquin, der im Süden entspringt, verbindet, um vereinigt westlich kehrend die Suisun-Bai zu bilden und in die San-Pablo-Bai zu münden. Das Wasser sämtlicher Flüsse Kaliforniens ist reich an mineralischen Stoffen.

Das Hauptgebirge bildet die Sierra Nevada. Sowohl das mit ihm vom 35.° bis 40.° parallel laufende Küstengebirge (Coast Range), welches das eigentliche Grundgebilde Kaliforniens darstellt, da es den ganzen Staat seiner Länge nach durchzieht, als auch das sogen. Verbindungsgebirge südlich vom 35.° glaube ich mit der Sierra als ein und dasselbe bezeichnen zu dürfen, da die Lage, Streichung

und geologische Bildung, je nach der Höhe, eine gleiche ist. Die genannten Gebirgszüge schließen im N und S eng zusammen, tragen durch die Bildung der Thäler: Sacramento und San-Joaquin den deutlichen Charakter einer durch vulkanische Versenkung hervorgerufenen Trennung oder Spaltung von der Sierra, durch die die genannten Thäler sich gebildet, und namentlich deuten hierauf die vulkanischen Seeen „Tulare“ und „Kern“ im südlichen Teil des San-Joaquin-Thales und die tiefer als der Spiegel des Ozeans liegenden Schlammvulkane in der Colorado-Wüste unter dem 30° 25′ n. Br. und 115° 45′ westl. von Gr.

Den Hauptzug dieses Gebirgssystemes bildet die Sierra Nevada in einer Länge von 550 engl. Meilen, mit einer Maximalhöhe von 15 086′ (Mt. Whitney im Kreis Tulare), mit einer Minimalhöhe von 8000′ ihrer Gipfel; mit einer Maximal-Paßhöhe von 12 400′ (Red-State 37° 28′), mit einer Minimal-Paßhöhe von 4020′ (Teachapa im Kreis Kern 35° 28′). Das Küstengebirge bildet jedoch das charakteristische Grundgebilde des Staates, da es denselben der ganzen Länge nach überzieht und mit der Sierra Nevada die wichtigen Thäler Sacramento und San-Joaquin bildet. Das Küstengebirge an und für sich, mit Ausschluß des Verbindungsgebirges, erreicht eine Maximalhöhe von nur 4977′ (San-Carlos-Peak im Kreis Fresno) und eine Minimal-Paßhöhe von 686′ (Livermoore im Kreis Alameda), während das Verbindungsgebirge eine Maximalhöhe von 8500′ (San-Bernardin unter 34° 09′ n. Br.), eine Minimalhöhe von 2597′ (Tamalpais unter 37° 53′ nördl. Br.), eine Maximal-Paßhöhe von 4679′ (Cajon), eine Minimal-Paßhöhe von 1956′ (San-Fernando im Kreis Los Angelos) aufweist.

Sämtliche Gebirge Kaliforniens sind in ihrer Bildung ein Gemisch vulkanischer, tertiärer, sekundärer und hauptsächlich plutonischer (granitischer) Formation. Die vulkanische mit ihren Lavastrecken zeigt sich nur nördlich vom 38.° nördlicher Breite. Die tertiäre, als sehr poröser metamorphosierter Sandstein oder richtiger metamorphosierter Schiefer, bildet: die Thäler von Mittel- und Südkalifornien, den größten Teil des Küstengebirges und die niedrige Hügelkette des westlichen Abhanges der Sierra Nevada, jedoch stets mit sekundären und

plutonischen Gebilden vereinigt. Die sekundäre bildet den westlichen Abhang der Sierra, zwischen dem 35.° und 39.° nördlicher Breite als Quarzschiefer mit Kalkstein im Gemeng, und bildet die Hauptgegend der goldreichen Quarze und des Goldkieses (Quarzkörnchen), alsdann den südlich vom 39.° liegenden Teil des Küstengebirges als kreideartige Gesteine mit Kohlenbetten und früher reichhaltigen, jetzt jedoch schon ausgebeuteten Quecksilbergruben. Die plutonische als Granit bildet das Hauptgerippe der Sierra und teilweise die Grundbildung des Küstengebirges, stets mit Quarzeinzügen der sekundären Schieferbildungen.

Die Metalle des Gebirges sind: Gold und Quecksilber, Kupfererz Silber, Schwefel, Borax, hydraulischer Zement, Kohlen, Platina, Asphalt; aluviales Gold zeigt sich in reichhaltigen Schichtungen in den Flußbetten mit starkem Fall und in den Thälern. Alsdann findet man Alabaster und Marmor 'und von Edelsteinen hauptsächlich Opale. Über die Metallurgie Kaliforniens geben ausführliche Mitteilungen: F. v. Richthofen: „Metallproduktion Kaliforniens“; J. S. Hittel: „Resources of California“; B. Silliman jun.: „American-Journal“; R. v. Schlagintweit: „California“.

Der Schneefall ist in den Thälern Kaliforniens eine Seltenheit: um desto massenhafter zeigt er sich im Gebirge, wo der Schnee gewöhnlich bis 15', oft bis 30' und sogar in der Umgegend des Donner-Seees nicht selten bis 60' hoch schichtet, in einer unerwarteten und raschen Weise, wie man es in anderen Gebirgen der Welt nur selten trifft. Hagel ist in Kalifornien gleich wie das Gewitter eine seltene Erscheinung, ist aber, wenn letzteres stattfindet, von großer Heftigkeit. Erderschütterungen finden häufig statt. Sehr charakteristisch und mit der Ursache der Entstehung der Erderschütterungen unzweifelhaft identisch ist das anormale und plötzliche Auftreten der vehementen Sand- und Staubstürme im südlichen Teile des Staates und namentlich in den Flächen des Gebirges, und sogar in ganz Kalifornien im allgemeinen. Alle meteorologischen Erscheinungen des Landes sind übrigens auffallend durch ihr plötzliches vehementes Auftreten ohne intensive Vorzeichen.

„Die deutlichen Spuren von Wirkungen ehemaliger ungeheuerer

Gletscher, lassen sich in den hohen Regionen der Sierra Nevada, besonders an ihren westlichen Abhängen zwischen dem 36.° und 38.° nördlicher Breite (also unter den Parallelkreisen der südlichen Spitzen Europas), in einer Ausdehnung von hunderten von Meilen erkennen". (R. v. Schlagintweit, Kalifornien, S. 56.) Meiner Ansicht nach können diese angeblichen Spuren ehemaliger Gletscher in der Sierra Nevada, in welcher gegenwärtig bekanntlich keine Gletscher mehr vorkommen, eher diejenigen niederrutschender Schneemassen sein. Die in früherer Zeit möglicher Weise noch kolossaleren Schneemassen nämlich, die sich im Winter auf dem Gebirge gesammelt, wurden von den hier sehr sengenden Strahlen der Sonne im Spätwinter und im Frühjahr angegriffen, die tauende Oberfläche des Schnees sickerte durch die lockere Masse und bildete, jedoch nicht am Untergrund, sondern nahe demselben, eine lockere Eismasse, die durch ihr Gewicht sich in Bewegung setzte, den Schnee der Unterlage endlich durchdrang und niederrutschend auf den Granitmassen der Abhänge die gletscherartigen Wirkungen hervorbrachte. Diese Ansicht begründe ich durch den Umstand, daß gerade an den erwähnten Stellen sich uraltes, sichtbar durch vulkanische Eruptionen hingebrachtes Geröll zeigt, welches durch die Macht einer Gletscherrutschung unzweifelhaft mit fortgerissen worden wäre, während diese Geröllblöcke die gleichen Spuren einer Abschleifung an ihren vertikalen Seiten zeigen, demnach vermuten lassen, daß sie zur Zeit der Rutschung schon dagestanden, wo sie gegenwärtig zu sehen sind.

Die Alpenvegetation Kaliforniens ist im Vergleich mit derjenigen der Gebirge anderer Weltteile eigentümlich. Die Baumvegetation reicht in mannigfaltigen Koniferen bis 7000', und hierauf erscheinen bis 9000', demnach 1000' über die Schneegrenze, trotz 350 Frostnächten im Jahre die „Picea amabilis Dougl." die „Picea grandis Dougl.", die „Picea ponderosa Dougl.", die „Pinus contorta Dougl." und die „Pinus monticula". Die Strauchgrenze reicht trotz hochliegendem Schnee bis 11000'; der Strauch ist meist durch Salix-Arten vertreten. Moose sind mannigfaltig, und namentlich ist es die „Sarcodes sanguinea", deren rote Farbe im Weiß des Schnees auffallend sich zeigt.

Die Moose ziehen sich bis zu einer Höhe von 13 000', wie z. B. die phanerogamische Pflanze „Polemonium confertum“, (laut Professor H. N. Bolander 1866); demnach sind sie in der Sierra höher zu treffen als in den europäischen Alpen (12 540' laut H. und A. v. Schlagintweit), niedriger als in der Umgebung des Chimborasso (15 769' laut Oberst Hill), und viel tiefer als im Himalaya (19 809 laut H. und A. und R. v. Schlagintweit).

Im allgemeinen charakterisieren das kalifornische Gebirge: Der Schein der Unfruchtbarkeit, gewaltige Spaltungen, wilde steile Durchrisse und Schluchten, meist gelbes Gras und trotz stolz emporragender Stämme ein lichter Wald. Ein ewig blauer Himmel, den im Sommer nie, im Winter selten Wolken trüben, bildet den Hauptreiz desselben. Die Bäume bilden Wälder, aber, seit die Menschenhand zerstörend in das Land gedrungen, meist nur noch an steilen, unzugänglichen Stellen, deren die Sierra viele aufweist; sonst sind die sogen. Wälder der Sierra nur ein Chaos von Bruchholz und krüppeligen Stämmen, und jene des zugänglichern Küstengebirges meist nur Gestrüpp und selten ein Waldbestand. Die kalifornischen Waldungen, gleich wie das kalifornische Gebirge im allgemeinenen, sind eigentümlich lautlos, nur der Widerhall der Axt oder das Sausen der Sägemühlen unterbrechen die Grabesstille. Das geheimnisvolle Flüstern, das rastlose Leben der Hühnerwelt, wie man es in den tropischen Waldungen und auch noch hin und wieder in Europa trifft, sind in kalifornischen Wäldern unbekannt; nur in der Nähe der Wasserfälle zeigt sich mehr Leben und Geräusch, welches alsdann das Wasser und die Reptilien erzeugen, denn die Vogelwelt ist gegenwärtig in Kalifornien sehr geringzählig und oft auf weite Strecken kaum bemerkbar. Wo unberührter Wald sich zeigt, da trifft man freilich im kalifornischen Walde mehr Vollständigkeit in der Ausbildung der Stämme und nicht das durchworrene Gewebe der Farnen, Schlingpflanzen und Parasiten der tropischen Urwälder, wo kein Baum zu seiner vollen Geltung gelangen kann. Was die im kalifornischen Gebirge „sich bildenden Teppiche zartester Gräser mit ihrem Dunkelgrün, aus welchem herrliche Blumen in farbenreicher Pracht hervorragen“, anbelangt, die viele rühmen, so habe ich solche nur stellenweise in der

Sierra getroffen, und nur in den Schluchten in der Nähe der Gewässer — im Küstengebirge nie; sonst traf ich nur dürre oder gelbe Grasstrecken, freilich mit mannigfaltigen Blumen, die jedoch so vereinzelt erscheinen, daß ich die Flora im allgemeinen in keiner Weise mit derjenigen der Alpengegenden Europas, noch mit derjenigen der Tropen vergleichen kann. In Kalifornien trifft das Auge in den Waldungen des Gebirges Regelmäßigkeit, vollständige Ausbildung gewisser Exemplare der Baumwelt, jedoch nicht das sozusagen üppige Vollblut der tropischen Vegetation. Obgleich die tropische Vegetation als ein unbeschreibliches Durcheinander von Bäumen, Sträuchern, Schilf und Schlingpflanzen aller Art das Prinzip eines Chaos in sich trägt, so steht sie doch in Harmonie zu den Erfordernissen der tropischen Natur, indem sie dem Boden gegen die sengenden Strahlen der Sonne Schutz gewährt. Freilich trifft man in den Urwaldungen der Tropen die Ausdünstung verwesender organischer Stoffe nicht nur in den Thälern, sondern auch im Gebirge, die Luft ist dumpf, drückend und schwül, während in den Wäldern der Sierra Nevada und, mit Ausnahme des tropischen Teiles seiner südlichen Abgänge, auch im Himalaya, eine reine Atmosphäre, eine klare, belebende und stärkende Luft herrscht, und öfters sich das krystallhelle Wasser einer sprudelnden Quelle und rauschende Gießbäche zeigen. Doch ist der Genuß dieser erfrischenden Luft in der Sierra Nevada von kurzer Dauer, denn kaum erhebt sich die Sonne über die Gipfel der Berge, so beginnt eine heftige Brise zu wehen, die die bisher klare Luft mit feinem Staub gar lästig schwängert und das wonnige Gefühl bei aufgehender Sonne bald verscheucht; auch sind das Laub oder die Nadeln des sonst schönen kalifornischen Waldes meist mit Staub bedeckt.

In der Sierra Nevada gleichwie im Himalaya, freilich im kleineren Maßstabe, trifft man während der Besteigungen oft unerwartet überraschende Erscheinungen mit Schnee bedeckter Gipfel, wenn man aus dem finsteren dichten Walde bei einer scharfen Wendung des Pfades an einen viele tausend Fuß tiefen Abhang tritt, man trifft jedoch nur selten üppig grüne Matten mit mannigfaltiger Blumenflora, meist trifft man Rasenlosigkeit, oft Staub im wirbelnden Tanz, stets eine

Unmasse von Insekten und Reptilien und einen unglaublich porösen, daher Staub bildenden körnigen Boden, der zum Rasten nur selten einladend ist, wenn nicht Ermattung ihn zu benutzen zwingt. Dieses bezieht sich auf die zugänglichen Strecken des Gebirges, die mehr oder weniger von Menschenhand angegriffen und verwüstet worden sind. In den unzugänglichen Strecken, wo sich noch unberührter Wald zeigt, erscheint sowohl die Rasenbildung als auch die Blumenflora in üppigerem Stand. Auch ich habe während meiner Beschreibung die schönen Stellen des Gebirges gepriesen und sozusagen das Imposante mit Entzücken erwähnt, auch ich nannte als Wunder der Sierra Nevada die Haine der Riesenbäume, und doch sind auch diese nur bemerkenswert durch die gigantische Dimension der Stämme, die eigentlich im richtigen Sinn des Wortes doch nur Riesenkrüppel sind, denn jeder Gegenstand in der Natur, dem die Harmonie im Verhältnis seiner Teile fehlt, kann nicht als ein Exempel der Vollkommenheit oder anmutig genannt werden, er kann nur Erstaunen erwecken, und so ist es auch mit den Hainen der „Sequoia gigantea“ von Callaveras und Mariposa, als auch bei allen Wundererscheinungen Kaliforniens. (Eine gründliche Beschreibung der Riesenbäume giebt: „Yosemite Guide Book“ des Prof. J. D. Whitney.)

Das Klima Kaliforniens ist durch die auffallende Gleichmäßigkeit der Jahrestemperatur und da sich im Lande keine Miasmen entwickeln für die Gesundheit des Menschen im allgemeinen zuträglich. Es herrschen fast beständig Winde, die die Thäler und Flächen einer ununterbrochenen Ventilation unterwerfen. Abgesehen von der Gleichmäßigkeit der Jahrestemperatur ist aber die Temperatur von Nacht und Tag, je nach dem Winde, im Schatten oder in der Sonne, auch zu den verschiedenen Tageszeiten eine erstaunlich wechselnde, so daß man in Kalifornien sogar im heißen Sommer sich stets mit Überzieher oder Plaid versorgen muß, um für jeden eintretenden Wechsel vorbereitet zu sein. Dieser schroffe Wechsel der Temperatur, als auch die seit der Entwaldung durch ganz Nordkalifornien oft herrschenden dichten kalten Nebel nnd hierauf die sengenden Sonnenstrahlen erzeugen chronisch-rheumatische Leiden und in deren Folge Gicht und Lähmungen unter der arbeitenden Klasse, und unter allen Klassen

heftige katarrhalische und neuralgische Zustände, daher man viele Brustleidende trifft. Das Klima ist demnach nur gesund und das Leben verlängernd für zähe, eiserne, sozusagen normale Konstitutionen, für schwächliche oder anormale jedoch, die die Mehrzahl unserer neuen Generation bilden, ist es nicht zuträglich. In den tiefen Lagen des Landes, als z. B. um Marysville, Chico und die zahlreichen Minenorte, treten oft und von Jahr zu Jahr zunehmende Wechselfiebererscheinungen auf, deren Entstehen dem erwähnten schroffen Wechsel der Temperatur, den Überschwemmungen und der Lebensweise zuzuschreiben ist. Irrtümlich ist meiner Ansicht nach der Vergleich des Klimas Kaliforniens mit demjenigen Italiens, wie es Einige zu thun pflegen. Es fehlt dem kalifornischen das charakteristische Kräuter-Aroma und die Milde der italienischen Luft. Die Luft Kaliforniens ist infolge der meist herrschenden Seewinde salzhaltig und daher unwiderstreitbar stärkend und belebend, jedoch, wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, hart und rauh, während die Italiens, trotz ähnlicher Temperatur, durch die viel reichere Vegetation an Kräutern eine aromatische und durch den Einfluß Afrikas und seine vor den Nordwinden durch die Alpen und teilweise durch die Apenninen geschützte Lage eine mildere ist. Die kalifornische Luft ist entweder mit Bergstaub oder mit Sand geschwängert, oder sie ist rauh, sogar frostig, wenn die Winde vom Ozean herwehen, oder heiß, bei Windstille. Die Sommermonate rechnet man vom Juni bis Ende September, sie dehnen sich jedoch meist bis in den Dezember hinein aus, als regenlose, daher dürre. Die Wintermonate rechnet man vom Ende des Oktober bis Juni, sie beginnen jedoch mit ihren Niederschlägen erst im Dezember, oft noch später, sodaß im Innern des Landes im Jahr oft 222 Tage als Sommer, d. h. als regenlose zu rechnen sind. Die Niederschläge im Winter sind sehr verschieden, sie geben an einigen Stellen an einem Tage eine größere Regenmenge als während des ganzen Winters an anderen Stellen, wodurch die in Kalifornien so verwüstend wirkenden Überschwemmungen entstehen. In gleicher Unregelmäßigkeit tritt auch die Dürre im Sommer und im sog. Herbste auf, die vernichtend auf die Feldfrüchte und namentlich auf die Futtergräser wirkt. Diese Übelstände treten, seit die Waldungen vernichtet worden sind, von

Jahr zu Jahr ernsthafter auf, denn in Kalifornien ist, was man Wald nennt, weiter nichts als lichter Busch, in welchem die Gifteiche und anderes krüppeliges Unterholz vorherrschen, richtiger gesagt Unkräuter, aus denen Zedern und Eichen meist in krüppeligem Zustande gleich schlecht geschnittenen Zahnstochern hervorragen.

Viele Reisende erwähnen mit Recht die schrecklichen Flächen mit gelbem, scheinbar dürrem Grase, wo auch nicht ein grünes Fleckchen zu sehen ist, trösten jedoch den Leser ihrer Schilderungen gewöhnlich mit der Behauptung, „daß nach dem ersten Regen alles wie durch Zauber grün erscheint und alles zu neuem Leben erwacht", und reisen hierauf ab. Wie täuschen sich diese Herren, denn ephemerisch kurz ist die Zeit des Auflebens, kaum vier Wochen währt die Freude, und alsdann wird alles wieder gelb und scheinbar dürr, wie es vor dem Regen war. Übrigens ist dieses gelbe Gras nicht kraftlos, das Vieh frißt es gerne, da es kein anderes hat, denn auch mit Stroh hat schon so Mancher sein Stück Vieh fett gemacht. Dies beweisen die meist nur Häckerling und Stroh fütternden Littauer und so mancher vegetierende Ackerbauer im hohen Norden. Obgleich dieser harte Vergleich auch in gewisser Beziehung zu dem kalifornischen gelben Grase passend ist, so bleibt es doch eine nicht zu leugnende Tatsache, daß dieses scheinbar dürre Gras noch genügenden Nahrungsstoff besitzt, und daß inmitten dieser scheinbar trostlosen Weidestrecken trotz herrschender Dürre sich üppige Weizenfelder und prachtvoller Weinbau zeigen, die den Beweis für eine beträchtliche Untergrundsfeuchtigkeit geben, welche jedoch leider von Jahr zu Jahr abzunehmen beginnt. Dies behaupte ich aus Erfahrung, da ich selbst eine Farm im üppigen Napathale besaß.

Von landwirthschaftlichen Erzeugnissen findet man unter den Cerealien hauptsächlich den Weizen, der von vorzüglicher Güte ist und in der Vollkommenheit nur von dem der Kolonie „South-Australia überflügelt wird. Diesem folgt der Anbau von Gerste. Mais und Hafer werden, obgleich sie gut gedeihen, gleich wie Roggen, verhältnismäßig wenig angebaut, der Hafer oft nur zur Heubereitung. Heu wird nur zum Verkauf und nur im gepreßten Zustande gemacht, da in Kalifornien keine Stallfütterung stattfindet und auch nicht statt-

finden kann. Das Stroh wird entweder in die Städte verkauft oder als Düngung auf dem Felde mit Wurzeln und Strauch verbrannt. Nächst dem Weizen ist es der Weinbau, der in der kalifornischen Landwirtschaft die größte Rolle spielt und eine große Zukunft hat. Die sog. „kalifornische" Rebe wurde im Beginn des 18. Jahrhunderts durch Jesuiten eingeführt und war bis 1820 die einzige Art im Lande. Im Jahre 1820 wurde in das Thal Sonoma eine europäische Sorte importiert, die ebenfalls den Namen der kalifornischen erhielt. Beide Sorten spielen die Hauptrolle im Lande, obgleich seitdem 200 verschiedene Arten sich eingebürgert haben. Die kalifornischen Weine sind vorzüglicher Güte und werden namentlich als Hock (Weißwein), Portwein, Muskateller, Angelika und Champagner, fast nicht zu unterscheiden von den Weinen der Heimat der Trauben, geliefert. Die Hauptkreise für Weinbau sind: Los Angelos im Süden, und Eldorado Sonoma und Napa im Norden.

Knollen und Wurzelgewächse gedeihen üppig, und bis 1874 zeigte sich unter den Kartoffeln keine Krankheit, seit 1874 jedoch erscheinen namentlich in den Thälern schon die verschiedenartigsten, und von Jahr zu Jahr zunehmend. Küchengewächse gedeihen ebenfalls durch den ganzen Staat, werden jedoch verhältnismäßig wenig angebaut, eigentlich nur von Chinesen, aber mit gründlicher Kenntnis der Pflege der Pflanze. Meiner Ansicht nach liegt die Ursache dieses Mangels an Gemüsezüchtern in Kalifornien: im größeren Vorteil, den andere Unternehmungen abwerfen, im Mangel an Beharrlichkeit bei der aufgeregten kalifornischen Bevölkerung, in der Dürre des Sommers, die die kostspielige und zeitraubende Arbeit des Begießens erforderlich macht, und endlich in der Thatsache, daß die Gemüse in Kalifornien, obgleich in ihrer Ausbildung exemplarisch, doch geschmacklos, wässerig und faserig sind, freilich mit Ausnahme der Kartoffeln, des Spargels und der Runkelrübenarten, die in jeder Beziehung eine nicht zu übertreffende Vorzüglichkeit erreichen.

Dem Anbau der Baumwolle, die schon von Sutter eingeführt wurde, ist das Land günstig, wie es der Kreis von Merced beweist, sie wird jedoch noch wenig gepflanzt, ebenso der vorzüglich gedeihende Tabak. Im Aufschwung befindet sich seit der Zunahme der Braue-

reien die Gerste und daher auch der Anbau von Hopfen, welcher in dem Staat vielleicht eine gleiche Zukunft wie der Weizen hat. Die Versuche mit Zuckerrohr-Plantagen im südlichen Kalifornien haben infolge der Schwierigkeiten der erforderlichen Bewässerung und der zu kostspieligen Arbeitskraft keine günstigen Resultate gezeigt; desgleichen hat auch der an einigen Stellen versuchte Anbau von Reis fehlgeschlagen, dem, abgesehen vom Mangel an Wasser zur Bewässerung, weder das Klima noch der Boden zusagt.

Eine landwirtschaftliche Produktion, die in Kalifornien vorzüglich gedeiht und Zukunft in ihrer Entwickelung haben kann, ist die Obstbaumzucht. Das Klima begünstigt dieselbe als Baum- und Strauchzucht wie in keinem anderen Staate der Union. Die Bäume wachsen schnell, schon dreijährige tragen reichlich. Die Früchte aller Obstarten, vom Norden bis in den Süden des Staates, sind auffallend groß, freilich gleich wie die Gemüse geschmackloser als in anderen Ländern. Die Markthallen in San Franzisko sind sehenswert durch den mannigfaltigen Reichtum ihrer Fruchtabteilungen. Die Frucht der Pfirsichbäume, die auf Höhenlagen von 500′ bis 1000′ ü. d. M. am sichersten gedeihen, da sie in den tiefen Lagen durch Reif und Nachtfröste mehr leiden, ist eine derartige, daß die Äste gestützt werden müssen. Die Orangen und Citronen gedeihen, obgleich sie im Schutz vor Frost und kalten Winden auch im nördlichen Teil des Staates fortkommen, erst vorzüglich südlich vom 35.⁰ nördlicher Breite, und namentlich in der Umgebung von Los Angelos und im südlichsten Teil des Staates. Für Oliven, Feigenbäume, Mandelbäume, Maulbeerbäume eignet sich der Staat hauptsächlich südlich vom 35.⁰ n. B., doch werden sie auch mit Vorteil sowohl im Sonoma- und im Napatale als in den Kreisen Santa Barbara, Sacramento, San Joaquin und andern angebaut. Die Seidenraupenzucht hat, da der Maulbeerbaum gut gedeiht, eine große Zukunft in Kalifornien, wird jedoch verhältnismäßig noch wenig betrieben, nur in den Kreisen: Los Angelos, Yole und Sacramento.

Die Viehzucht im richtigen Sinn des Wortes ist in Kalifornien eine beträchtliche, jedoch eine wilde zu nennen, und wird eine wilde stets bleiben, da von einer rationellen Zucht mit Stallfütterung weder im Norden noch weniger im Süden die Rede sein kann. Die Zahl

der Meiereien ist eine geringe, und nur in unmittelbarer Nähe von San Franzisko, alsdann freilich in umfangreichstem Maßstabe zu treffen. Die Stallfütterung wird durch klimatische Verhältnisse, durch die hohen Preise für Heu (welches verkauft mehr Vorteil als bei der Verfütterung abwirft) und durch die kostspielige Arbeitskraft nicht nur erschwert, sondern fast unmöglich gemacht. Die Weide ist verhältnismäßig mangelhaft und die in derselben wuchernde Gifteiche (Rhus toxicodedron) giebt der Milch einen unangenehmen Geschmack; demungeachtet spielen seit 1870 kalifornische Butter und Käse sogar im Export des Staates, resp. San Franziskos, eine namhafte Rolle.

Die Schafzucht könnte eine gedeihliche sein, da sowohl die klimatischen Verhältnisse als auch die umfangreichen Weidestrecken in den Thälern, Flächen und im Gebirge dieselbe begünstigen, wenn im südlichen Teile Kaliforniens mehr Wasser vorhanden wäre und wenn nicht im nördlichen Teile die dornige Gifteiche und Distelarten und im südlichen Teile Disteln und Kakteeen so erschreckend zunehmend wuchern würden. Gegenwärtig, wo der Staat, obgleich er schon über zu viel Bevölkerung klagt und gegen neue Einwanderungen schon zu wirken strebt, noch wenig bevölkert ist, den Schafzüchtern noch unumschränkt ein umfangreiches Areal zur Disposition steht, die Waldungen noch nicht einer rationellen Schonung unterworfen sind, zeigt sich noch eine scheinbar namhafte Produktion von Wolle, doch sobald dieses Areal begrenzt werden wird und die Waldungen einer Schonung unterworfen werden, wird sich sofort auch ein Rückschritt in der Schafzucht zeigen. Übrigens wird nach Erfahrungen in diesem Lande des Reichtums, auch ohne die oben erwähnten Begrenzungen der Freizügigkeit der Schafzucht, ihrer weiteren Entwickelung durch die von Jahr zu Jahr zunehmende Ungleichmäßigkeit der Niederschläge, durch Dürre, Wasserlosigkeit und durch die zunehmende Vegetation von Disteln und Kakteeen leider ein Halt geboten werden.

2. Abteilung.

Von San Franzisko bis San Benito.

Küstenfahrt längs Kalifornien und Mexiko.

Auf der „Ancona". — Wildes Weibervolk. — San Barbara-Inseln. — Insel San Miguel und die Küste. — Vor San Pedro. — Die Grenze von Mexiko. — Vor San Diego. — Landung.

Nachdem ich mein Billet für ca. 3220 Seemeilen bis Panama gegen 90 Dollars in Gold gelöst und mich zur Abreise, die am 1. Oktober stattfinden sollte, vorbereitet hatte, verließ die „Ancona" erst am 3. Oktober um 12 Uhr San Franzisko.

Schon am Morgen schloß ich mein Gepäck frühzeitig, fuhr um 9 Uhr bei herrlicher Witterung zum Schiff, besetzte meine Kabine, die sich als eine vorzügliche erwies, verschloß die Thür derselben und verbrachte mit meinem Schuldner, jedoch höchst liebenswürdigen Freunde Doktor Lanszwert die Zeit bis zur Abfahrt des Schiffes, die auf 3 Uhr, der Ladung wegen, verschoben worden war, auf dem Lande. Um 4 Uhr ertönte die Signalglocke, und bald darauf verließen wir die glanzvolle Metropole des Staates Kalifornien.

Unsere Gesellschaft auf dem Schiffe war sehr bunt und zahlreich, da die ganze „Blac-Croock-Theatergruppe" sich unter derselben befand, die zeitweilig in Kalifornien gastiert hatte und jetzt nebst ihrem Orchester zum Besuch der Orte der westlichen Küste Amerikas, zunächst nach Mazatlan (Mexiko) zog. Die lärmende Gesellschaft bestand aus 37 Personen. Außerdem befand sich auf dem Schiffe ein junger Bremer, der nach Mexiko reiste, um die spanische Sprache zu erlernen, ein liebenswürdiger, wohlerzogener Jüngling; alsdann Professor O. aus Berlin, der in Mexiko eine Lehranstalt eröffnen wollte und zugleich ein Klaviervirtuos war; ferner Signor Abraham M., ein mexikanischer Kaufmann, ein munterer, höchst interessanter Semite. Außerdem waren noch andere Persönlichkeiten vorhanden, die schweigsam und in sich gekehrt erschienen und bis auf weiteres unzugänglich waren.

Das Schwanken des Schiffes war, bis wir die sich stauende „Golden-Gáte", den berühmten Felsendurchgang aus der Bai in den Ozean, durchfahren hatten, ein entsetzliches und zwang die an Seekrankheit leidenden Passagieren, sich sofort in ihre Kabine zu verziehen, oder sich über das Geländer des Schiffes zur tiefsinnigen Betrachtung des wogenden Elementes zu neigen, wobei sich oft die spaßhaftesten Szenen entwickelten. Auch ich mußte bald dem Beispiel der Mehrzahl folgen, der Szenerie eine gute Nacht wünschen, und meine luftige Koje aufsuchen.

Am 4. Oktober erwachte ich, trotz Seekrankheit, gestärkt durch einen gesunden Schlaf, und nachdem der chinesische Stewart mir eine Tasse schwarzen Kaffees laut Schiffsordnung gereicht hatte, genoß ich den glanzvollen Sonnenaufgang auf Deck. Die Mannschaft, gleichwie die Köche und die Bedienung des Schiffes waren Chinesen, und daher auch die Mahlzeiten und die ganze Ordnung auf dem Schiffe eine etwas chinesische.

Die Hälfte des Tages hatten wir den prachtvollen Anblick des nahen Küstengebirges und aus der Ferne denjenigen der Sierra Nevada mit ihren gewaltigen Erhebungen. Nach 12 Uhr verlor sich das Gebirge, allmählich in Glühdunst sich hüllend, und bald sahen wir nur Wasser, mannigfaltige Möven, viele Seeadler in der Luft, und unzählige Haifische, die uns umkreisten und, wild schnappend, trotz des raschen Ganges unseres Dampfers rastlos verfolgten.

Das Weibervolk der Komödianten- und Tänzerbande befand sich in wildester Hetze oder, richtiger gesagt, auf der Jagd nach männlichem Geschlecht, und gestern gleichwie heute befand ich mich in unwillkürlicher Umarmung mit demselben, indem bald die eine, bald die andere Grazie mich für ein Mitglied der Truppe hielt und in ihrer üblichen Art und Weise begrüßte, oder aber infolge der heftigen Schwankungen des Schiffes oder des Seeübels mir in die Arme fiel. Meine stoische Starrheit jedoch während dieses Komödienspiels mißfiel ihnen, besonders als ich, sobald eine der Holden sich mir leidend in die Arme stürzte, derselben abführende Pillen reichte und sie sogar zwang, gegen das Leiden mehrere derselben zu schlucken. Die Wiederholung dieser Prozedur wurde ihnen bald ungemütlich, befreite mich von ihrem

tollen Wesen, verschaffte mir aber freilich auch den Namen eines Doktors der Griesgrämigkeit.

Das Schiff hatte nur 600 Tonnengehalt Ladung, d. h. außer dem Gewicht der leichten Theaterbande und demjenigen der übrigen Passagiere, daher schwebte es hoch über dem Wasserspiegel und schwankte auf der Wasserfläche gleich einem Kork.

Um 4 Uhr umgab uns bei 66° Farh. feuchtkalter Nebel; demungeachtet spielte die Truppe der Komödianten, Musikanten und Tänzer Karten auf Deck, wobei hoch pointiert wurde, und die Frauenwelt derselben wiederholte halblaut und gestikulierend während ihres rastlosen Hin- und Herrennens ihre Rollen und entfaltete hierbei die komischsten Bilder.

Die Mahlzeiten auf dem Schiffe bestanden aus chinesischem Gehäcknis unerkenntlichster Stoffe und waren ziemlich schlecht zubereitet. Die chinesische Bedienung speiste merkwürdigerweise, nachdem wir den Tisch verlassen, uns folgend an demselben Tisch, eine mir sonst nie vorgekommene Sitte. Im allgemeinen war die Wirtschaft auf dem Schiffe eine unordentliche, das Benehmen der Bedienung jedoch ein zuvorkommendes und freundliches.

Erst am zweiten Tag unserer Reise zeigten sich Schiffe, in der Nähe des Kaps Conception, welches wir auf annähernd sechs Meilen Entfernung umfuhren, um hierauf die San Barbara-Inselgruppe zu durchziehen. Um ½10 Uhr waren wir in nächster Nähe des Eilandes San Miguel und folgten dessen Küste, uns durch zahlreiche kleine Inseln und Riffe schlängelnd, die öd, dürr, unbewohnt und mit hellem Sande bedeckt waren und auf denen eine Unmasse verschiedenartigster Seevögel lagerte. Das Barometer stieg und das Thermometer zeigte 62° Farh.

Gegen 2 Uhr sollten wir vor San Pedro, dem Hafenort der südlichen Metropole des Staates Kalifornien sein, oder, richtiger gesagt, vor der Mündung des San Pedro-Flusses, und am folgenden Abend unseren ersten Anhaltspunkt, die südlichste Stadt des Staates Kalifornien, San Diego erreichen, wo der früher genannte Professor O. aus Berlin, obgleich er Professor der Chemie und Physik war, eine „Tanz-, Musik- und Seminar-Akademie“ eröffnen wollte, ein höchst son-

derbar zusammengestelltes Unternehmen, jedoch ein sehr charakteristisches für die Verhältnisse der Staaten Amerikas.

Der Himmel klärte sich und wir folgten in klarer Sicht der Gebirge den Ufern der Inseln San Miguel und San Rose, beide vulkanisch unterminierte Gebirgseilande, scheinbar vegetationslos; doch soll letztere an der uns entgegengesetzten Seite noch teilweise bewaldet sein. Um 1 Uhr befanden wir uns in unmittelbarer Nähe der steril erscheinenden Insel. Um 5 Uhr umfuhren wir ihre südliche Felsenspitze, und vor uns lag das öde, sehr steile Ufer des festen Landes mit imposant heftigem Spiel einer ungeheuren Brandung. Viele Walfische zeigten sich, gefolgt von zahlreichen Haifischen, umflattert von einer Unmasse mannigfaltigster Möven und umkreistvom Schatten gigantischer Seeadler, die in den Lüften ihren schwungvollen Flug bewerkstelligten.

Wegen des Nebels, der sich dunstartig erhob, und wegen der gefahrvollen Riffe der Küste waren wir in der Nacht nur mit halber Kraft gefahren, und unser ungemütlich langsam dahingleitender Küstendampfer erinnerte in seinen Bewegungen unwillkürlich an diejenigen eines Walfisches, mit dem Unterschiede, daß er dunkle, dichte Rauchwolken, feinen Kohlenstaub und Funken statt des hellen, klaren Wassers der Wale von sich stieß.

Dank der langsamen Bewegung des Dampfers und infolge der ruhigen See schwand natürlich jede Ursache der Seekrankheit, und die Frauen der Theatertruppe befanden sich in rastlosester Ausgelassenheit. Ich hielt mich von den frohsinnigen Sirenen ferne, um die durch Verwechslung meiner Persönlichkeit stattfindenden Umarmungen unter theatralischen Gebärden zu vermeiden, welche durch angebliche Seekrankheit oder die Glätte des Deckes hervorgerufen wurden.

Der uns dicht umgebende Nebel war von kurzer Dauer. Bald erschien der klare Himmel wieder, und wir genossen die entzückende Beleuchtung der kahlen Berge des hier ziemlich hohen Küstengebirges auf ca. 10 Seemeilen Entfernung. Auffallend war die Brandung der Wogen an dem steilen Ufer, die an dieser Küste so heftig sein soll, daß ein kleines Fahrzeug ihr nicht nahen kann. Oft erblickte

man Stellen, wo nicht nur kleinere Schiffe, sondern auch Dampfer untergegangen sind, deren Gerippe noch sichtbar waren.

In der Nacht vom 5. auf den 6. Oktober hielten wir um zwei Uhr, da der dichte Nebel die Einfahrt unmöglich machte, vor dem Eingang in den Hafen von San Pedro, und erst um $1/2$ 5 Uhr konnten wir in denselben einkehren, um vor dem kleinen Ort mit seinen angeblich zehn Einwohnern zu ankern.

San Pedro liegt am Fuße des starren Küstengebirges, sechs Meilen vom Strand entfernt. Am linken Ufer des Flusses befindet sich die von San Pedro aus unsichtbare Kleinstadt Wilmington mit 2000 Einwohnern, zu der ein kleiner Flußdampfer den Reisenden führt, und von wo aus die Bahn das 20 Meilen entfernte Los Angelos erreicht. Südlich zeigt sich romantisch die übrigens kahle Spitze des San Bernardino. Der Hafenort liegt unter dem 34.° nördl. B. und dem 121.° d. L. westl. L. von Greenwich.

Leider konnte ich diesmal die südliche Metropole des Staates nicht besuchen, da unser Dampfer schon um vier Uhr abends seine Reise fortsetzen wollte. Aus Los Angelos traf eine Fracht für New-York von 300 Tonnen Wein ein. Viele der Passagiere benutzten die Zeit zu resultatlosem Angeln inmitten der üppigen Seepflanzen, die, hin und her sich bewegend, die Wasserfläche bedeckten. Die Sonne war tropisch warm, obgleich das Thermometer nur 68° Farh. zeigte.

Der Kapitän schien durch das unruhige, leichtsinnige Temperament der ihn oft belästigenden Theatergesellschaft beängstigt zu sein, so daß er summarisch den Passagieren die Landung verbot und die Abfahrt beschleunigte. Nachdem wir Ladung für New-York empfangen hatten, verließen wir den Hafen um 2 Uhr, glitten langsam wieder aus der Bucht und fuhren der Küste entlang San Diego zu.

Bei nur 68° Farh. war der Abend ein herrlicher, der Abendstern leuchtete besonders intensiv und gab einen auffallend hellen Widerschein der Meeresfläche; die Wogen phosphorreszierten weniger lebhaft als sonst.

Die Bande wurde in Summa-Summarum allmählich den übrigen Passagieren durch ihr despotisches Besetzen des Salons und des Speisezimmers und durch ihr rastloses Lärmen unerträglich. Nament-

lich an diesem Abend waren ihre Allotria unbeschreiblich und zwangen mich, frühzeitig mich in meine Kabine zu begeben.

Sehr charakteristisch war der Bestand der Glieder der Theatertruppe. So war z. B. einer der Musiker in Europa ein tüchtiger Schieferdecker gewesen und 1870 vor dem Kriege desertiert; ein anderer Musiker war ein eifriger Revierförster in Nassau gewesen, der unzufrieden, wie er sagte, mit der Disziplinarordnung, ebenfalls vor dem Kriege 1870 desertierte u. s. w. Hierdurch erkennt man den Charakter des Bestandes des musikalischen Teiles der Bande, da der größte Teil der übrigen Glieder desselben eine ähnliche Biographie besaß. Die meisten Kräfte der Tragödie, Komödie und des Balletts der Truppe waren Leute, deren Vergangenheit den sonderlichsten Schicksalswendungen unterworfen gewesen war.

Nach einer sehr unruhigen Nacht, da bis spät in dieselbe Karten gespielt wurde, das Weibervolk im Speisezimmer mit der zahlreichen jugendlichen chinesischen Bedienung unaufhörlich kicherte und einer der Chinesen stundenlang ein heimatliches, höchst monotones Lied neben meiner Kabine, in der mein Kabinengenosse sehr laut schnarchte, gesungen hatte, bestieg ich das Deck um sechs Uhr bei überaus dichtem Nebel, der auch die Ursache gewesen, daß wir an dem Hafen von San Diego vorbeigefahren waren und uns jetzt wieder zurückwenden mußten.

Um acht Uhr klärte sich bei einer Temperatur von 67° Farh. der Nebel nach einem heftigen Regenguß, und es entfaltete sich vor uns die kahle, starre Gebirgskette der Küste und die von Natur aus vertiefte Grenze zwischen Mexiko und Kalifornien, d. h. die Scheidung der mexikanischen Halbinsel Alt-Kalifornien von dem Staate Kalifornien, die bei San Diego am Stillen Ozean beginnt und östlich am Kolorado-Fluß schließt.

Nachdem wir die vierzehn Seemeilen, die wir über den Hafen hinaus gefahren waren, wieder zurückgelegt hatten, traf der Pilot an Bord ein und führte uns in den schönen, von Bergen umgebenen Hafen von San Diego, dessen Einfahrt sehr eng und seicht ist und durch die umfangreichen, mit Gestrüpp teilweise bewachsenen Sandbänke gleich einem Fluß erscheint.

San Diego ist ein lang ausgedehntes Städtchen an einem sichern Hafen, zählte zu der Zeit 2500 Einwohner und hatte den Ruf eines lebhaften Handelsplatzes mit günstiger Zukunft, da hier die Süd-Pacific-Bahn durch Texas, Neumexiko und Arizona ihren Auslauf haben sollte und gegenwärtig auch hat. Die Umgebung bildet Sand und sie erscheint vegetationslos, und die Bäume, die sich hier und da zeigten, waren zu zählen. Die Bevölkerung bilden meist Franzosen, Mexikaner und Chinesen, weniger Engländer und Deutsche.

Um 12 Uhr brachte mich ein Boot über den ruhigen, sehr geräumigen, jedoch leider seichten Hafen an das Ufer, und nach einer vorzüglichen Mahlzeit im schmucken Hotel mietete ich ein Pferd und ritt nach Alt-San-Diego, dem frühern Sitz der San Diego-Mission, und zur sechs Meilen weiter gelegenen romantischen Ruine des alten Missionsgebäudes.

Alt-San Diego liegt ebenfalls an der Bai und ist, gleich wie das letzterwähnte, eine Ruinenstadt in einer vegetationslosen, demungeachtet aber durch einen gewissen Wüstenglanz schönen Gegend. Die erwähnte Ruine des alten Missionsgebäudes ist malerisch, liegt hoch und ist vom Gebirge umgeben. Der Ritt war gleich jenem durch eine Wüste, und schön gleich einem solchen, bot jedoch in keiner Weise mehr Bemerkenswertes als: die grenzenlose Wildheit der Gegend, die Reflexe der vegetationslosen Flächen, die Schattierungen im starren Gebirge und die pittoresken Zeichnungen, die die Ruinen des Alt-San Diego, die Reste des Missionsgebäudes auf der Höhe, und die modernisierte Neustadt San Diego entfalteten.

Den Tag über war, bei fallendem Barometer und dem dunkeln Aufziehen eines Gewitters, die Temperatur in der Bai durchschnittlich 72° Farh.

Küste der Halbinsel Kalifornien (Mexiko). — Entfernt vom Ufer. — Inseln Guadalupe und Natividad. — Hafen San Bartolomé. — Die Ensada Grande. Die Magdalenen-Bai. — Dem Purpurmeer vorbei und das Cap San Lukas. — Küste der Bai von Mazatlan und sein Hafenort. — Landung. — Küste Mexikos und Kaliforniens im Vergleich.

Um 3 Uhr verließen wir den Hafen, nachdem sich die zahlreiche Gesellschaft ohne Ausnahme glücklich auf dem Schiffe eingefunden hatte.

Wieder folgte eine lärmende Nacht mit Kartenspiel und Orgieen, die sogar mit einer Schlägerei endeten. Als ich um sechs Uhr am 8. Oktober auf Deck erschien, hatten wir noch stets den Anblick der gebirgigen Küste der Halbinsel Kalifornien mit ihren zahlreichen Buchten, entfernten uns jedoch sichtbar von derselben, als wir uns der Bai von San Fernando näherten, in der wir voraussichtlich nicht einfahren sollten, da es fraglich war, ob wir infolge der stärker werdenden Nebel zwischen der Insel Cerros und dem festen Lande das Cap San Eugenius würden umfahren können. Am vergangenen Abend war trotz feinem Nebelregen auffallend intensives Leuchten des Meeres. Um 8 Uhr in der Früh war bei stets sinkendem Barometer die Temperatur nur 72° Farh., als wir den 30. Grad nördlicher Breite unter dem 119. der Länge westlich von Greenwich überschritten und uns auf gleicher Höhe und gleichem geographischen Breitegrade mit Cairo befanden, wo gerade vor einem Jahr zur selbigen Zeit, während meines Aufenthaltes daselbst, in der Nähe der Stadt mein Thermometer 119° Farh. zeigte.

Zahlreiche Seemöven umflatterten unseren Küstendampfer, dessen Bewegung man mit derjenigen einer auf dem Wasser schwimmenden Nußschale vergleichen konnte. Die Farbe des Wassers wurde je mehr wir südlich zogen blauer, der Himmel dunstfreier, und die Strahlen der Sonne erinnerten mich in ihrem Charakter lebhaft an diejenigen Indiens.

Gegen 12 Uhr entfernten wir uns entschieden vom Lande, und das zur Freude des Kapitäns, der die Küsten des Stillen Ozeans mit ihren zahlreichen Inseln, Riffen und Felsenbänken nicht liebte, da sie, als gefährlich und schwierig, seine beständige Aufmerksamkeit forderten. Fliegende Fische nahmen zu und schnellten sich im Sonnenschein oft in Kreuz und Quer, oder in Scharen einer gleichen Richtung folgend, die Wasserfläche glitzernd belebend.

Um 4 Uhr blieb bei steigendem Barometer die Temperatur standhaft bei 72° Farh. Am Abend prangte ein den Stillen Ozean charakterisierender herrlicher Sternhimmel, der die Damen des Theaters derart begeisterte, daß sie im Chor manch schöne Lieder, und zwar sehr wohlklingend anstimmten, während ich meine Empfindungen über die

Pracht der nächtlichen Natur auf dem weiten Ozean mit dem Kapitän austauschte, der ein überaus tüchtiger Mann in seinem Fach zu sein schien, jedoch in seinem ganzen Wesen, wie es übrigens im allgemeinen üblich ist, seine gewaltig machthabende Stellung als Kommandeur einer schwimmenden Insel mit zahlreicher Bevölkerung jedem fühlbar machte und zu erkennen gab. Seiner Mutmaßung nach sollten wir erst nach 35 Tagen Panama erreichen, und er sprach sich mit Freude über den baldigen Abgang der Theatertruppe aus, deren Treiben und Lärmen ihm höchst lästig zu werden schien. Charakteristisch war der heftige Tau, der am Abend fiel und der das Deck, die Bänke und alles auf dem Schiffe gründlich benetzte und durchnäßte.

Nachdem wir in der Nacht an der Insel Guadaloupe in Fernsicht vorübergefahren waren, eröffnete den 9. Oktober ein glänzender Sonnenaufgang, der das in der Ferne liegende kleine Eiland vulkanischen Ursprungs malerisch beleuchtete. Um 8 Uhr näherten wir uns der Insel Cerros, um 9 erreichten wir die nördliche Spitze derselben und folgten bis $^1/_2$12 ihrer starren vegetationslosen Küste.

Die Insel Cerros ist hochgebirgig und die Zerrissenheit und die spitzen Auftürmungen und Erhebungen ihres Gebirges deuten auf die gewaltige Macht der Vulkane, die sie gebildet hatten. Um 8 Uhr zeigte das Thermometer bei bisherigem Stande des Barometers 74° Farh. im Schatten. Um $^1/_2$9 sahen wir in der Ferne das Kap San Eugenius, welches den Schluß der tief in das Land dringenden San-Fernando-Bai unter dem 27.° 30′ nördlicher Breite bildet.

Zahlreiche Delphine im hastigen Spiele begrüßten so zu sagen am Morgen den auffallend herrlichen Sonnenaufgang, und zugleich zeigten sich in der Ferne, in Kolonnen gereiht, zahlreiche Walfische gewaltiger Größe. Mannigfaltige Möven und mehrere Seeadler folgten unserem Schiff; erstere wurden von den Damen mit Brot beworfen, welches sie höchst gewandt im Fluge erhaschten. Die Brise war kühl, daher erfrischend, die Sonne jedoch am Tage sengend, daher die Überspannung des Deckes mit einer Segelleinwand sehr willkommen war.

Genau um 12 Uhr erreichten wir die flache Insel Natividad, die vor dem Kap San Eugenius liegt, sich einer überaus zahlreichen Be-

völkerung mannigfaltigster Möven erfreut, und deren Küste wir während einer halben Stunde folgten. Die Insel, gleichwie das feste Land, tragen deutlich den Stempel ihrer vulkanischen Entstehung. Mit Ausnahme der einer heftigen Brandung ausgesetzten flachen Insel Natividad zeigten die übrigen Inseln, wie auch das feste Land, spitz zulaufende Erhebungen mit deutlich kraterartigen Formen; sie waren vollständig vegetationslos und unbewohnt.

Um 4 Uhr erreichten wir den sogen. Hafen von San Bartolomé. Über denselben hinweg zeigten sich die gewaltigen Konturen des Vulkans Virgines, der am entgegengesetzten Ufer der langen Halbinsel von Alt-Kalifornien am Purpur-Meer, welches auch die Kalifornische Bai genannt wird, liegt. Vom Beginn des Kaps San Eugenius bis zum Hafen von San Bartolomé und weiter südlich bildet die Gegend eine rein vulkanische Formation, und die Strecke trägt die deutlichsten Zeichen, früher unter dem Meeresspiegel gelegen zu haben. Die Temperatur blieb beständig 74° Farh., unsere Richtung eine südwestliche und der Wind ein nordöstlicher, den wir jedoch, obgleich er günstig war, nicht zum spannen der Segel benutzten und daher ohne Schutz derselben bedeutend mehr den sengenden Strahlen der Sonne ausgesetzt waren. Die Farbe des Wassers war dunkelblau, während wir uns in der Nord-Pacific-Strömung befanden, und sie wurde, als wir der Küste näher steuerten, dunkelgrün, wahrscheinlich infolge des Reflexes der Seeschlingpflanzen, die oft kompakt, hin und her sich schwenkend, meist lang gestreckt, die Oberfläche des leicht sich kräuselnden Ozeans bedeckten.

Gegen Abend verlor sich, infolge der tiefeinschneidenden Bucht der Ensada-Grande, der Anblick der Küste.

Der 10. Oktober begann gleichfalls mit einem herrlichen Sonnenaufgang und, da wir uns dem Wendekreis näherten, mit einem unverkennbaren tropischen Hauch, der mich zur Metamorphosierung meiner Kleidung zwang, obgleich der Wind ein nordöstlicher blieb und um 8 Uhr das Thermometer nur 75°, demnach nur 1° mehr als am vorhergehenden Tage, zeigte.

Mit dem Schwinden der Küste schwanden auch die Möven, und nur ein Seeadler folgte der schäumenden Spur des Schiffes; statt

der Möven erschienen, gleichwie aus dem Wasser tauchend, unzählige Seeschwalben, die Meeresfläche gleichwie sich badend berührend. Auch zeigten sich Haifische in Scharen und fliegende Fische in Gruppen, auch eine Riesenschildkröte schwamm uns entgegen.

Um 4 Uhr hatte die Temperatur bei fallendem Barometer 78° erreicht. Um 10 Uhr zeigte sich wieder Land, und wir befanden uns vor dem nördlichsten Endpunkt der Magdalenen-Bai, in Sicht zahlreicher flacher Inseln, die eher Felsenbänken ähnlich waren. Die Luft war tropisch warm-feucht, und das Deck gründlich naß vom Tau.

Am 11. Oktober hatten wir, gleichwie die ganze Nacht, abwechselnd bald Land in Sicht, bald keines. Die Temperatur war in der Früh 82° Farh., und am Abend um 4 Uhr stieg dieselbe allmählich bis 84°, als wir uns unter dem Wendekreis des Krebses befanden. Um 9 Uhr abends folgten wir der Küste in ziemlich unmittelbarer Nähe, bis wir um 1 Uhr in der Nacht das Kap San Lukas, die südlichste Spitze der Kalifornischen Halbinsel, erreichten, welches uns durch seine steilen Formen und durch die hügeligen Bildungen seiner nördlichen und westlichen Küste einen schönen Anblick gab.

Vom Kap San Lukas, d. h. von der Südspitze von Alt-Kalifornien an, beginnen die sogen. Seealpen, die auf der Halbinsel nur eine geringe Höhe erreichen, sich durch dieselbe nördlich unter verschiedenen Namen hinaufziehen und sich mit dem Küstengebirge des Staates Kalifornien und — nach nur kurzer Unterbrechung als niedriger Zug — mit dem Gebirge der Sierra Nevada vereinigen.

Den 12. Oktober charakterisierte eine auffallend aromatische Luft, die uns wahrscheinlich aus dem an Gewürzpflanzen, an Blumen und Blüten so reichen Mexiko herübergeweht wurde. Um 8 Uhr in der Früh war bei bisherigem Stand des Barometers die Temperatur 84° Farh.

Seit 1 Uhr in der Nacht zogen wir, nach kurzem Aufenthalt vor dem wilden, durch die Brandung heftig brausenden Kap San Lukas, östlich an dem Eingang des Purpur-Meeres oder des Golfes von Kalifornien vorbei, Mazatlan zu. Das Meer war gleich einem Spiegel, wie man so zu sagen pflegt, wenn die Oberfläche desselben scheinbar unbeweglich und wie mit Öl belegt erscheint. Keine Möven waren

in unserem Gefolge und keine Fische sichtbar. Den Tag über blieb die Temperatur eine unveränderlich gleiche, d. h. 84° Farh. trotz fallendem Barometer.

Herrn G., Teilnehmer der großen Firma Melchior in Mazatlan, der uns täglich als Präservativ-Mittel gegen die Seekrankheit humoristisch mit einem vorzüglichen roten Wein bewirtet hatte, mußte von uns drei Herren, denen er seine tägliche Gabe hatte zukommen lassen, vor seiner Ankunft in Mazatlan eine Revanche gegeben werden, was wir denn auch durch eine Batterie eines Dutzends Flaschen guten Champagners bewerkstelligten und dazu das Orchester der Theaterbande zum Vortrag einer muntern Tanzmusik verlockten, derzufolge bis in die Finsternis ein munterer Tanz sich entwickelte, während welchem die erste Tänzerin der Truppe, Fräulein Pröscher, uns wirklich reizend ihre Künste zeigte und sogar meinen jungen Freund aus Bremen entzückte, der bisher echt hansastolz sich stoisch von der Theatertruppe ferngehalten hatte.

Der Abendstern leuchtete, als es dunkel wurde, hell, und spiegelte sich mit seltener Pracht funkelnd in der Wasserfläche.

Am Morgen des 13. Oktobers zeigte sich die Küste von Mexiko, und um 8 Uhr hielten wir in der wilden Bai der Stadt Mazatlan. Der Hafen ist klein und umringt von überaus üppig bewachsenen Felseninseln mit steilen Ufern und heftig schäumender, brausender Brandung. Auf einer der steilen Felseninseln zeigte sich eine unvollendete Bastion, von den Franzosen erbaut, inmitten einer grünen, üppigen Umgebung von Gebüschen, hochwüchsigen Katteen und großblätterigen Gewächsen. Bei der Einfahrt in den Hafen erblickt man den hohen Creston mit seiner gewaltigen Höhle, in die man zu Boot annähernd 100' hineinfahren kann, und die von zahlreichen wilden Nebenhöhlen umgeben ist, die gleich wie sie selbst einer wild tobenden, heftig brausenden und schäumenden Brandung ausgesetzt sind, einen düstern Eindruck hervorrufen und einen bemerkenswerten Widerhall geben, der durch den Lärm der unaufhörlichen Brandung ein ununterbrochener, daher ein höchst eindrucksvoller ist. Dem Creston gegenüber erhebt sich besonders düster ein hoher grauer Felsen, der dem ganzen Bilde einen unheimlichen, fast zauberhaften Charakter verleiht. Außer den hohen und steilen

Felseninseln ist die kleine Bai mit lang sich ziehenden Felsenbänken, über die in ausgedehnten Strichen schäumend die Woge heftig spielt, und mit zahlreichen hochhervorragenden, meist spitzen, oft auch scharfkantigen Riffen gefüllt.

Wie anders würde dieser wilde Hafen sein und um wie viel glänzender der an demselben liegende Ort sich zeigen, wenn er in den Händen der rationellen Engländer oder in denen der waghalsig unternehmenden Amerikaner der Vereinigten Staaten wäre! Freilich würde alsdann auch der augenblicklich bestehende wilde Reiz der sich zeigenden Wunder der Natur verschwinden, um den künstlichen Schöpfungen menschlicher Intelligenz die Stelle abzutreten. Beides hat seinen Reiz, je nach dem Geschmacke des Beobachters; ich meinerseits ziehe die Wunder der Natur vor, da ich in denselben mehr dauernde Kraft, mehr Beständigkeit und namentlich mehr auf das Gemüt wirkende Größe finde.

In nördlicher Richtung erhebt sich die turmartige Spitze des gewaltigen San Pedro, und in weiterer Ferne die gefälligen Formen der hohen, gewaltigen Gebirgskette, die Mexiko durchzieht und diesem Reiche seine unvergleichlich romantischen Landschaften giebt. Die Stadt Mazatlan mit annähernd 10 000 Einwohnern liegt teilweise auf dem Berge, umringt von Palmen und einer vielseitigen üppigen, subtropischen Vegetation, deren Reiz namentlich die eben erwähnte, sehr hohe, bewaldete Gebirgskette als Hintergrund im blauen Dunst der Ferne erhöht. Im Hafen oder, richtiger gesagt, vor demselben in der kleinen Bai, da nur kleine Schiffe in den Hafen einfahren können, lagen nur zwei Fahrzeuge — wenig für einen berühmten Hafenort.

Die Beamten des Zollamtes und die der Sanität u. s. w. erschienen. Zahlreiche kleine Boote umkreisten uns im Gewimmel und mit Lärmen ihrer braunen Mannschaft, die uns vielstimmig die Überfahrt an das Land anbot. Bald saßen ich, ein Monsieur Dellavie und Herr Haymann, der hier wohnhaft war, in einem Boot unter einer langen, bunten Decke, die über uns gespannt war, und steuerten dem wild schäumenden Ufer zu, an welchem uns zum Landen eine höchst defekte Moja (Werft) mit halsbrecherischer Leiterbesteigung empfing.

Angelangt überließ ich meine Weiterbeförderung meinen Touristenbeinen, die mich denn auch durch die Stadt mit ihrer recht unsaubern Bevölkerung führten. Die Einwohner waren meist halbnackt oder in Lumpen gekleidet. Die luftigen, recht übel duftenden Wohnungen charakterisierten: Primitivität im Bau, Luxus in gewisser Beziehung, und im allgemeinen Schmutz. Ich traf eine unvollendete Kirche, die teilweise schon Ruine, daher malerisch war, und meist auffallend vernachlässigte, von wuchernden Unkraut umgebene Häuser, die eine schmutziggraue, oft grünliche Farbe zeigten.

Hierauf besuchte ich die, einen bedeutenden Ruf genießende Baumwoll-Manufaktur der Herren Melchior und Ko., die geschäftlich bemerkenswert war, deren Einrichtungen jedoch nichts besonderes aufwiesen.

In der Stadt standen gegenwärtig zwei Regimenter Infanterie, Nr. 17 und Nr. 20, wie sie benannt wurden, ein Regiment Kavallerie, Nr. 6, dessen leichte, kleine mexikanische Ponys recht bemerkenswert in ihren Leistungen waren, und eine Batterie Artillerie mit Gebirgsgeschützen. Die Kaserne lag auf hohem Hügel mit schönem Rundblick, die Stadt strategisch beherrschend. Vor der Kaserne befindet sich der kleine Platz, auf welchem General Flores vierzehn Jünglinge der vornehmsten Geschlechter des Landes aus politischen Gründen erschießen ließ, infolgedessen fliehen mußte, diese Flucht durch einen kühnen Sprung zu Pferde in das Meer in der Nähe der „Moja" glücklich bewerkstelligte, schwimmend ein Schiff erreichte und seine Rettung fand.

Auffallend waren in Mazatlan die vielen verbundenen oder in Binden getragenen Arme, eine Folge von Messerstichen beim Spiel, was hier zu Lande, wo oft totstechen stattfindet — ein kleiner Spaß genannt wird. Ich trat in verschiedene der zahlreichen Spielkneipen ein, die stets mit charakteristischen Physiognomien von nichts weniger als Vertrauen einflößender Art gefüllt waren und wo die Lebhaftigkeit der Leute während des Spieles eine auffallende war.

Das Gebäude des Theaters in Mazatlan bildete eine geräumige Halle mit zwei Gallerien, wurde „Teatro Rubio" genannt und befand sich neben dem „Hotel Sturbite", einem geräumigen, weiten Gebäude, welches natürlich ebenfalls schmutzig gehalten wurde.

Der Eindruck der Stadt war, dem Stile nach, derjenige einer französisch-spanischen, der Typus der Bevölkerung ein eher indianischer, mit Ausnahme der geringen Zahl der Weißen, die rein spanischen Blutes sind.

Nachdem ich im Hotel eine Tasse schlechten Kaffees genossen, begab ich mich um 11 Uhr wieder in ein Boot, welches mich zur alten „Ancona" führte, die schon ihren ersten Schuß als Zeichen der Abfahrt abgefeuert hatte.

Der Name der Theaterbande, die mit uns hergereist war und hier ihr Glück im Teatro Rubio versuchen wollte, war die „Langresche & Gledds New-York Black-Croock", und ich traf sie, als ich das Schiff erreichte, noch im vollsten Geschäft des Ausladens ihrer Gegenstände und sämtliche Glieder derselben mit höchst griesgrämigen Gesichtern, da sie einsahen, daß sie in diesem seit der Revolution heruntergekommenen Orte kein glänzendes Geschäft machen würden, da hier, wie übrigens gegenwärtig in der ganzen Welt, alles über schlechte Zeiten und über Geldmangel klagte und diese Klagen in Mazatlan die Häuser und alles was man bemerkte vollständig rechtfertigten. Trotz der malerischen, imposant schönen Lage der Stadt hätte ich nicht gerne in derselben sozusagen meine Hütte gebaut, denn es lag ein unheimliches Gepräge im Typus der Bevölkerung und in der Gegend.

Unwillkürlich fällt, namentlich wenn man von San Franzisko kommt, der Unterschied zwischen dieser Küste und derjenigen des Staates Kalifornien auf. Hier trifft man üppige Vegetation im reichsten Begriff. Es zeigt sich diese Vegetation nicht nur in der humusreichen Umgebung der Städte und Ortschaften, sondern auch auf den Felsen und Riffen, und das Auge traf nicht mehr den Anblick der dürren, sozusagen sonnverbrannten Küste Kaliforniens. Wohin man blickt, wuchert hier üppiges Gestrüpp oder rankende, blühende Kakteeen, mochten nun Felsen oder tiefer Humus die Oberfläche des Bodens bilden. Freilich trifft man dagegen hier nicht die umfangreichen Einrichtungen des erfinderischen Geistes einer nur das Geschäft und den momentanen Vorteil berücksichtigenden Bevölkerung, wie es an den bewohnten Stellen der kalifornischen Küste stattfindet.

Erst um 4 Uhr war die Theatertruppe vollständig gelandet, und eine auffallende Ruhe zeigte sich sofort auf dem Schiffe, da wir statt der etwa 40 abgegangenen Passagiere nur einen neuen für San Blas erhalten hatten, der ein Droguen-Großhändler italienischer Nationalität war und uns über Mexiko, welches er schon lange bewohnte, sehr interessante Mitteilungen machte, die übrigens für nichts weniger als für sichere und blühende Verhältnisse des Staates sprachen.

Nachdem wir die Anker gelichtet hatten, dampfte unser Schiff erst rückwärts bis unmittelbar vor den Creston-Felsen, von welchem aus es alsdann wieder majestätisch vorwärts die südliche Richtung einschlug, um in naher Entfernung der höchst interessanten Küste zu folgen.

Die Queretaro-Berge und die Küste Xaliscos. — Die Tres-Marias-Insel und die Mündung des San Jago. — Landung in San Blas. — Ritt in das Land. — San Blas als Typus. — Küste bis Manzanilla. — Manzanilla und sein Hafen. — Eine üppige Gegend. — Typus des mexikanischen Eseltreibers. — Eigentümlichkeit der Häfen Mexikos.

Kaum hatten wir die Bai von Mazatlan verlassen, so begann südlich heftiges Wetterleuchten, welches die herrliche Farbenpracht des Sonnenunterganges erhöhte. Namentlich waren es Nüancen des Karmin, in die sich zahlreiche feine Wolkengebilde färbten, die ein bemerkenswert glanzvolles Farbenspiel entwickelten.

Während der köstlichen, jedoch tropisch-warmen Nacht hatten wir ununterbrochen den Anblick des flachen, jedoch üppig bewachsenen Ufers und des nahe vom Strande sich zeigenden stattlich hohen Gebirges, der sogen. Queretaro-Berge, die, trotzdem daß kein Mondlicht herrschte, dank dem funkelnden Sternenhimmel deutlich zu sehen waren. Die Nacht war windstill und die See ruhig kräuselnd.

Am 14. Oktober zeigte das Thermometer um 8 Uhr morgens 84° Farh. Gegen 11 Uhr sollten wir San Blas, die Hafenstadt des mexikanischen Staates Xalisco, erreichen, welche den Ruf eines echten Banditennestes hatte.

Der Staat Xalisco, dessen Hauptstadt Guadalaxara mit ca. 70000 Einwohnern in lieblicher, vegetationsreicher Umgebung liegt, in dem der San Jago den üppigen Queretaro-Bergen entspringt,

und wo auch der 57 □ Meilen umfassende See Chapalla sich befindet, hat einen Umfang von 2300 □ Meilen (Leguas) und eine Bevölkerung von annähernd einer Million.

Schon in früher Morgenstunde zeigten sich in Fernsicht die Konturen von drei Inseln, die sogenannten Tres-Marias, die westlich der Mündung des San Jago-Flusses gegenüberliegen und eigentlich die Bai von San Blas bilden, in die wir gegen 10 Uhr einfuhren.

Die Bai ist von einer für das Auge fast unfaßbaren Weite. An einem steilen, wüsten Felsenblock vorbei, in Sicht des über weit sich erstreckende Felsenbänke sich schäumend wälzenden San Jago, kehrt man in den umfangreichen sogen. Hafen ein. Um 11 Uhr hielten wir vor dem Städtchen San Blas, welches auf einer mit Palmen verschiedenster Art, namentlich Kokospalmen, Bananen (Pisang) und anderen tropischen Gewächsen reich bewachsenen Fläche liegt, die von einem an Vegetation üppigen Gebirge umgeben ist und den Ruf einer jagdreichen Gegend hat. In unmittelbarer Nähe des Städtchens erheben sich auf einer Berginsel die Ruinen einer alten spanischen Feste inmitten einer wilden Vegetation; dieser gegenüber, flacher liegend, an der Mündung des Flusses Borego, zeigt sich eine ähnliche, von den Spaniern errichtete Festung, ebenfalls Ruine. Der Ort selbst besitzt als allenfalls bemerkenswerte Gebäude dasjenige des Zollamtes und dasjenige der wohlhabendsten Firma Mexikos, Baron Forbes & Ko. Im Rücken der Stadt sieht man aus dem düstern Grün eines steilen Berges die Ruinen der alten spanischen Stadt hervorragen.

Am Vorabend war auf der Landstraße unweit San Blas ein Mann erstochen worden. „Das kommt hier täglich vor," sagte einer meiner wilden Bootsleute, die mich an das Land brachten.

Die Einwohnerzahl der Stadt betrug 2000 Einwohner, und mit den sie umgebenden Ranchas (Landsitze) 3000. Der Anbau der Gegend bestand hauptsächlich aus Tabak und Kaffee in den Bergen, und Reis in den Niederungen. Seit der letzten Revolution war der Ackerbau, gleichwie der Handel gelähmt und der Ort trotz seinem günstigen, überaus schönen Hafen im gründlichsten Verfall.

Die Bevölkerung von San Blas ist eine rüstige, mit energischen Gesichtszügen und meist sehr dunkler Hautfarbe, letzteres in der Mehrzahl, da auch hier, wie allgemein in Mexiko, vom blendenden Weiß bis zum dunkelsten Schwarz die verschiedenartigsten Schattierungen der Hautfarbe zu finden sind. Auffallend waren unter der Bevölkerung die zahlreichen, mit Wunden, Pocken- und Syphilis-Narben Behafteten. Das letztgenannte Übel soll in der Gegend bedeutend verbreitet und, nach dem hier herrschenden Malaria-Fieber, das die sumpfige Lage der nachlässig unterhaltenen Bambuhütten hervorruft, die dezimierendste Krankheit unter der Bevölkerung sein. Die Kleidung der Leute bestand aus breiten weißen Hosen, einem weiten weißen, farbig umkanteten Hemde mit langem Kragen, aus welchem frei und muskulös der Hals zum Vorschein kam. Auf dem meist dunkel schwarzhaarigen Haupte trugen sie einen runden Strohhut mit gewaltig breiter Krämpe, dessen Spitze meist furchenartig mit bunter Farbe bestrichen war. Silberne Ringe tragen Männer und Frauen an den Fingern und am Arme. Die Fußbekleidung bilden meist Sandalen, ähnlich jenen, welche die Malayen tragen.

Nachdem wir vor San Blas zur Ausladung von Fracht geankert, brachte mich ein kleines Boot mit sehr wilden Ruderern rasch und gewandt durch die zahlreichen Riffe und Bänke, bei schäumender Brandung der hoch sich hebenden, oder, richtiger gesagt, dünenden Wasserfläche, dem Ufer zu, und nachdem wir an einem verfallenen, vor Zeiten kostspieligen Wasserdamm der früher hier herrschenden Spanier vorbeigefahren waren, hielten wir am sandigen, jedoch festen Strand. Eine Unmasse rüstiger Packträger echt mexikanischer, d. h. schmutzigbrauner Hautfarbe, umringten uns sofort, um die zahlreichen Koffer des italienischen Droguisten, der hier, um nach Guadalaxara zu gehen, mit mir gelandet war, zum sogen. Hotel des Ortes zu tragen.

Vom Ufer aus führte uns eine sehr primitive Straße an dem zweistöckigen, gründlich verfallenen massiven Gebäude des Zollamtes vorbei zum Palais des reichen Barons Forbes, welches ziemlich gleich wie das erstere in verwahrlostem Zustande sich befand, und von welchem aus das Bild der meist aus Bambuhütten bestehenden Stadt sich vollständig zeigte.

Ein Glas Brandy mit Wasser stärkte uns im sogen. Hotel, nachdem ich mir ein Pferd zum Ritt in die Umgegend bestellt hatte, welches ähnlich demjenigen eines Don Quixote, d. h. uralt, groß und mager war.

Bald saß ich hoch zu Roß und ritt, oft im Travers meines stolz schreitenden Pferdeskelettes, durch die Straßen von San Blas, den Bergen der Altstadt und ihren Ruinen zu. Bald durch an wühlenden Schweinen reiche Pfützen langer Ausdehnung, bald an Mais-, Tabak- und Kaffee-Plantagen vorbei, erreichte ich oder, richtiger gesagt, fand ich dank einer ähnlich den Zigeunern rastenden Mexikanerfamilie den wilden Steig zum Berge der alten Ruinenstadt, der der wildeste und romantischeste Pfad war, den ich je gesehen, was viel sagen will.

Die Üppigkeit und zugleich die Mannigfaltigkeit der Vegetation in den Ruinen oder, richtiger gesagt, im Schutte der Altstadt, war erstaunlich, desgleichen die Vegetation der ganzen Umgebung, deren wuchernde Pflanzen einen kräftigen Blütenduft verbreiteten. Hochwüchsiges Gras, Sträucher und Untergewächs in buntem Durcheinander, und ein dichtes Gewebe wilder Schling- und Kletterpflanzen bildete das Landschaftsbild, das durch die zahlreichen Reptilien giftigster Art belebt wurde, die auf Schritt und Tritt aus dem Dickicht erschienen und scheu dem Tritt meines Gaules auswichen, der sich auf dem felsigen, steilen Pfad vorzüglich bewährte.

Der Blick von der höchsten Plattform der Altstadt aus war schön, und die Ruinen, die mich in der Höhe umgaben, zeigten im Bau und in ihren Dimensionen die Macht und die Intelligenz einer Nation, die hier früher glänzend geherrscht hatte und gegenwärtig in ihrem eigenen Vaterlande so verfallen ist. Die Kirche der Ruinenstadt stand noch fest, und die schattige Umgebung derselben wurde noch als Begräbnisplatz benutzt.

Um $^1/_2$ 1 Uhr war ich wieder im Hotel, wo ich meinen Ritt nur mit 1 Dollar zu vergüten hatte. Das Hotel, in welchem der erwähnte italienische Droguist bis zur Abfahrt der Dilligence zwei Tage zubringen mußte, war eher einem Stalle ähnlich, und das Zimmer, welches dem Herrn angewiesen wurde, war eher als ein möblierter Schweinestall ohne Oberlage nebst halb freier Veranda zu bezeichnen.

Schweine zeigten sich in den Straßen in Massen, meist schwarze oder dunkelgraue, und sahen ziemlich wohlgenährt aus, während die zahlreichen, auffallend großen Hunde, welche die Straßen belebten, außerordentlich verhungert aussahen, Lumpen und Papier gierig verschlangen und in ihrem Äußern oft Tieren ohne Eingeweide ähnlich waren. Hier begegnete ich einem mir aus Straßburg bekannten Photographen, einem Herrn Otto, der Mexiko bereiste und als vorzüglicher Retoucheur, in dieser in den Naturbildern so farbenreichen Gegend, in seiner Arbeit vorzügliche Resultate erzielte.

Um zwei Uhr war ich wieder in meinem Boote und ließ mich von meinen intelligenten, jedoch sehr wilden Bootsleuten zum Schiffe rudern, wofür sie von mir drei Dollars forderten, jedoch, als ich einmal auf Deck war, sich mit zwei Dollars begnügten. Bei der Rückfahrt zeigte sich, in blauen Dunst gehüllt, prachtvoll die kathedralartige Spitze der Sierra Picacho (sprich Pikatscho).

Um vier Uhr traf der Kapitän ein, und wir gingen ab, an der englischen, hier seit längerer Zeit kreuzenden Korvette „Petro" vorbei. Der Himmel war leicht bewölkt, die Temperatur 88° Farh. im Schatten, bei drückenden Strahlen der Sonne und gewitterhafter Schwüle. Gegen Abend kam ein heftiges Gewitter, und ein kalter Schlag traf unser Deck, während ich im Salon musizierte.

Die Luft in der Kabine war während der Nacht vom 15. zum 16. Oktober eine unerträgliche gewesen, da des Gewitters wegen sämmtliche Fenster und Luken geschlossen sein mußten und man des tropischen Regens wegen, der gleich wie aus Schläuchen niedergoß, auf Deck sein Lager nicht aufschlagen konnte. Der 15. Oktober war in folge des Gewitters bedeutend kühler, und um 8 Uhr morgens zeigte das Thermometer 83° F. in nächster Nähe der gebirgigen Küste, der wir an vorragenden Stellen gewöhnlich auf drei Meilen Entfernung nahe waren. Die Wärme nahm fühlbar mit dem Steigen der Sonne zu, und bald sammelten sich südlich wieder Gewitterwolken. Um acht Uhr waren wir vor der Spitze des Kaps Corrientes gewesen. Um zwölf Uhr durchzogen wir den 20.° Grad nördl. Breite unter dem 88.° der Länge von Greenwich, hoffend, in der folgenden Nacht, an der Revillo-Gigedo-Inselgruppe östlich vorbei, um zwei Uhr die Hafenstadt

Manzanilla zu erreichen, wo der liebenswürdige junge Herr Loesewitz aus Bremen das Schiff verlassen wollte, um nach Colima zu gehen.

Gegen zwölf Uhr Mittags näherten wir uns mehr und mehr der pittoresken Küste, die meist ein sandiges, flaches, jedoch vegetationsreiches Ufer bildete, an welchem in kurzer Entfernung das schön geformte, wenngleich niedrige Küstengebirge des westlichen und nordwestlichen Mexiko sich entlang zog und über welches hinweg im blauen Ferndunst die Erhebungen des stattlichen mexikanischen Hochgebirges mit seinen zahlreichen Kratern sich zeigten, während man in südlicher Richtung ebenfalls in blauem Dunst den 12000' hohen Vulkan Colima auf ca. 140 Km. Entfernung erblickte. Das Ufer war kaum eine Meile von uns entfernt und trug den Charakter eines sehr wildreichen. Zahlreiche Pelikane, Stelzfüßler diverser Art, Sumpfvögel und zahlreiche Enten zeigten sich. Die See war ruhig, demungeachtet rollte das Schiff entsetzlich und raubte uns dadurch den Genuß des Anblickes der zahlreichen Seeschildkröten, die sich im Wasser zeigten. Fische waren selten zu sehen.

Der nahe Anblick des pittoresken Ufers, des in seinen Formen und Gestaltungen absonderlich wechselnden, üppig grünen Küstengebirges und des prachtvollen Hochgebirges in der Ferne, sowie der Anblick der zahlreichen Riffe, die in zerrissenen Formen aus der Wasserfläche sich erheben, hatten trotz des Rollens des Schiffes die Reise am 15. Oktober entzückend gemacht, denn sie war oft einer Flußfahrt ähnlich.

Je mehr wir uns Zentral-Amerika näherten, um desto schöner und genußreicher wurde der Anblick der Küste durch die zunehmende Vegetation hochwüchsiger Gewächse und die überaus romantischen Formen und Gestalten des Gebirges. Was dem üppigen Ufer fehlte, waren Behausungen: nur wilde Strecken traf das Auge, und dies erweckte die Überzeugung, daß das Land nicht nur unbebaut, sondern unbewohnt sei. Gegen Abend zeigte sich wieder Wetterleuchten mit Aufzug eines Gewitters.

In der Nacht, die unbeschreiblich schwül war, und während welcher kurz dauernde, jedoch heftige Regengüsse uns überraschten, war von Schlaf keine Rede gewesen. Wir fuhren um 5 Uhr Morgens

am 16. Oktober in die von einem mittelhohen Gebirge umgebene Vorenge des eine Eiform bildenden Hafens von Manzanilla ein, des Hafenortes der an Silberminen reichen Umgebung der Stadt Colima. Der Hafen selbst ist sozusagen ein Miniaturmodell eines schönen und günstigen, indem er, durch die Berge, die ihn kranzförmig umgeben, vor dem gefährlichen Südsturm geschützt, stets ruhig ist und seiner außerordentlichen Tiefe wegen das Anfahren der Schiffe bis dicht an das Ufer gestattet.

Manzanilla zählte annähernd 50 sauber gehaltene Häuser, welche Straßen bildeten, die sorgfältig mit kleinen Steinen gepflastert waren. In diesen Häusern hörte man oft hinter den Vorhängen der stets offenen Fenster die Töne der Harfe und bemerkte bei unwillkürlichem Einblick schöne Frauen als Künstlerinnen in malerischer Stellung. Die Häuser sind luftig erbaut, fast könnte man sagen durchsichtig, und stets ohne Oberlage unter Dach.

Um 1/2 7 Uhr landete ich, durchwanderte die sauberen Straßen und hierauf eine Engschlucht, um die ca. 36 Meilen lange Lagune zu erreichen, durch die das Colima-Flüßchen zu seiner Mündung fließt, und die, umgeben vom Gebirge, eine reizende Lage hat. Die Lagune besteht aus zwei deutlich getrennten Teilen, die durch eine Gebirgsenge verbunden sind, durch die das Wasser brausend über gigantisches, wild durcheinander geworfenes Geröll von einem Teile in den anderen strömt. Ein unendliches vielfältiges Echo gab dem unaufhörlichen Getöse einen überraschenden Widerhall. Der Gang durch die Schlucht war gleich dem längs dem Ufer der Lagunen mit oft sumpfartigen Stellen, was die Üppigkeit der Vegetation anbelangt, ein tropisch-prachtvoller. Schmetterlinge, von den kleinsten bis zu den größten, mannigfaltig in ihrer Farbenpracht, zeigten sich in Milliarden in der an Blüten und Blumen reichen, aromatisch duftenden Umgegend. Die Eidechsenwelt war, in unmittelbarer Nähe der Lagunen, im Geröll und im Dickicht des Grases, der Schilfarten und des Gesträuches reich vertreten, und die mannigfaltige, an grellen Farben so reiche Vögelwelt Mexikos umflatterte kreischend und schnarrend die üppig mit blühenden Sträuchern bewachsenen und mit grell bunten Adern verschiedener Gesteine durchzogenen Felsenhöhlen.

Ein Gefühl der Wonne überkam mich bei diesem Anblick! Es lag so viel Kraft der göttlichen Urnatur und so wenig Folgen der Kunst und der leider meist die Natur vernichtenden Civilisation in dieser Gegend, die unwillkürlich den Gedanken an den Begriff eines irdischen Paradieses erweckte!

Ich begegnete einem jungen Mexikaner, der auf grauem Maulesel ritt und mehrere mit Gepäck belastete Maulesel trieb. Wir begrüßten uns, er forderte von mir Feuer, ich reichte ihm meine Feuerlunte, die ihn entzückte, und er gab mir als Ersatz eine echte mexikanische Zigarre gewaltigen Kalibers. Nach kurzer Unterredung drückten wir uns die Hand und schieden als Freunde. Er trug breite, nach unten auffallend sich erweiternde weiße Hosen, ein breites, auf der Brust offen stehendes weißes Hemd, welches über die Hosen flatternd niederhing und aus welchem seine kräftige braune Brust hervorragte. Auf seinem Haupte trug er einen hellblauen, gewaltig breitkrämpigen Strohhut, der durch ein Sturmband um das Kinn befestigt war. Sein Gesicht war reich an Narben und mit dem Ausdruck einer starken Willenskraft versehen. Seine Augen waren funkelnd schwarz, seine Haare pechschwarz, seine Bewegungen überaus graziös und gefällig, die ganze Erscheinung eine für den Maler der Typen des Landes sehr geeignete.

Die Lagune hatte süßes Wasser, da sie keinen Zufluß vom Meere erhielt, war aber infolge ihrer vulkanischen Umgebung stark geschwängert mit Schwefel und Phosphor. Die Farbe des Wassers war gelblich.

Auffallend war es während der Küstenfahrt, daß bis Manzanillo die Häfen Mexikos bei der Einfahrt in dieselben eine oder zwei helle Felsenmassen besitzen, die den Schiffern schon aus weiter Ferne als deutliches Zeichen dienen können, und wahrscheinlich ist es, daß man infolge dieser Felsen die meist vom Ozean aus unbemerkbaren Eingänge gefunden hat.

Gleich bei der Einfahrt in den Hafen befinden sich Silberminen in den Bergen in ziemlich regem Betriebe.

Um 8 Uhr verließen wir Manzanillo und folgten wieder in südlicher Richtung der Küste, bald weiter, bald näher von derselben, infolge der zahlreichen Buchten, die sie bildete. Das Gebirge, welches

dem Ufer entlang folgte, war entzückend schön, und imposant waren die gewaltigen Höhen des Zentralgebirges in der Ferne, die blauer Dunst umgab. Ununterbrochen zeigte sich der ca. 50 Meilen von uns entfernte Vulkan Colima, der zur Zeit unserer Reise sich in der Ruhe befand. Acht engl. Meilen nördlich vom Vulkan liegt am gleichnamigen Fluß die gleichnamige Hauptstadt des gleichnamigen mexikanischen Staates mit 31 000 Einwohnern.

Um 8 Uhr abends erreichten wir das Kap Tetas, und zugleich in nordwestlicher Richtung den Anblick des 1300 Meter hohen, erst 1795 entstandenen Vulkans Jorullo.

Vom Kap Tetas an schwinden die bisher durch Sandanschwemmungen flach sich zeigenden Ufer, und Sandberge besetzen scheinbar den Strand, stellenweise lange, steile, entweder weiße oder rötliche Wände bildend, und die bisher isolierten Erhebungen schwinden. Um 4 Uhr zeigte das Thermometer 85° Farh. trotz fallendem Barometer; es wurde gegen Abend belästigend schwül, und die Temperatur drohte mit einer unerträglich warmen Nacht.

Während der Nacht des 16., und auch am Morgen des 17. Oktobers, waren wir unausgesetzt dem Ufer meist auf 1½ engl. Meilen Entfernung nahe, und genossen daher die herrliche Beleuchtung des Küstengebirges durch den Mond, der übrigens durch die merkwürdig hellen Strahlen der Venus scheinbar an Lichtkraft verlor. Um 6 Uhr in der Früh mahnte mich Kopfweh und ein gewisses unbehagliches Frösteln wieder an das Fieber der Tropen und zwang mich, sofort das mir vor Penang so wohlthuende Mittel zu benutzen, bevor der Einfluß der malerischen Lagune Mazanillos mit ihrer aromatischen Umgebung die Fieberkrankheit, die in der Gegend heimisch war, in mir entwickelte.

Küste bis Acapulco. — Landung in Acapulco. — Ausspruch eines Polen. — Ausflug zum Indianerdorf. — Bild des Hafens und seiner Umgebung. — Küste bis San Angelo. — San Angelo. — Küste des Golfes Tehuantepec. — Vor Salina de la Cruz. — Atlantischer Luftzug im Stillen Meer. — Nachkommen der Azteken und die Mischlinge. — Charakter der Gegend. — San Matheo und seine gefährlichen Ufer. — Der Sturm des Istmus. — Kap Succanosca und das Ufer. — Vor San Benito.

Um 8 Uhr in der Früh zeigte das Thermometer 85° Farh., bei fallendem Barometer, im kühlsten Schatten, den man auf dem Schiffe finden konnte, und prophezeite einen tropischen Glühtag. Um ½9 waren wir vor dem kleinen Orte Sacatala, bei vollstem Anblick des Vulkans Yorulla und der prachtvollen Gebilde des mexikanischen Zentralgebirges der „Sierra Madre", das in blauen Dunst gehüllt war. Die Ufer charakterisierten oft steile, helle, fast blendend weiße Felsenbänke und Riffe, die aus der schäumenden Wasserfläche hervorragten und einen pittoresken und durch die heftige Brandung der Wellen wilden Anblick hervorriefen. Das Küstengebirge oder richtiger das westliche Randgebirge Mexikos war fast ausnahmslos mit frischem Grün belegt. Trotz der nahen Küste und ihren zahlreichen Riffen war kein Vogel zu sehen und auch keine Fische zu bemerken, und daher erwarteten die Monstre-Angeln, die von beiden Seiten des Schiffes ausgehängt waren, vergeblich ihre Opfer, nachdem sie uns am vorhergehenden Tage höchst reichhaltige Beute geliefert hatten.

Südlich sammelten sich Gewitterwolken, jedoch die Standhaftigkeit des Barometers ließ das Sichverziehen derselben erwarten. Der kühlste Ort auf dem Schiffe war merkwürdiger Weise meine Kabine, was sich nur durch die Brise, die in dieselbe hineinfuhr, erklären ließ.

Der Abend am 17. Oktober war schwül, und helles Wetterleuchten zeigte sich im Süden. Die Berge waren unter Regen, in dichten bläulichen Dunst gehüllt. Um 10 Uhr überraschte uns ein heftiger Regenguß, der uns in die Kabine jagte und das Schließen sämtlicher Fenster, Luken und Öffnungen des Schiffes erforderte. Um 12 Uhr waren wir vor dem hellleuchtenden Turm des Hafens von Acapulco, bei Wetterleuchten und gießendem Regen, und wurden des Unwetters wegen

gezwungen, vor demselben in der Nacht zu lavieren, um erst in der Frühe bei Sonnenaufgang in den Hafen zu fahren.

Als ich am 18. Oktober um 6 Uhr erwachte, befanden wir uns schon vor dem Hafenort des mexikanischen Staates Guerrero, dem lieblich gelegenen Acapulco, dessen Hafen in der Ferne demjenigen von Mazanillo ähnlich ist. Durch eine steile, gerundete Enge fährt man vom Ozean aus in den Hafen, der vom Gebirge rings umgeben, daher sehr ruhig ist. Riffe sind wenig vorhanden, und das nur rechts vor der Einfahrt, die daher eine obgleich enge so doch sichere ist.

Die Stadt Acapulco, mit 3000 Einwohnern, liegt glatt am Ufer in lieblicher Lage, umringt von bewachsenen Bergen und schönem Baumwuchs. Ein Teil der Stadt, d. h. der Hüttenteil, ist wild und an den Berg hinauf erbaut. Der stattlichere Teil liegt, vom Hafen aus gesehen, hinter einem alten Kastell, welches die Stadt durch seine hohe Lage beherrscht und im vollständigsten Verfall sich befand; seine aus spanischen Zeiten stammenden Wälle und Ringmauern waren schon im Zustande höchst malerischer Ruinen in üppigster Vegetation; die Kasematten des Kastells zeigten noch die deutlichsten Spuren eines meisterhaften Bauwerkes.

Ich verließ vor dem Frühstück um 7 Uhr das Schiff, erkletterte einen Berg durch den Hüttenteil der Stadt, und traf von seiner Höhe aus, inmitten einer üppigen Strauchvegetation, einen vorzüglichen Blick über den $1^1/_2$ Meilen breiten, ca. 2 Meilen langen Hafen und auf die Stadt, aus deren Mitte, fast dem alten Kirchturme gleichhoch, eine gewaltig große deutsch-kaiserliche Fahne wehte. Die Straßen waren mit Fließen gepflastert, und die Häuser meist ohne Oberlage mit schrägem Dach versehen. Flächen zeigen sich weder in der Stadt, noch in der Umgebung derselben, alles ist hügelig.

Nachdem ich Acapulco durchstrichen, wagte ich mich weiter in das Freie der Gegend', bis überschwemmte Wege und Fußpfade mich zur Rückkehr zwangen. Den Rückweg schlug ich über einen, glücklicherweise mit Steinen reich versehenen Bach ein, der mich zu einer kleinen Bucht des Hafens führte. Während ich dem Ufer der Bucht folgte, begegnete ich zahlreichen auffallend schönen braunen Frauen mit ihren Kindern, und wurde von zwei munteren Buben, die mich um zwei

Pitt Almosen baten, bis zum erwähnten Kastell verfolgt. Das Merkwürdige war, daß nach Empfang der zwei Pitt die Buben mir ihrerseits eine unbrauchbare Zigarre als Entschädigung anboten. Gleich den Frauen, denen ich begegnete, waren auch die Kinder hübsch, sogar schön zu nennen, es lag viel Lebensfrische in ihren ohne Ausnahme intelligenten Gesichtszügen.

Vom alten Kastell aus kehrte ich den Befestigungen entlang, einer Allee folgend, zur Stadt zurück. Im Kalifornia-Hotel, wo ich mir eine Tasse Kaffee reichen ließ, erhielt ich statt dessen eine gewaltige Kanne voll mit dem Gebräue aus Kaffee-Bohnen des Landes, welches, obgleich ohne Zucker und ohne Milch genossen, als vorzüglich sich erwies. Das gereichte Brot war aus kalifornischem Mehl gebacken, da in der Umgegend kein Getreide gebaut wird.

Während ich mich labte, machte ich die Bekanntschaft eines Herrn, aus Russisch-Polen gebürtig, der ein intelligenter klarer Kopf und ein eifriger Republikaner war, jedoch, ungeachtet dieser Tendenz, ein überaus interessantes Urteil über die geniale Politik Bismarcks äußerte, und das gigantische Streben des großen Staatsmannes mit Bewunderung hervorhob, jedoch als einen Fehlgriff desselben den Akt seiner Verfolgung der Jesuiten ansah, indem er die Überzeugung hegte, daß die Vernichtung derselben eine Unmöglichkeit sei, und daß, solange die vollständige Vernichtung nicht stattgefunden hat, im Kampfe gegen dieselben der endliche Sieg stets der ihrige sein wird. Auch meinte er, daß er der Überzeugung sei, daß die gegenwärtig für Deutschland so vorteilhaft erscheinenden Thaten des großen Kanzlers des deutschen Reiches in der Zukunft nicht das ersehnte und erhoffte Glück für das Deutschtum ernten werden, da zum gründlichen Vollenden des deutsch-politischen Bauwerkes mehr als ein Leben dem großen Baumeister des deutschen Reiches erforderlich wäre, da für denselben in seiner Macht und Größe kein Stellvertreter zu finden sein wird, der imstande wäre, das monumentale Bauwerk einer deutschen Einigkeit im Sinne des großen Kanzlers zu vollenden, oder, wenn auch dieses gelingen würde, sie im erwünschten Stil zu erhalten. Höchst interessant waren seine Ansichten über die Thätigkeit des Kaisers Alexander II. von Rußland, dem er viel guten Willen, jedoch auch Mangel an standhafter Be-

harrlichkeit zusprach, wodurch, laut seiner Ansicht, die humanen Entschlüsse des Kaisers oft vereitelt und oft mißverstanden wurden. Zum ersten male traf ich einen echten Polen, der, trotz inniger Liebe für sein Vaterland und seine Nation, geistreich und gerecht den Charakter der Polen, ihre Fehler und Tugenden beurteilte. Laut seiner Ansicht schien für Polen wenig Aussicht mehr vorhanden zu sein, einmal noch eine Selbständigkeit zu genießen, und er meinte, daß dieses sogar kaum mehr für das Wohl des Landes zu wünschen wäre, da der Zusammenhang der polnischen Nation durch fremdländischen Einfluß und fremdnationale Mischung des Blutes ein zu gelockerter geworden sei, um im wirklich polnischen Prinzip und mit den Tugenden der Rasse wieder einheitlich aufzutreten.

Da unser Dampfer statt um 12 Uhr, wie es beschlossen war, erst gegen Abend Acapulco verlassen sollte, so mietete ich ein Boot und ließ mich durch drei kräftige Ruderer zu den Riffen der Einfahrt führen. In zwei Stunden hatte ich die Rundfahrt des Hafens gemacht und die Riffe besucht und für die rastlose Mühe den Ruderern zwei Dollars bezahlt. Am Ufer vor den Riffen wollte ich landen, um in die Bewaldung desselben hineinzugehen. Das Landen wurde jedoch schwer, indem das Boot durch die Flut und die heftige Brandung wuchtig auf den Sand getrieben wurde, um sofort wieder, und das mit auffallender Schnelligkeit, durch die rückwärts kehrende Woge zurückgezogen zu werden. Ich benutzte einen scheinbar günstigen Wurf auf den Sand, und sprang glücklich ab, nicht daran denkend, daß die Rückkehr in das Boot eine viel schwerere sein würde, was sich später auch erwies, indem mir erst, nachdem ich gründlich durchnäßt war, der Sprung gelang.

Am gegenüberliegenden Ufer der Stadt lag romantisch eine Gruppe Indianer-Hütten, umgeben von einer dichten, sehr üppigen Palmenvegetation — ein köstliches Bild dem Maler bietend. Die Bevölkerung der Gegend zeigte einen stämmigen Körperbau, ein freundliches Wesen und erinnerte in keiner Weise an die unfriedliche Natur des Mexikaners, wie man ihn gewöhnlich zu schildern pflegt. Auffallend war die Schönheit der Frauen und der Kinder die zahlreich waren.

Der Hafen zeigte die mannigfaltigsten Fische, und die Zahl der Fischerboote mit vollständigster Ausrüstung bewies den Reichtum an Tieren des Wassers. Die Gegend hatte den Ruf einer an Wild reichen, daher sie auch durch den Tiger und Panther, die das Küstengebirge bewohnen, sehr gefährlich gemacht wurde, was sich noch am selbigen Tage durch den Fall eines durch einen Tiger verunglückten Jünglings erwies, der wohl aus den Klauen der Bestie gerettet wurde, jedoch den Wunden noch am selben Tage erlag.

Von Acapulco aus fand die Verbindung mit der Bundeshauptstadt der, nebst einem Territorium und einem Bundesdistrikt, vereinigten 27 Staaten Mexikos, dem auf dem 2390 Meter über dem Spiegel des Ozeans sich erhebenden Zentralplateau Anahuac schön gelegenen Mexiko statt. Es sind sechs Tage zur Reise durch die gebirgige, an Vegetation üppige Gegend erforderlich; die Entfernung beträgt 290 Km. in nordöstlicher Richtung und ist gleich der von der Hauptstadt in südöstlicher Richtung bis zur am mexikanischen Meerbusen liegenden Stadt Vera-Cruz. Die Unsicherheit beider Strecken durch Räuberbanden ist groß.

Statt am Abend konnten wir erst am folgenden Morgen weiter, da wir noch 200 Tonnen Steinkohlen empfingen, was den zwei Zollbeamten, die während unseres Aufenthaltes auf dem Schiffe die Wache hielten, sehr mißfiel, da ihnen dadurch eine schlaflose Nacht bevorstand, auch bewiesen sie ihren Mißmut durch ein gründlich mürrisches Benehmen.

Vor uns lag ein amerikanischer Zweimaster, ein schmuckes Schiff, welches in 115 Tagen die Fahrt von New-York über das Kap Horn gemacht hatte, und in der Magelhaens-Straße bedeutenden Eismassen begegnet war.

Vom Schiffe aus zeigte sich in herrlicher Lage der Kirchhof inmitten schöner Kokospalmen den Berg hinauf gelegen, angrenzend an eine Schlucht, die direkt in das Meer ausläuft und früher unter Wasser gestanden haben soll, und in welcher erst mit der Zeit durch Sandanschwemmungen und Humusablagerungen sich eine Sohle gebildet hatte, wodurch die Insel Griso mit dem festen Lande sich verband und die Schlucht entstand, die dem Hafen seine bis auf eine Stelle nur ununterbrochene Umschließung gab.

Der Stadt gegenüber befindet sich auf festem Felsengrund eine vorzügliche Badestelle, und unweit dieser zieht sich in den Berg hinein ein an Quellen reicher natürlicher Teich mit süßem Wasser. Der ganze Hafen macht den Eindruck eines friedlichen Gebirgsseees, und doch ist seine Umgebung wild in der Natur, und wild im Charakter der Bewohner der Umgegend. Diebe und Räuberbanden umringen den scheinbar friedlichen Ort und dessen freundliche Einwohner, die Mulatten und Zambas bilden, und machen die Gegend unsicher, während zahlreiche Vulkane, die hier und da sich zeigen, ernst daran mahnen, daß auch der friedliche Eindruck der Natur hier nur ein scheinbarer ist.

Als ich dieser Wahrscheinlichkeit gedachte, wetterleuchtete es, gleich wie meine Gedanken bestätigend, in den dunklen Wolkengebilden des Südens, die langsam, jedoch drohend uns entgegengezogen, und möglicherweise auch als Täuschung erschienen, da in den Tropen oft dem düstersten Horizont am Abend — ein sternenfunkelnder Himmel in der Nacht folgt.

Um 8 Uhr in der Frühe am 19. Oktober wurden die Anker gelichtet; langsam zog unser gemütlicher Küstenbummler — wie hinein, so jetzt auch hinaus aus der schmalen Enge des Hafens in die offene See und folgte gleichwie bisher in südlicher Richtung der romantischen Küste, deren Gebirge sich oft in das Land hinein verzog, um einem neuen Gebirgszug den Platz zu räumen, wodurch gewöhnlich breite Schluchten sich zwischen den beiden bildeten. Auch jetzt trat ein solcher Wechsel ein, jedoch zeigte sich hierauf mehr flacheres Land, welches üppig bewachsen war, dessen Ufer zahlreiche kleine Buchten bildete, die unterseeische Bänke und Riffe gefahrvoll machen sollen und uns daher zwangen, uns vom Ufer entfernter zu halten. Das Gebirge umgaben dunkle Wolken, Nachfolger eines in der vergangenen Nacht entladenen Gewitters, welches die Temperatur bis auf 82° Farh. abgekühlt hatte.

Acapulco hatte den größten Teil der Offiziere unseres Schiffes durch Bewirtung gründlich angeheitert, infolge dessen waren der Kapitän, die meisten Offiziere und der Kassierer unwohl und nicht sichtbar, so daß nur ein Offizier und meine Wenigkeit zu Tisch erschienen, und es bemächtigte sich meiner kein angenehmes Gefühl bei dem Gedanken an

das summarische Unwohlsein der Leiter des Schiffes. Gegen Abend sammelten sich dunkle Wolken, doch das Meer blieb ruhig, demungeachtet schwankte das in seiner Bauart fehlerhafte Schiff gleichwie auf stürmischer See.

In der Nacht hatte es gründlich geregnet, ein heftiger Wind vertrieb gegen Morgen die Wolken, und als ich in der Frühe um 6 Uhr am 20. Oktober das Deck betrat, war Sonnenschein bei einer erquickenden Luft. Der Küste waren wir wieder näher, sie zeigte sich, wie die bisherige, gebirgig. Das Hochgebirge in der Ferne trat mehr hervor und schien sich sozusagen mit dem Gebirge der Küste zu vereinigen, in welchem, abgesehen von einem schmalen Streifen teilweise sandiger, teilweise bewachsener Flächen des Strandes, Buchten sich zeigten, die üppige kleine Ebenen bildeten. Vor den zahlreichen Buchten des Ufers sah man beständig sehr steile Riffe, an die wild und hoch brandend die Welle schlug. Um 8 Uhr, bei steigendem Barometer, waren 82° Farh., die Sonnenstrahlen jedoch deuteten auf einen heißen Tag. Die Meeresfläche war ölig, Fische waren in derselben nicht zu sehen, auch keine Vögel, so weit das Auge reichte.

Allmählich schwand das Küstengebirge und an dessen Stelle trat scheinbar das bisher den Hintergrund des sich entfaltenden Bildes einnehmende Zentral-Gebirge Mexikos, d. h. die spitzen Erhebungen der sogen. Oaxacaberge, die als südliche Gebilde des Gebirges erscheinen.

Wir folgten dem Ufer des weiten Busens von Tehuantepec, dessen Reichtum an Delphinen ein auffallender war; in Scharen schnellten sie sich aus dem Wasser, dasselbe in alle Richtungen hin spritzend. Hell, silberglänzend erschienen die Fische und auch die Wasserfläche, oft durch das Brechen der Sonnenstrahlen die wundervollsten Regenbogenfarben erzeugend, einen auffallenden Kontrast gegen den Anblick der Berge bildend, die unter Regen sich befanden und daher einen an Farben reichen, jedoch düsteren Hintergrund der glitzernden Meeresfläche bildeten. Die Temperatur war eine schwüle, und nur hin und wieder erfrischte die Luft ein kurz-dauernder Hauch von den Bergen, der kein Wind zu nennen war, und machte den Aufenthalt auf dem Deck des Schiffes erträglich.

Auf dem Schiffe herrschte ein emsiges Treiben, es wurde gehämmert, geflickt, gepinselt oder gründlich gestrichen, ein rastloses Klopfen, Pochen, Hämmern, Kratzen, Schaben war hörbar, vereinigt mit dem Rufen und dem Schreien der Mannschaft.

Um 4 Uhr hielten wir bei 87° Fahr. im Schatten vor San Angelo. Da wir keine Ladung zu erwarten und auch keine für den Ort mitgebracht hatten, so wurde nicht geankert und wir lavierten in der Bai, während der Pursar zur Ablieferung der Post im Boot an das Land gefahren war.

San Angelos Gegend bildet ein klüftiges, wildes, sehr steiles Vorgebirge, welches bis glatt in das Meer reicht und aus dessen jäher Felsenwandung, die das steile Ufer bildet, zahlreiche, jedoch unbedeutende Petroleumquellen in das Meer sickerten und der Oberfläche desselben eine sonderbare metall-bläuliche Tünche gaben.

Der Ort gleichen Namens liegt in einer Schlucht und bestand nur aus einzelnen armseligen Indianerhütten, obgleich hier die Perlfischerei im regsten Betriebe sich befand.

Ein Fischer brachte uns zwei kleine Päckchen mit Perlen zum Verkauf, für das eine forderte er zwölf Dollars und ließ sie für fünf Dollars, für das andere wollte er 20 und ließ es noch für sechs Dollars, und ich fand unter den Perlen eine, die mindestens 25 Dollars wert war.

Um 5 Uhr setzten wir unsere Fahrt fort, links in Sicht des hier beginnenden Hafens von Tehuantepec, der einen Teil des Busens gleichen Namens bildet und ein überaus umschlossener und sicherer zu nennen ist.

San Angelo verlassend, folgten wir in naher Entfernung der höchst malerischen Küste, und genossen eine konträre Brsie, die auffallend erfrischend war. Am Abend fiel bedeutend starker Tau bei schönem Mondschein und völlig klarem Sternenhimmel, der uns einen entzückenden Anblick der herrlich beleuchteten, in den Formen malerischen, jedoch unbewohnten Ufer der gebirgigen Küste gönnte. Bei klarem Himmel wetterleuchtete der Horizont und gab der Beleuchtung der nächtlichen Natur einen imposanten Wechsel. Der Polarstern schwand unserem Blick, da wir uns dem 10. Breitengrad näherten, und das südliche Kreuz erschien in seiner Pracht.

Bedeutende Feuchtigkeit scheuchte mich am vergangenen Abend schon um 9 Uhr in meine Kabine, und als ich am Morgen des 21. Oktobers das Deck wieder betrat, empfing mich ein prachtvoller Sonnenaufgang und eine sehr lebhafte Meeresfläche, da sich auf derselben zahlreiche „Manta-Rayas“ in außerordentlicher Größe zeigten. Es ist der sogen. Mantelfisch oder der Hornroche (Cephaloptera) Die Exemplare dieser Ungeheuer hatten 12′ im Durchmesser, waren zirkelrund mit langem, rattenartigen Schwanze. Durch ein Hinaufbiegen ihres Körpers und wieder niederschlagen auf die Meeresfläche erzeugen sie einen Lärm, der mit einem Kanonenschuß zu vergleichen ist. Sie sollen eine derartige Macht im Biegen ihres Körpers besitzen, daß sie ihre Beute vollständig zermalmen, und die Seeleute sind reich an Erzählungen märchenhaftester Art, über Vorfälle, wo Menschen das Opfer gewesen waren.

Um 7 Uhr hielten wir vor Salina de la Cruz im Zentrum der Küste des Busens von Tehuantepec, der den südlichsten Punkt von Nordamerika bildet. Der Ort liegt an der Stelle, wo die Gebirgsscheide von Nord- und Zentral-Amerika beginnt oder, richtiger gesagt, am sehr niedrigen Paß, der die Gebirge vereinigt und über den, gleich wie durch eine Spalte vom mexikanischen Meerbusen bei Port Coa-Zocualcos, der frische Nordwestwind in den Stillen Ozean und über denselben hinweg so weit weht, daß man unter dem 16° der nördl. Breite, auf dem Wege von den Sandwich-Inseln nach Australien, ihn spürt, und das nicht nur in der Frische der Brise, oder des Windes, oder des Sturmes, sondern merkwürdigerweise auch im Charakter der bewegten See, der alsdann im Stillen Ozean ein sozusagen atlantischer wird. Auch hier spürten wir sofort diese Wirkung und glaubten uns in die heimatlichen Gewässer versetzt.

Etwa dreizehn Meilen von Salina de la Cruz entfernt, sind Lagunen, deren Salinen reichhaltige Erträge liefern. Wir empfingen hier 3000 Häute, was uns den ganzen Tag zu halten zwang.

Den Ort bildeten ein Haus und ca. fünf Indianerhütten, und doch war es ein für Mexiko wichtiger Hafenort, der höchst geeignet für eine Bahn durch das leicht zu bewältigende Terrain des Isthmus nach Port Coa-Zacualcos wäre, doch die unruhige Politik

und das träge, fahrlässige Wesen der Bevölkerung Mexikos gestattet nicht, die vorteilhaften Stellen des Landes auszunutzen.

Der Hafen von Salina de la Cruz ist ein sehr kleiner, hat jedoch einen sicheren Untergrund zum Ankern, und obgleich stellenweise mit steilem Felsenufer, das grau in der Farbe ist, und im Kranze von zahlreichen Riffen umgeben, bleibt er ein von den Schiffern bevorzugter.

Die hiesigen Indianer, meist Nachkommen der Azteken, sind ein kräftiger, muskulöser Schlag Menschen mit schönen, sehr regelmäßigen Gesichtszügen. Sie sollen arbeitsam und gutmütig sein. Die Kleidung der Männer bildet: ein runder Hut oder ein graues Tuch auf dem Haupte, welches dunkelschwarzes Haar charakterisiert. ein weites weißes Hemd, welches die braune, gewaltige Brust frei läßt, breite aufgestülpte Hosen, aus denen die braunen, nervigen, langen Beine stramm hervortreten, die meist kleine, kräftige, jedoch magere Füße zeigen; die Hemdärmel, aus denen muskulöse Arme und sehr kräftige Hände zum Vorschein kommen, sind aufgestülpt. Die Weiber tragen ein langes, sehr weites weißes Hemd, mit nur halb offener Brust; in der Taille sind sie umgürtet; um den kupferbraunen, langen, sehr nervigen Hals tragen sie Geschmeide aus Perlen oder aus farbigem Glas; auf dem Haupte eine Art Kapuze nebst Burnus, welche sie zugleich als Mantille benützen. Meist weiß gekleidet, mit farbigen Bändern geschmückt, machen sie einen höchst saubern Eindruck, d. h. sauber, so weit die natürliche Hautfarbe und die mexikanische Reinlichkeit, die keine Seife kennt, es gestattet. Als überaus gutmütig und aufgeweckt lernte ich sie kennen, und schien dies ihr anerkannter Ruf zu sein, da ihnen hier der Zutritt auf das Schiff, was sonst in anderen Häfen nicht erlaubt wird, gestattet wurde.

Sehr verschieden von diesen sollen die Mischlinge oder Halbindianer der Gegend sein, denen man hier nichts gutes zutraut und die, je nach der Mischung, die mannigfaltigsten Benennungen haben.

Hier zieht scheinbar das Gebirge, welches bisher eine südöstliche Richtung hatte, sich nördlich mit einem Bogen, um unter dem 18. Grad nördl. Breite erst eine nordwestliche Richtung einzuschlagen und hierauf auf den mexikanischen Busen auslaufend, wieder einer nördlichen

Richtung zu folgen, während der diesem gegenüber liegende „Chuapas"- oder Guatemala-Gebirgszug am Tehuantepec-Isthmus beginnt und der Küste entlang südlich sich zieht.

Etwa dreizehn Meilen von Salina de la Cruz liegt die Stadt Tehuantepec am gleichnamigen Flusse mit seit dem Erdbeben von 1874 nur ca. 8000 Einwohnern, während früher die Bevölkerung eine zahlreichere gewesen sein soll. Sehr lebhaft erschien die Landstraße, auf der zahlreiche Maulesel mit Salz beladen nach Tehuantepec zogen, die zur Zeit der Ernte mit Kaffeebohnen beladen die Strecke wieder zurücklegen und im armseligen Hafen von Salina de la Cruz alsdann ein reges Leben entwickeln.

Den Chuapas- oder Guatemala-Gebirgszug charakterisiert eine spärliche Vegetation, jedoch zeigten frisches Grün die wellenförmigen Erhebungen, die plateauartig in einander fallen.

Um $^1/_2$6 Uhr wurden die Anker gelichtet, und wir zogen bei heftigem Wind, der über dem Isthmus herrschte, weiter. Dieser Wind war so heftig, daß dem Dampfer die Kraft zum Sichdrehen fehlte, und dieses nur durch Aufspannen des Spitzsegels ermöglicht wurde.

Nachdem wir die kleine Bucht von „Salina de la Cruz" verlassen hatten, kamen wir an San Matheo vorbei, einem kleinen Ort, den nur drei hüttenartige Häuser bilden, und an dessen steilem Ufer ein junger Kapitän des französischen Dampfers „Komet" sein Leben verlor. Er hatte nämlich in finsterer Nacht San Matheo für Salina de la Cruz gehalten, warf Anker und fuhr im kleinen Boot an den Strand. Die heftige Brandung schlug den Nachen um, der Kapitän war verschwunden und wahrscheinlich von den hier zahlreich sich zeigenden Haifischen erwischt und in die Tiefe gezogen worden, gleichwie es einem englischen Kapitän an demselben Ufer, jedoch sichtbar, ergangen war. Es ist eine der bedeutend gefährlichen Stellen, deren das westliche Ufer Amerikas so viele zeigt, und deren Gefahr so leicht zu beseitigen wäre, wenn Mexiko mehr Leuchttürme errichten wollte.

Der Sturm über dem Isthmus, den ich einen Zug-Sturm benennen möchte, nahm von Augenblick zu Augenblick an Kraft zu, und zwar bei ruhiger See. Das Schiff rollte gewaltig und wurde in alle Richtungen hin- und hergeschwenkt, wodurch natürlich die Seekrank-

heit sofort erschien und ihre zahlreichen Opfer nicht nur unter den Passagieren, sondern namentlich auch unter der chinesischen Bedienung des Schiffes fand. Das Lächerlichste hierbei war, daß bei ruhiger See auf dem Schiffe alles sturmfest gemacht werden mußte, und sogar die Fenster geschlossen wurden. Infolge des heulenden Sturmes mußten wir weiter vom Ufer die See halten, wodurch uns, trotz sternenklarem Himmel, der Anblick der Küste genommen wurde.

Einer unruhigen Nacht folgte bei wärmeren Winde ein herrlicher 22. Oktober, jedoch mit wild aufgeregter See, deren kurze, jedoch kräftige Wellen schäumend an das Schiff brandeten. Schon in der Früh lag wieder vor uns das vulkanische Gebirge der Küste mit seinen Kratern, deren Gipfel in Wolken gehüllt waren.

Der Sturm der Nacht hatte uns nicht gestattet, bei Tonalo zu halten, und wir zogen direkt San Benito, dem letzten Hafenplatz Mexikos, zu.

Um 8 Uhr in der Früh waren 82° Farh. und um 4 Uhr, bei sinkendem Barometer, 87° Farh. Um $^1/_2$12 traten wir aus dem Zugwind, dem sogen. „Papagayos" des 210 Kilom. breiten Isthmus von Tehuantepec, und gleichwie durch Zauberspruch legte sich das Meer, und es wehte der Sturm faktisch sichtbar hinter uns, als wir der Spitze von Succanosca, dem südlichsten Ende des stets durch den Isthmus stürmischen Busens von Tehuantepec, uns näherten.

Um 12 Uhr war unser Deck wieder gemütlich mit der Segelleinwand überspannt, und friedlich glitt unser Küstendampfer, wie vor dem Isthmus, bei ruhiger See und Windstille über die Wasserfläche, und merkwürdig rasch trat auch das Wohlbefinden der Seekranken ein, die, wie aus einem Traum erwacht, wohl und frisch mit doppeltem Genuß den recht schönen Anblick der Küste genossen, deren Gebirge mit seinen Kraterspitzen ein imposantes war.

Durchwürfelt ist die Bildung dieses sonderbaren Gebirges, nur die zahlreichen Einbuchten resp. Schluchten zeigen grüne oder teilweise sandige Flächen, die bis zur Küste reichen, sonst ist das Ufer schon aus dem Wasser steigend hoch und steil. Durch die prachtvolle Beleuchtung des Gebirges, durch die Spitzen seiner gewaltigen Erhebungen, die teilweise Wolken bedeckten, durch die strichweise sich zeigenden

Sturmwolken des Isthmus, die mit schweren Gewitterwolken im Osten sich vereinigten und einen sonderbaren Kontrast in der Farbe und im Charakter der Bewegung entfalteten, entwickelte sich ein großartiger Eindruck.

Um 1 Uhr fuhren wir an der Landspitze von Succanosca vorbei. Hierauf änderte sich sofort der Charakter der Küste: das bisher den Strand bildende Gebirge trat, mit Ausnahme zahlreicher kurzer Vorgebirge, 30—40 engl. Meilen in das Land zurück, und bis zum Fuße des hohen vulkanischen Gebirges erstreckte sich eine üppig bewachsene Fläche, die nur hin und wieder die kurzen Vorgebirge unterbrachen. Der Strand war reich an mannigfaltig geformten Buchten, und das Ganze war ein köstlicher Anblick, obgleich das Gebirge als vulkanisches meist vegetationslos erschien und nur einige Thäler und Schluchten ein grünendes Leben zeigten. Die erwähnte weit ausgedehnte Grasfläche beleuchteten die hin und wieder die Wolken effektvoll durchbrechenden Strahlen der Sonne.

Um 5 Uhr änderte sich wieder merkbar die Küste. Ein gerader Uferstrich ohne Einbuchtungen trat an ihre Stelle, und diesem schnurgeraden Ufer folgte im Hintergrunde das ebenfalls schnurgerade, fast 30—40engl. Meilen vom Strande gelegene Gebirge als Hochplateau. Dieses Schnurufer zieht sich in fast östlicher Richtung 230 engl. Meilen, ohne nahmhafte Kurven und ohne eine Bai zu bilden.

Starker Tau fiel gegen 7 Uhr und zwang die Passagiere, das Deck zu verlassen, obgleich der Abend, was die Beleuchtung betraf, ein köstlicher war. Der Mond beschien nämlich die Oberfläche des Wassers, die sich nur leicht kräuselte und gleich wie versilbert erschien; die schäumende leuchtende Spur unseres langsam sich bewegenden Rad-Dampfers zeigte sich im Phosphorglanz; das dunkle Plateaugebirge, der schäumende, hell phosphorisierende schnurgerade Strand, der sternenreiche, lebhaft funkelnde Himmel wirkten entzückend in ihrer Art.

Nachdem es trotz sternenklarem Abend in der Nacht tropisch vehement geregnet hatte, wurde ich am 23. Oktober um $^1/_2$4 Uhr in der Früh durch das bekannte Zeichen zum Halten der Maschine geweckt; wir waren vor dem am schnurgeraden Ufer liegenden Orte San Benito, dem Grenzort Mexikos und Guatemalas — an der geographischen Grenze Zentral-Amerikas.

II. Abschnitt.

Zentralamerika von der Westküste.

Guatemala. San Salvador. Honduras. Costa Rica. Ell-Istma. (Panama.)

1. Abteilung.

Guatemala.

Das Bild Benitos. — Biographie des Staates Guatemala. — Vor Champerico. — Die Hauptstadt Guatemala und ihre Umgegend. — Küste Guatemalas. — Fang eines Haifisches. — Das „dolce far niente" und das Messerspiel. — Vor San-José de Guatemala. — Landung. — Des Hafenortes Istapa Schicksal. — Im Hafen und doch seekrank. — Ursache der Abnahme des Handels in Indigo und Cochenille. — Die Tierwelt unserer Umgebung.

San Benito ist, obgleich ein kleiner Ort, ein wichtiger Hafen für das Binnenland. Wir sollten hier Felle und Kautschuck empfangen. Um 8 Uhr begann die Ladung, die langsam vor sich ging, da hier das Ufer keinen Hafen bildete und wir uns daher weit vom Strande hielten, von dem eine Barke die Waren zufahren mußte. Das linealartige Ufer war sandig und die Brandung der Flut an demselben heftig und schäumend. Die bis 30 engl. Meilen in das Land, d. h. bis zum Fuße des Gebirges sich erstreckende Fläche befand sich, mit Ausnahme des unmittelbaren Strandes, unter üppigster Vegetation mannigfaltigster Palmaceen, unter denen hauptsächlich die Dattelpalme und Kokos-palme sich zeigten, deren schlanke Stämme Schilf und diverse Schlingpflanzen wuchernd umgaben oder umrankten, die den Boden fast undurchdringlich bedeckten und den vielen, sehr mannigfaltigen Reptilien der Gegend geeignete Wohnstätten boten.

Im Hintergrunde lag das Gebirge mit seinen sechs spitz hervorragenden erloschenen Kratern, einen auffallenden Eindruck hervorrufend. Das Gebirge ist einem Hochplateau ähnlich, aus welchem hoch empor die sechs gekappten konischen Spitzen der Krater gleichwie in Reih und Glied sich erheben. Das ganze Gebirge mit Ausnahme seiner zahlreichen Thäler und Schluchten, die üppig bewachsen erscheinen, charakterisiert Vegetationslosigkeit und eine graubräunliche, oft in das röthliche schimmernde Farbe. Leider war der Anblick des Gebirges nicht beständig klar, denn erst im November beginnt die viermonatliche, alsdann ununterbrochene wolkenlose Zeit. Demungeachtet war aber schon jetzt der Anblick ein fast wolkenloser, als die Sonne glänzend aufging, und es entfaltete sich ein Farbenspiel, dessen Pracht mit Worten nicht zu beschreiben ist und die man nur in den Landschaften der Tropen treffen kann.

Der Ort selbst bestand aus einigen Indianerhütten, die aus Palmenstämmen gezimmert, mit Palmenblättern gedeckt und von üppigen Palmen schattenreich umgeben waren.

Rechts von den Indianerhütten erblickte man ein Salinengebäude, wo die Bewohner den salzreichen Sand des Ufers, den sie auf hierzu errichtete Gerüste schütten, einer Süßwasserfiltration unterwerfen und alsdann den sich bildenden Satz kochen und durch dieses primitive langwierige System ein vorzügliches weißes Salz erzielen; die Bewohner sind Indianer, ein kräftiger derber Menschenschlag.

Die Fläche vom Strande bis zum vulkanischen Gebirge ist eine schwammige, daher ungesunde und fiebererzeugende, sehr reich an Wild, namentlich an Wildschweinen und an Hirschen; natürlich findet man auch viel wildes Geflügel und zwar namentlich Wasser- und Sumpfvögel.

An Raubtieren trifft man in der Gegend: den Tiger, den Puma, den Panther, den Jaguar, die oft bis in den Ort dringen. Unser Schiff umkreisten zahlreich Albatrosse und in schwerfälligem Fluge viele meist rosafarbige Flamingos.

Die See war spiegelglatt, wie man zu sagen pflegt, und zahlreiche Fische mannigfaltigster Art erschienen, während unser Dampfer gleich einer Schaukel, wahrscheinlich der geringen Tiefe des Wassers

wegen, sich rastlos hin und her bewegte und mir dieses in meinem Tagebuch niederzuschreiben erschwerte.

Nach sechsmaligem Ausladen der Barke lichteten wir die Anker, kehrten im weiten Bogen und zogen in südöstlicher Richtung der geraden Küste Guatemalas entlang, bei 86° F. im Schatten, während am Morgen um 8 Uhr nur 80° gewesen waren.

Der Staat Guatemala, 121 140 Q.-Kilometer umfassend und 1885 ca. 1 234 600 Einwohner zählend, hat eine Bevölkerung, die nur wenig Weiße, meist Mischlinge, und im Gebirge reine Indianer aufweist. Die katholische Kirche ist die herrschende. Die republikanische Regierungsform wird durch einen Präsidenten (1886 gew. L. M. Barillas) und eine gesetzgebende Kammer geleitet. Das Heer besteht aus ca. 35 000 Mann. Die Produkte des Exportes bilden Cochenille, Indigo, Zucker, von Jahr zu Jahr zunehmend Kaffee und vorzüglich feines, weißes Salz. Der Staat ist in 17 Departements geteilt, die sehr verschieden in ihrer Produktivität sind. Der Cochenillehandel, wie der des Indigo, befinden sich in der Abnahme, ersterer namentlich infolge der kolossalen Lieferungen der kanarischen Inseln in diesem Farbenstoffe. Der Weizenbau befand sich in der Zunahme, jedoch nur zum eigenen Bedarf, und doch genügend, um den Export von Getreide zu verhindern. Der Tabak ist Monopol der Regierung und wurde nur spärlich angebaut, während im Nachbarstaate San Salvador, wo derselbe nicht monopolisiert ist, der Anbau zunimmt und blüt. Mais wurde nur zum eigenen Bedarf gebaut.

Einem schönen Sonnenuntergang mit hell rosafarbenem Strahlenspiel folgte eine prachtvolle Beleuchtung des Meeres durch den Mond und durch die ihm gegenüber in der Wasserfläche langgestreckte Widerspiegelung der Venus, deren Leuchten, je mehr wir uns dem Äquator näherten, intensiver wurde.

Um 10 Uhr hielten wir vor Champerico, dem nördlichsten Hafenort Guatemalas.

Am Morgen, um 6 Uhr des 24. Oktobers, nahten zwei saubere Barken unter der blauweißen Flagge des Staates mit dem Capitano oder Commandanto des Ortes unserem Schiff, und bald erschien Seine Excellenz an Bord mit den Zollbeamten.

Wir sollten hier 250 Säcke Kaffeebohnen für London empfangen; die Barke faßte 50 solche Säcke, die ca. 120—125 Pfund Gewicht enthalten, demnach mußte dieselbe fünfmal die Ware heranführen, und wir konnten daher nicht vor 4 Uhr Nachmittags den Ort verlassen.

Chamberico ist der Haupthafenort Guatemalas für den Export von Kaffee, zählte 1000 Einwohner, liegt gleich wie San Benito am schnurgeraden Küstenufer, umgeben von einer schwammigen, jedoch üppig mit Palmaceeen bewachsenen Fläche, die ebenfalls wie bei San Benito und auf der ganzen Strecke dieser Küste bis zum Fuße des Gebirges, eine Strecke von 30—40 Meilen einnimmt und mit Zuckerrohr und nur hin und wieder mit etwas Getreide bebaut ist, der größte Teil derselben bildet jedoch eine wild wuchernde Palmenbewaldung, die die Behausung zahlreicher und mannigfaltiger Raubtiere und Reptilien ist.

Das Hauptprodukt des Ortes bildet ein vorzügliches Salz, welches aus dem Sande auf gleiche Weise wie in San Benito gewonnen wird und das Hauptgeschäft seiner Bevölkerung bildet. Die Verschiffung war hier eine bedeutende, man beabsichtigte infolge dessen ein eisernes Werft zu erbauen, welches sich in das Meer eine Viertellegua lang hineinziehen sollte.

Den Hintergrund des sich entfaltenden Küstenbildes bildete das früher erwähnte plateauförmige Gebirge, mit seinen überaus zahlreichen, durch sonderbare Formen auffallend hervortretenden konischen Spitzen der Vulkane, deren systematische Verteilung, d. h. fast gleiche Entfernung des einen von dem andern, eine bemerkenswerte ist.

Von Champerico aus in südlicher Richtung zu Ost, zeigen sich gewaltige Vulkane, die Nachbarn der Hauptstadt Guatemala.

Guatemala, die Hauptstadt der Republik, liegt ca. 30 Meilen östlich von der Küste des Stillen Ozeans entfernt auf einer Höhe von 1538 Meter ü. d. Sp. d. O., auf einem Hochplateau, umgeben von hochemporragenden Vulkanen, unter denen die bemerkenswertesten die erwähnten zwei: der wasserspeiende „Del Agua“, an dessen Fuße die Stadt liegt und dessen Gipfel gewaltige Eismassen krönen, und der feuerspeiende „Del Fuega“, dem ersten gegenüberliegend. Infolge

dieser unheimlichen und gefährlichen nahen Nachbarschaft existieren drei Guatemalas: „Antigua", „Vieja" und „Nueva". Antigua Guatemala ward zu meiner Zeit nur von ca. 1500 Indianern bewohnt und war einst der Hauptsitz der fortschrittlichen indianischen Könige. Anbei gründeten die Spanier 1524 ihre Hauptstadt, die jedoch nach 3 Jahren des Bestehens durch den siedenden Vulkan „Del Agua" vollständig vernichtet wurde. Hierauf gründeten die Spanier 1527 „Vieja Guatemala", eine Stadt, die 1773 durch die Lava des Vulkans Del Fuega überschüttet wurde, und, wieder aufgebaut, gegenwärtig 8000 Einwohner zählt. Aus Respekt vor den nichts weniger als gemütlichen Nachbarn erbauten die Spanier 1776 zwölf Meilen entfernter die jetzige Hauptstadt „Guatemala Nueva", die gegenwärtig 50 000 Einwohner zählt, die meist Mischlinge und reine Indianer sind. Bis 1867 wurde die Zahl der weißen Bevölkerung auf 5000 festgestellt, und soll dieselbe gegenwärtig 15 000 betragen.

Die Stadt ist schön, ihre Bauwerke sind meistenteils aus Fließen errichtet und die Straßen mit gleichem Material gepflastert, wodurch dem Ort ein blendend weißer Anstrich gegeben wird. Im Gegensatz zu den Städten Mexikos, das der Nachbarstaat ist, fällt die Sauberkeit nicht nur der Hauptstadt, sondern sämmtlicher Orte Guatemalas auf.

Um 6 Uhr morgens war bei 82° Farh. im Schatten der Anblick der Gegend ein prachtvoller, da die Atmosphäre klar und die Beleuchtung der aufgehenden Sonne eine glänzende war. Gegen 10 Uhr sammelten sich wie gewöhnlich schwere Wolken um das emporragende Gebirge, die durch ihre düstern, jedoch imposanten Gebilde, durch die sonderbaren, durch dieselben hervorgerufenen Schattierungen der Berge, und durch ihre merkwürdigen Färbungen einen schönen Anblick gewährten. Die Wasserfläche war ruhig und wurde nur, und zwar oft gewaltig, durch die Unzahl der Haifische bewegt, die gierig unser Schiff umkreisten und auf Beute lauerten, die aus der Küchenluke ihnen oft zukam. Einige dieser Raubtiere hatten eine Länge von 10', und ein solcher wurde vermittelst eines riesigen Angelhakens, an welchem ein großes Stück Fleisch festgebunden war, gefangen. Das Tier wurde auf das Zwischendeck heraufgezogen, und

um seine gewaltigen Bewegungen zu hemmen, wurde ihm ein Beilhieb gegeben, welcher seinen Schädel spaltete, jedoch das Ungeheuer derart in Wut brachte, daß es das Tau, welches am Riesenhaken befestigt war, durchbiß, samt dem gewaltigen Haken im Schlunde wieder in das Wasser fiel, zu unserer Verwunderung sofort weiter schwamm, das Wasser weit in die Runde mit Blut färbend, und endlich in der Tiefe des Meeres verschwand, um nicht wieder zu erscheinen. Ob das Tier am Leben geblieben oder, wie dies mit verwundeten Haifischen geschehen soll, von seinen blutdürstigen Stammesgenossen in den Waldungen der Seetiefe verzehrt worden, ist eine Frage, die nur die Bewohner dieser bisher unergründeten Regionen beantworten können.

Die zahlreichen Lagunen, die in der flachen Umgebung Champericos sich befinden, geben freilich reichhaltige Salzlager, verpesten jedoch die Atmosphäre und erzeugen Fieber. Die Häuser des Ortes sind meist Hütten mit Palmenblättern bedeckt. Die Bewohner sind Mischlinge der Neger, Weißen und Indianer, ein intelligentes, lebhaftes und in seinen Handlungen rasches Volk, doch sollen sie bei der Arbeit träge sein. Nur der Jahreslohn, den sie als Barkenführer oder als Arbeiter auf den Barken erhalten, ermutigt sie zum Fleiße für eine kurze Dauer; die Sehnsucht nach dem „dolce far niente“ ist bei ihnen groß, und wenn es irgendwie möglich ist, so thut der hiesige Mann lieber nichts. Er denkt nie an den folgenden Tag, wenn er nur am Abend genügend Geld hat, um seinen Branntwein zu bezahlen und bei Guitarrenspiel, Tanz und Gesang die Nacht zu genießen, ein Genuß und eine Freude, die hier oft mit dem Messerspiele enden, welchem alsdann gewöhnlich ein Opfer fällt oder wobei mindestens einer zum Krüppel gemacht wird, denn in der Hitze des Kampfes macht das wild wallende Blut den Spanier gleichwie den Indianer blind in der tödlichen oder nicht tödlichen Handhabung der Messerkunst.

Um 6 Uhr verließen wir, nachdem uns noch zwei Barkenladungen mit Häuten geliefert worden waren, den Hafenort. Der Abend war schön, eine angenehme Brise wehte bei herrlichem Mondschein und kühlte die 87° Farh. der Atmosphäre. Sowohl im Südost, als auch im Nord sammelten sich, wie es täglich in dieser Gegend und in den Tropen im allgemeinen stattfindet, schwere Gewitterwolken mit starkem

Wetterleuchten. Unsere Richtung folgte der geraden Küste, ununterbrochen in Sicht des imposanten Gebirges.

Der 27. Oktober war der vierte Sonntag seit San Franzisko, und noch blieben zehn Tage bis Panama, nachdem wir drei Wochen auf dem Wasser waren. Die vergangene Nacht war eine überraschend frische gewesen, wahrscheinlich infolge eines gründlich sich entladenden Gewitters in der Ferne. Um 2 Uhr in der Nacht zeigte sich eine partielle Finsternis des Mondes, und in der Folge um 4 Uhr eine verdoppelt intensive Beleuchtung des Gebirges und seiner zahlreichen Vulkane.

Um 6 Uhr hielten wir vor dem durch eine heftige Brandung schäumenden Ufer von „San-José de Guatemala". Ein langes eisernes Werft war in das Meer gebaut, demungeachtet war dasselbe nicht zum landen unseres Dampfers geeignet, da die Tiefe des Wassers eine ungenügende war, und wir wurden daher gezwungen, in bedeutender Entfernung in der See das Ein- und Ausladen der Waren durch Barken zu bewerkstelligen.

Vom Schiffe aus sah man von der Stadt nichts mehr als ein riesiges graues Gebäude aus Holz im Zentrum, welches ein Hotel war, rechts von diesem das Haus des amerikanischen Konsuls mit wehender Fahne der Vereinigten Staaten und das Zollhaus, links das Gebäude des englischen Konsuls und das Kontor desselben. Englischer Konsul war Mr. Magy, der hier so ziemlich das ganze Exportgeschäft in Händen hatte.

Die Hauptstadt Guatemala war von hier aus nördlich via Esquinca 90 engl. Meilen entfernt.

Um 10 Uhr fuhr ich in Begleitung des liebenswürdigen Don Antonio, eines spanischen Passagiers, an Land, auf einer mit Mehl beladenen Barke, auf die das Niedersteigen vom Dampfer aus kein leichtes war, da es an einem lose hängenden Tau niedergleitend stattfand. Desgleichen war das Besteigen des verfallenen, kaum noch haltbaren Werftes bei der Landung ein schwieriges, da zu demselben eine defekte eiserne Leiter in senkrechter Stellung benutzt werden mußte, die nicht nur durch ihre vertikale Stellung und durch die weit von einander

stehenden Sprossen unbequem, sondern über dem Meere niederhängend und durch die Brandung der Wogen bespült, schwer zu erhaschen und halsbrecherisch war. Ebenso verfallen wie diese tief in das Meer eingreifende sogen. Landungsbrücke, erschienen auch die früher genannten Gebäude des Ortes. Es zeigte sich in allem der Anblick des Verfalles und der Unordnung im richtigsten Sinne des Wortes. Eine Ausnahme machte nur das rotgestrichene Haus des Konsuls der Vereinigten Staaten, welches gut erhalten, jedoch im höchsten Grade geschmacklos war.

Zur Stadt, d. h. der sogen., zu gelangen, war keine Möglichkeit. Neben dem riesigen Gasthause, welches eine im gründlichsten Verfalle sich befindende Baracke vorstellte, für die der Pächter 100 Dollars monatlich Miete zahlte, war nämlich eine Süßwasserlagune, die so tief, daß, wenn man nicht schwimmend die durch dieselbe führende Straße überschreiten wollte, der Besuch des nichtssagenden Ortes unterbleiben mußte.

Die sogen. Stadt liegt auf einer leicht sich hügelnden Anhöhe inmitten einer üppigen Palmen- und Gestrüpp-Vegetation, die wiederum zahlreiche Lagunen und Sümpfe umgeben, aus denen, sobald sie trocknen, was im November beginnt, die Miasmen des Fiebers sich entwickeln, denen viele Einwohner als Opfer verfallen. Die Bevölkerung wurde mit 500 an der Zahl festgestellt, und auffallend war der Mangel an Kindern, die das ungesunde Klima hier nicht vertragen sollen, und denen zur Erhaltung ihres Lebens ein Ortswechsel gegeben werden mußte, indem von denjenigen, die San José nicht verlassen konnten, die wenigsten das 15. Jahr überlebten. Alle Bewohner dieses Ortes charakterisierte ein geisterhaftes Aussehen, und sie waren, obgleich muskulös, doch vertrocknete Gestalten mit einer gelben Gesichtsfarbe.

Am Morgen um 8 Uhr zeigte das Thermometer auf dem Schiffe 80° Farh. im Schatten und um 4 Uhr 86°, wogegen ich auf dem Lande während meines Aufenthaltes durchschnittlich nur 82° fand, ein Unterschied, der sich nur durch die kühleren Ausdünstungen der Lagunen erklären ließ. Nachdem wir Brandy mit Limonade getrunken hatten, kehrten wir auf das Schiff zurück.

In Costa Rica, dessen Hafenort Punta Arena wir berühren sollten, war seit sechs Tagen die übliche Beschäftigung der hiesigen Republiken, nämlich eine Revolution ausgebrochen, und es freute mich, die Gelegenheit zu haben, den Charakter einer solchen kennen zu lernen.

Unweit von San José, das erst seit 1859 Exportplatz Guatemalas geworden, liegt der Hafen Istapa, der ruhigeres Meer und und eine vorzügliche Landungsstelle haben soll und bis zur Gründung des Hafens von San José der Hauptplatz des Exportes gewesen ist. Eine unbegreifliche Thatsache bleibt es, daß ein ungünstiger Hafen, wie der von San José, einem günstigeren vorgezogen wird, und das in einer Weise, daß der günstige vollständig aufgegeben ist.

Acht Passagiere kamen hier zu, unter denen der Gesandte der Vereinigten Staaten in Guatemala sich befand. Ich hatte noch nicht die Gelegenheit gehabt, Se. Exellenz zu sehen, die in ihrer hohen Stellung die Kabine des Kapitäns einnahm, und mit uns, wie es schien, sich weiter nicht einlassen wollte.

Zahlreiche „Redfisch" (spanisch: pargo), große, dunkelrote Goldfische des Meeres, in der Länge und Form der Assetrine des Schwarzen Meeres ähnlich, mit sehr schmackhaftem Fleisch, welches an dasjenige der Forelle erinnert, umkreisten in Scharen unser Schiff. Um zwei Uhr zeigten sich schwere Gewitterwolken im Osten, mit langsamem Aufzug nach Süden und uns mit Regen für die Nacht bedrohend. Am Abend ließen sich, bei einer auffallend prachtvollen Beleuchtung des Vulkans „Santa Maria" mit glitzernd weißem Gipfel, und nahe vor uns erscheinend, die beiden Vulkane der Stadt Guatemala, „Del Agua" und „Del Fuega" sehen.

Mein Nachbar bei Tisch war der bisher unsichtbare Gesandte der Vereinigten Staaten, eine ziemlich trockene Persönlichkeit; er reiste nach Nicaragua, um von dort aus zur Wahl des Präsidenten nach Uruguai sich zu begeben. Er sprach wenig oder gar kein spanisch, und sein jugendlicher, liebenswürdiger Sekretär oder Dolmetscher sprach kein englisch, nur spanisch — wie sie sich verständigten, blieb mir ein Rätsel, da sofort nach Ankunft an Bord des Schiffes der jugendliche Sekretär durch die schwankende Bewegung unseres Dampfers seekrank

wurde, was niemanden verwunderte, da die Bewegung der „Ancona" eine derartige war, daß man kaum einherschreiten konnte.

Die Nacht vor San José war angenehm kühl bei 80° Farh., nur das schaukelartige Schwanken des Schiffes und die schrecklichen Töne der sich sterbend dünkenden Seekranken, namentlich das Stöhnen des jugendlichen Sekretärs, machten mir den Schlaf unmöglich.

Am 28. Oktober um acht Uhr morgens begann wieder die Ausladung von Brettern, ein für hiesige Verhältnisse seltener Artikel. Dagegen empfingen wir Indigo und Kaffee. Sonderbar ist es, daß auch in Zentralamerika, dem Gebiete der Indigo-Plantagen, gleich wie in Indien — der Handel dieser wertvollen Pflanze schwächer, oder, wie der Kaufmann sagt, „flauer" wird. Die Ursache soll darin liegen, daß der riesige Fortschritt der Chemie einen billigeren Farbenstoff erfunden hat, der in der Güte demjenigen der Indigopflanzen nicht nachstehen soll. Dieselbe Ursache mag auch auf die Abnahme des Cochenillehandels gewirkt haben, obgleich die Kanarischen Inseln in diesem Farbestoff noch einen bedeutenden Umsatz machen. Die Ursache, daß die Kanarischen Inseln weniger der Flauheit im Handel dieses Produktes unterworfen sind, liegt vielleicht in der vorzüglicheren Ware oder in der Nähe von Europa, wodurch die Fracht eine bedeutend billigere wird.

Zahlreiche Haifische umkreisten das Schiff, unter denen gewaltige Tiere zu bemerken waren. Der Himmel war den Tag über ziemlich bedeckt, d. h. tropisch, und nicht wie wir es in Europa verstehen. In den Tropen nämlich ist der Himmel nie langdauernd und selten vollständig überzogen, sondern nur abwechselnd, infolge aufziehender Gewitter. Es sammeln sich oft am Horizont schwere Gewitterwolken im tropisch-charakteristischen, unheimlichen Farbenspiel, die sich, wenn man sich auf dem Meere der Tropen befindet, meist zum Land hin verziehen, und so sollten auch die gegenwärtigen finsteren Wolkengebilde verschwinden.

Abgesehen von dem gewitterhaften Wetterspiele des Horizontes erregten unsere Aufmerksamkeit am Tage unzählige Albatros, die hoch in den Lüften unser Schiff umkreisten, und am Abend Scharen verschiedenartigster fliegender Tiere, als: sogen. Füchse, Mäuse, Vampyre,

die phosphorleuchtend über Deck und unter Deck des Schiffes schwungvoll ein und aus flatterten, oder Scharen mannigfaltigster leuchtender Insekten, die an den Masten und am Tauwerk oft märchenhaft glänzten und manches Haupt der thätigen und müßigen Menschen auf dem Schiffe funkelnd zierten. Sie waren durch ihr massenhaftes Erscheinen das charakteristische Zeichen einer fieberhaften Gegend, und erinnerten mich hier lebhaft an die am Ufer des Ganges, des Hugli und in der Gegend des Brahmaputra verbrachten Nächte, kurzgesagt — an Indien.

In San José war es, wo 1874 der früher erwähnte englische Konsul Mr. Magy von dem damaligen Kommandanten des Hafens, „Signor Gonzales“, eine Bastonade von ca. 200 Hieben erhalten hatte, wofür der Sennor noch im Gefängnis saß, der, einem Bilde nach zu urteilen, welches mir auf dem Schiffe gezeigt wurde, ein hervorragend geistreiches, höchst sympathisches Gesicht zu haben schien.

Um acht Uhr verließen wir bei schönstem Mondenschein „San José de Guatemala“, unsere Richtung dem Ufer entlang südöstlich einschlagend.

---

2. Abteilung.

Der Staat San Salvador.

Vor Acajutlo. — Landung. — Ein Bad wider Willen. — Ein Deck unter Syrup und Schmutz. — Küste bis Libertad. — Landung in Libertad. — Die Fonseca-Bai. — Vor La Union, Landung. — Charakteristische Wohnung. — Im Boot durch Sand. — Das Ufer bis Amapala durch Inseln.

Am folgenden Morgen, d. h. am 27. Oktober um 5 Uhr, hielten wir nach einer prachtvollen Nacht ohne Regen vor Acajutlo, am Fuße des dampfenden Vulkans „Santa Anna“ und bei Anblick zahlreicher nicht dampfender Vulkane.

Die Lage des Ortes ist schön. Umgeben vom Gebirge und seinen zahlreichen Vulkanen, liegt er auf einem, an seinem Ufer gleichwie steil abgeschnittenen, weit in das Land sich ziehenden Hügel, inmitten einer bis zum Gebirge wellenförmig, fast 40 engl. Meilen in das Land sich ausbreitenden Fläche mit üppigster Vegetation.

Kurz vor Acajutlo beginnt die Grenze des Staates San Salvador, und daher betrat auch hier, gleichwie bei der Grenze Guatemalas und Mexikos, bei unserer Ankunft der Zoll-Contractor im Gala-Frack unser Schiff.

Sofort bei Beginn der Grenze San Salvadors fällt dem Auge des Beschauers kultivierteres Land auf, und zahlreiche, höchst sauber gehaltene Ortschaften; noch mehr erregt jedoch der Kontrast mit Guatemala Erstaunen, wenn man vor Acajutlo hält. Man spürt sofort lebhafteren Handel und Wandel und den Einfluß einer systematischeren Regierungsleitung, und die Bevölkerung erscheint im Temperament ruhiger, weniger wild und unbändig als wie jene von Guatemala.

Mit einer nach abgelieferter Fracht wieder an das Land zurückkehrenden Barke fuhr ich an den Strand, und wieder mußte ich mich nach Seemanns Sitte an einem Tau in die Barke niederlassen, und war froh, in meiner Jugend Gymnastiker gewesen zu sein, als ich die 22' hohe eiserne Leiter des Werfts bei gewaltiger Brandung der Wogen besteigen mußte. Die Brandung der Wogen war nämlich eine derartige, daß sie über die Brücke hinweg die Leiter überflutete und die Barke auf und nieder, und hin und her schwankte, wodurch schon allein das Ergreifen der Leiter schwierig wurde, was mir erst nach wiederholtem Versuch gelang.

Mein erster Gang war natürlicherweise durch den Ort, der eigentlich nur aus vier sogen. Hotels bestand, die einige Indianerhütten umgaben, die viel Ähnlichkeit mit kleinen Heuscheunen hatten.

Mit Ausnahme der Bedachung, die Palmenzweige bildeten, waren die Hütten den littauischen Heuscheunen ähnlich, d. h. durchsichtig und schlecht erhalten, und die Einwohner derselben waren kaum bekleidet. Die Frauen trugen einen farblosen, schmutzigen Rock und eine auf der Brust offene, meist zerlumpte, schmutzige Jacke, die Männer ein Hemd, welches jedoch in Lumpen hing, und breite, ebenfalls zerfetzte kurze Hosen. Die Männer waren, gleich wie die Frauen, meist barfuß oder trugen Sandalen, ähnlich denen der Mexikaner und Japaner.

Recht schönes Vieh zeigte sich inmitten der üppigen tropischen Vegetation der Umgegend, als ich dem 16 engl. Meilen entfernten

Ort San Sonati mit 10 000 Einwohnern zuritt. Das störrische Wesen meines Gaules, welcher trotz der erdenklichsten Zwangsmittel nicht vorwärts schreiten wollte, bewog mich, ermüdet durch anspornen und treiben des Pferdes, nach zurückgelegten 8 Meilen unter den Strahlen einer glühenden Sonne Kehrt zu machen. Auf meinem Rückwege holte ich einen Sennor ein, der auf meine Frage, welches das beste Gasthaus Acajutlos wäre, trotz meiner höflichsten Absage, sich bereit erklärte, mich als „Strangero", wie der Fremdling hier genannt wird, in dasselbe zu führen und mich als Gast zu bewirten.

Die Hotels im Orte waren natürlich primitivster Bauart mit höchst mangelhafter Einrichtung. Ein Vorhaus bildete alles in allem d. h. das Gesellschaftszimmer, Speisezimmer und den Raum für alle Gäste. Als wir das Gasthaus erreichten, speiste dort gerade ein Herr M., der in Acajutlo in einem der größten Handelsgeschäfte angestellt war, und der mich aufforderte, ihn zu besuchen. Ich traf seine Behausung als eine luftige zweistöckige Baracke, in der sowohl die Wohnzimmer als auch die geräumigen Magazine sich befanden, und unter den letzteren war eines vollständig mit braunem Zucker gefüllt, welcher auf unser Schiff zum Export gebracht werden sollte. Zur Zeit der Kaffee-Ernte liefern diese Magazine einen Raum für 15 000 Zentner Kaffeebohnen. Der Export von Kaffee war hier ein großer, oft jährlich bis 1 000 000 Zentner. Das Hauptprodukt des Staates San Salvador ist jedoch Indigo.

Gegen Abend traf auch der Kapitän der „Ancona" ein und teilte mir mit, daß wir erst am folgenden Morgen den Hafen verlassen würden. Meine Absicht, die Zeit mit einem Besuche San Sonatis zu verbringen, ließ sich nicht ausführen, da ich kein anderes Pferd als das störrische finden konnte und die Wanderung zu Fuße mir in der Glühhitze des Tages nicht ratsam erschien.

Am Abend fuhren wir bei gründlichster Finsternis mit meinem freundlichen Wirte zum Schiff. Die Niedersteigung von der Brücke hinab in die heftig bewegte Barke war unmöglich. Wir mußten daher erst in ein kleines Boot uns hinablassen, welches von den Wogen bald hoch, fast bis zur Brücke, gehoben wurde, bald in die Tiefe versank. Als es uns endlich nach mehrfach verunglückten Versuchen gelang, das

Boot zu erreichen, traf ich es ziemlich gefüllt mit Wasser, so daß ich in demselben wider Willen ein Quasi-Wannenbad erhielt, während Herr M. ausglitt und ein Seebad inmitten der wuchtig brandenden Wogen zu nehmen gezwungen wurde, was leicht gefährlich geworden wäre, wenn nicht die gewandten Arbeiter auf der Barke ihn glücklich erhascht und herausgezogen hätten. Meine Lage war übrigens keine ungefährliche, denn das Erlebnis des Herrn M. hatte alle Aufmerksamkeit der Leute auf ihn gelenkt, und ich war im hin- und hergeworfenen kleinen Boote, welches sich mehr und mehr von der Barke entfernte und mit Wasser gefüllt war, dem Spiel der Wogen preisgegeben. Ich erhaschte glücklicher Weise noch zu rechter Zeit das Tau der Barke und wurde, da ich infolge der Wucht der Brandung mich selbst nicht zur Barke ziehen konnte, nachdem Herr M. gerettet worden war, von den Leuten herangezogen.

Die Nacht war frisch gewesen, und infolge der verschiedenartigen Strapazen des vergangenen Abends erwachte ich am 28. Oktober erst um acht Uhr. Den ganzen Tag wurde Zucker geladen, und zwar in Säcken, die da trieften, da der Inhalt halber Syrup war, und es erschien mir unbegreiflich, wie diese Waare, die ja vor Ankunft in Europa noch in ein anderes Schiff umgeladen werden mußte, in London eintreffen würde, denn das Deck der „Ancona" und namentlich der gewaltige Raum, in welchem diese klebrige Ware untergebracht wurde, glänzten vom Saft, der aus den Säcken quoll.

Ich ging nicht mehr an Land. Zahlreiche spanische und indianische Passagiere trafen lärmend ein. Gegen 1/2 11 Uhr Nachts zogen wir bei einer Temperatur von 85° Farh., demnach einer frischeren als gestern, und bei herrlichem Mondenschein weiter, der an Vulkanen so reichen Küste nahe folgend.

Gegen Morgen am 29. Oktober schwand der bisherige flache Strand und an dessen Stelle trat ein hochhügeliges, bis tief in das Land durchwühltes Ufer. Um fünf Uhr Morgens hielten wir vor La Libertad, einem an der sogen. „Balsamküste" (Costa de Balsamo) reizend, fast idyllisch gelegenen Ort. Den Hafen bildet eine von hohen Hügeln umgebene kleine Bucht. Der Strand war einer scharfen, höchst wilden Brandung unterworfen. In der Ferne zeigte sich der Vulkan

„Isalca“, als Hintergrund südlich von demselben die hohe Spitze des Vulkans „San Vincente“, und unter vier anderen, die in einer Linie gereiht waren, erhob sich die hervorragendste Spitze, nämlich die des zu der Zeit sozusagen echt altdeutsch-bürgerlich paffenden Vulkans „San Miguel“.

Der Ort zählte 400 Einwohner, war sauber und nett erbaut und lag inmitten einer üppig wuchernden, tropischen Vegetation balsamischer Gewächse, die der Küste den Namen gegeben. Die Hochhügelketten waren mit Dunkelgrün belegt, und rote Dächer durchbrachen freundlich das üppige Grün und trafen anmutig das von der mexikanischen Fahrlässigkeit ermüdete Auge des Reisenden. Namentlich überraschten die vielen Schluchten und Thäler dieses durchwühlten Hochhügelchaos durch die Fülle ihrer unbeschreiblich reichen Vegetation.

Gegen 10 Uhr fuhr der Kapitän an Land und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Ich ließ mich, da die für ihn niedergelassene Treppe schon wieder aufgezogen worden war, am hängenden Tau ins Boot, und zwar zur großen Zufriedenheit des alten Seemannes in regelrechter Weise, wie er behauptete. Nach kurzdauerndem Rudern hielten wir vor dem neuen, ca. 500′ in das Meer geleiteten eisernen Brückenbau, der 80000 Dollars gekostet haben soll, aber, obgleich von praktischen Engländern erbaut, fehlerhaft gerichtet worden ist, da schon gegenwärtig einzelne Pfeiler sich gebogen haben und dadurch das zu schwache Hängewerk aus seiner vertikalen Lage ziehen. Das Besteigen der ca. 20′ hohen Brückenplattform war ein überaus schwieriges, da keine Leiter vorhanden war, sondern man sich an Ringen hinaufarbeiten mußte, daher der Kapitän, um seine hohe Stellung als Befehlshaber nicht der Lächerlichkeit auszusetzen, sich in einem Stuhle sitzend hinaufziehen ließ, während ich meine gymnastischen Kenntnisse im Erklettern einer Wand vermittelst Ringen erprobte.

Auf der Plattform angelangt, befanden wir uns sofort inmitten einer Unmasse Säcke, die mit Indigo, Kaffee, Mehl, Tabak u. s. w. gefüllt waren, unter Gepäck verschiedenster Art und unter Haufen von Häuten. Durch das Chaos von Säcken, Kisten, Mantelsäcken und Haufen verschiedenartigster Gegenstände über die lange Brücke ge-

schritten, erreichten wir bald die Wohnung des Agenten der P.M.S. S.C. d. h. der Pacific-Post-Dampfschiff-Kompanie, Signor Mayceniero. Wir trafen in ihm einen höchst liebenswürdigen Italiener, der uns, nach abgemachtem Geschäfte mit dem Kapitän, mit einem echt italienischen Gabelfrühstück, wobei alles mit Oel zubereitet war, und mit echtem Toskanerwein bewirtete.

Die Hitze im Orte war, da er unmittelbar vom Hügelgebirge fest umschlossen ist, gleich derjenigen, die man in der Nähe eines Glühofens spürt, und nahm mir jede Möglichkeit einer Durchwanderung der Gegend. Auf dem Schiffe zeigte das Thermometer um 8 Uhr früh 81° Farh., und um 4 Uhr, als wir dasselbe wieder erreichten, 88°, während im Orte selbst, und zwar im Schatten, 96° waren.

Um 1/2 6 Uhr verließen wir den Glühort, und nach kurzer Fahrt erhob sich in der Nähe des Vulkans „San Miguel" ein erfrischender Windstoß, der ein bleibender zu sein schien und uns eine erquickendere Nacht als die vergangene versprach.

Am 30. Oktober erreichten wir um 7 Uhr Morgens die Fonseca-Bai, und nachdem wir an zahlreichen Inseln und namentlich dem Tiger-Eiland vorübergefahren waren, ankerten wir vor La Union, in der Mitte der ruhigen, einem See ähnlichen Bai, die infolge der bergigen Inseln und der schmalen, an Kurven reichen Engen zwischen denselben, die kaum zu bemerken sind, gleichsam wie vom Gebirge umschlossen erscheint.

Vor uns lag La Union, ein Städtchen mit 800 Einwohnern im Staate San Salvador. Es ist der älteste Hafenort Zentral-Amerikas, vom Bischof Fonseca 1770 gegründet, und trug noch gegenwärtig den Stempel einer Missionsstation.

Hinter dem Gebirge, welches den Ort von der Landseite umgiebt, und hinter den grünen Auen, die vom Fuße des Gebirges aus bis scharf an den Strand reichen, erscheinen die spitzen Erhebungen des terrassenförmigen Hondura-Plateaus, unter denen die gewaltigste der 4875 Meter hohe Vulkan San-Miguel ist, der im langsamen Tempo seinen Dunstqualm ausstieß und den im wildesten Durcheinander so zu sagen Ruinen zertrümmerter Vulkane umgeben. In südlicher Richtung erscheint das imposante, reich schattierte Hondura-Gebirge.

Um 9 Uhr fuhren der Kapitän und der Gesandte der Vereinigten Staaten an Land und forderten mich auf, sie zu begleiten.

Schon vor dem Frühstück verließen wir den Dampfer bei kühler Brise und trafen, als wir landeten, im an und für sich heißen Ort eine vollständige Windstille.

Nach kurzem Aufenthalt im Zollhaus wanderten wir zum Konsul der Vereinigten Staaten, Dr. F., einer überaus liebenswürdigen Persönlichkeit, dessen Wesen dadurch charakterisiert wurde, daß er nur von Eingeborenen umgeben und bedient war, und zwar nur von Mädchen, deren Auswahl seinem Geschmack viel Ehre machte, da wirklich nur schöne Mädchen unter denselben zu treffen waren. Sein Wohnhaus war das geräumigste, praktischeste und luftigste des Ortes. In der Mitte des, wie es hier im allgemeinen üblich ist, Quadratgebäudes befand sich ein Hofraum im regelhaften Quadrat mit schattenreichen Anpflanzungen. Auf diesen Hofraum mündeten von vier Seiten die Veranden des Gebäudes. Diese Veranden, die ziemlich dunkel gehalten waren, wurden als Speisezimmer und als Ruhe-Aufenthalt benutzt und waren reich mit Hängematten, Wiege- und Liegestühlen und Wasserbehältern versehen.

Um 11 Uhr bewirtete uns der liebenswürdige Gentleman mit einer echt inländischen Mahlzeit, die uns von den schönen braunfarbigen Frauen gereicht wurde, nebst vorzüglichem Bier, welches eiskalt war. Hier trafen wir neue Zeitungen, d. h. vom 10. Oktober, demnach zwanzig Tage alt, für uns jedoch vom größten Genuß, da wir, seit wir San Diego verlassen, keine gelesen hatten.

Um 12 Uhr machten wir uns bei glühendster Sonne wieder auf den Rückweg zum Ufer, wo wir zur Zeit der Ebbe eintrafen, und vor uns statt des Strandes einen weiten schlammigen Sumpf sahen.

Nachdem wir uns vom greisen Kommandanten des Ortes, der uns begleitete, verabschiedet hatten, setzten wir uns in ein Kanoe, einen ausgehöhlten Baumstamm; kräftige Männer spannten sich vermittelst Tauen vor dasselbe, zogen uns, durch den Schlamm watend, bis zum weit entfernten Wasserspiegel, und ruderten uns alsdann zur „Ancona“.

Um 2 Uhr verließen wir La Union, um gegen Abend Amapala, den einzigen Hafenort Honduras am Stillen Ozean zu erreichen. Be-

vor wir den Ort verließen, kam ein Verkäufer von Amethisten auf unser Schiff und bot uns hundert recht schöne Steine für 40 Pesos forte an, die ich für 30 Dollars erstand.

Von 2 bis 4 Uhr schlängelten wir uns durch die rotfelsigen Berghöhen mit steilem Ufer, deren Höhen bis zum Gipfel üppig bewachsen erschienen. Um 4 Uhr erreichten wir die offene See, um jedoch sofort wieder mit starker Biegung in eine neue Inselgruppe einzufahren. Hierauf uns durch zahlreiche Inseln der Küste von Honduras schlängelnd, steuerten wir gegen den, bald nach Abgang von La Union schon sichtbaren, jedoch für unseren Dampfer durch Inselengen mit zu flachem Wasser getrennten hohen Amapala.

In direkter Linie ist die Strecke nur 14 engl. Meilen lang, während der von uns eingeschlagene Weg 21 Meilen betrug.

Die Temperatur auf dem Schiffe war um acht Uhr morgens 80° und um vier Uhr 86° im Schatten, und es wäre zu bemerken, daß von San Franzisko bis hierher der Barometerstand sich kaum verändert hatte: es waren nur momentane Schwankungen desselben infolge heranziehender Gewitter bemerkbar gewesen.

Während unserer Fahrt zwischen den Inseln, die durch die wechselreichen Bilder, die sich entfalteten, eine überaus anmutige war, umkreisten uns viele Albatros, und im Wasser zeigten sich Schildkröten gewaltiger Größe; die Haifische waren spurlos verschwunden, erschienen jedoch sofort als wir die offene See erreichten, und verließen uns wieder, als wir von neuem in die Engen der Inseln einfuhren.

---

3. Abteilung.

Honduras. Nicaragua. Costa Rica. Panama.

Die Westküste Honduras. — Amapalas reizende Lage. — Ein schönes Nachtbild. — Eine üppige Küste im Vergleich. — Ein Sonderling. — Hafen Corinto. Vor Corinto. — Vor San Juan de la Sur. — Landung. — Zur Abwechslung Revolution. — Die Küste und der Papagayosturm.

Die Formen der zahlreichen Inseln bildet meist ein spitzzulaufender riesiger Berg mit schroff-steilem Felsenufer, welcher von hoch

über den Spiegel des Wassers emporgestapeltem Felsengeröll gewaltiger Dimension umringt ist. Dieses Geröll ist von dunkler Farbe, und an den Stellen, wo die brandende Woge es nicht überspülen kann, mit Moos bedeckt. Der spitze Berg einer jeden Insel war meist bis zur höchsten Höhe üppig mit tropischen Gewächsen bewachsen. Die Inseln jedoch, die ein solcher Gebirgskranz mit stark vertieftem Zentrum bildet, aus welchem auffallend gleichmäßig verteilt tiefe Schluchten sich zum Ufer zogen, zeigten eine üppige Vegetation in diesen Durchbrüchen des Gebirgskranzes, weniger aber auf den Höhen. Das Ufer sämtlicher Inseln bilden stellenweise weit auslaufende Felsenbänke mit alsdann heftiger und hoch sich bäumender Brandung der Wogen.

Das Schattenspiel der Inseln war, infolge ihrer schroffen und tiefen Schluchten und infolge der rotbraunen, oft schwarzen Farbe der Felsenufer, ein prachtvolles in der Mannigfaltigkeit sowohl der dunkeln, als auch der hellen Nuancen. Einige der erstgenannten Inseln mit spitzem Zentralberg haben gleich einer Kappe, und zwar zirkelrund, eine vegetationslose, in der Farbe gelbliche Spitze ihres Berges, und tragen alsdann viel zur Pracht des Schatten- und Lichtspieles der erscheinenden Bilder bei.

Um 6 Uhr warfen wir die Anker vor der spitzbergigen Insel Tigre. Am Fuße ihres Berges, kranzförmig umringt von den Inseln Manguera, Exposition, und der echt vulkanischen, völlig vegetationslosen Sacate Granda, liegt malerisch Amapala, der Hafenort des Staates Honduras.

Es ist ein kleiner, neuer, und vom Schiffe aus gesehen sauber erscheinender, jedoch in Wirklichkeit überaus unsauberer Ort.

Kaum hielten wir, so umringten uns auch schon mehrere Barken zum Einladen und Ausladen des Schiffes, eine Arbeit, die über Nacht stattfinden sollte, damit wir gegen Mitternacht den durch seine umschlossene Lage sehr schwülen, ungesunden Ort wieder verlassen konnten.

Sofort begann die Thätigkeit in den tiefen Räumen unseres Dampfers, und auf den Barken die Arbeit mit munterem, höchst anmutigem Gesang ihrer Mannschaft. Zahlreiche Boote, mit köstlichen Zitronen und Orangen gefüllt, umkreisten uns bei festem Ruderschlag

ihrer Führer, die uns ihre Ware zum Verkaufe anboten, und deren Bewegungen stark phosphoreszierende Spuren bildeten, die, vereint mit der gleichen Wirkung der hin- und herschwankenden Barken, die Wasserfläche einer Feuerfläche gleich machten; namentlich wirkte hierauf der Schlag der sehr breiten Ruder der hiesigen Leute. Zugleich spiegelte sich sowohl der sternenklare Himmel als auch das Wetterleuchten im Meer.

Die Atmosphäre war schwül; leuchtende Geschöpfe, als Säugetiere und Insekten, flatterten und flogen hin und her; leuchtend waren die Inseln im Busch und Gras, und deutlich vernahm man die Laute der tropischen Nachtnatur: der Frösche, der Grillen und namentlich der Zirpen, vereinigt mit dem Gesang und den oft schreienden Lauten der hin- und herziehenden Bootsleute oder der Führer der zahlreichen Barken.

In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November lichteten wir erst um 2 Uhr die Anker, nachdem die Ladung beendet war, und fuhren wieder, uns durch die Inseln schlängelnd, der offenen See zu, die wir um 4 Uhr erreichten, um jedoch sofort wieder in Inselengen zu geraten, die aber weniger schmal als die bisherigen waren. Um 5 Uhr zeigte sich wieder die buchtenlose Küste des festen Landes, des Staates Nicaragua, welches wir seit La Union nicht gesehen, und welches sich in seinem Charakter bedeutend verändert hatte.

An Stelle des hochhügeligen Ufergebirges traten nämlich wieder teilweise niedrige, teilweise höhere Uferbänke einer weit sich erstreckenden Fläche. Das Hochgebirge zeigte sich im Blau der Ferne und schien sich allmählich weiter in das Land zurückzuziehen. In der Mitte der weiten Fläche erheben sich in diversesten Formen kurze, wellenförmig sich hinziehende Hügelketten, oder es zeigen sich plötzlich hervorragende und stets einzelne vulkanische Prismen. Doch so weit das Auge reicht stand Fläche, prismatische Erhebung, Berg, Hügel, das weiter entfernte Hochgebirge, kurz gesagt, alles unter der reichhaltigen Vegetation einer wilden, tropischen Natur. Wenn auch diese Vegetation weniger üppig als die bisherige erschien, namentlich weniger üppig als die an der kurzen Strecke des Ufers des Staates Honduras, d. h. der Inseln der Fonseca-Bai, die eine der imposantesten in der Welt zu nennen ist, so zeigte sich hier kein öder Flecken,

kaum eine vegetationslose Stelle — alles, wie schon gesagt, strotzte von Üppigkeit und Kraft, und unwillkürlich rief man bei dem Anblick aus: „Herrliches, üppiges, so reiches Land des vulkanischen Zentral-Amerika, warum hemmt deine Bevölkerung deine Produktionsfähigkeit durch stete Revolutionen, die ihr sanguinisches Temperament hervorruft!?" Und doch, der Gedanke, daß dieses Land in den Händen einer weniger sanguinischen, jedoch thätigeren Nation, als z. B. derjenigen, die gegenwärtig so umfangreiche Strecken der Tropen besitzt, mehr produzieren, und man aus dem reichen Lande ein Eldorado für Geldspekulanten machen könnte, erweckt nicht den Wunsch eines solchen Wechsels, da als Resultat wohl zeitweiliger Gewinn für gewisse Persönlichkeiten oder für die machthabende Nation sich entwickeln würde, dieses jedoch mit der Vernichtung der gegenwärtigen Pracht der Natur des Landes und derjenigen der Urkräfte des Bodens, welche die gegenwärtige Vegetation in dieser Gegend hervorrufen!

Nordwestlich, obgleich in Fernsicht, zeigte sich uns in seiner ganzen Form der Vulkan „San Miguel", östlich der imposante „San Vincent", südlich der Küste Nicaraguas folgend die auffallend prismatische Erhebung des „El Vago" (ausgesprochen Vachio) und westlich der spiegelblanke weite Ozean und auf ca. 25 Seemeilen Entfernung deutlich ein Zweimaster, der unter vollen Segeln, hoch sich bäumend, mit uns in gleicher Richtung südöstlich fuhr.

Auch wir hatten heute das Vordersegel gespannt, welches dem gemütlichen Schwimmer, der langsamen „Ancona", von einiger Hilfe zum Vorwärts war.

In Corinto sollten uns mehrere Passagiere verlassen, was mich herzlich erfreute, da unter denselben recht lästige waren, und da das Leben auf dem Schiffe mit weniger Passagieren, abgesehen von der besseren Beköstigung, die alsdann stattfindet, im allgemeinen ein viel gemütlicheres ist.

Mein Kabinennachbar mit seiner fraglichen Tochter war auffallend unruhiger Natur. Er litt an Schlaflosigkeit und verbrachte die Nacht patrouillierend und laut redend, ohne Rast. Er war ein sehr sonderbarer Mann, und es blieb uns allen unbekannt, ob das Mädchen seine Frau oder seine Schwester oder seine Tochter war,

denn seine Aussprüche hierüber stimmten sonderbarerweise höchst gewandt für jeden Fall. Seine Sorgsamkeit für das Mädchen, welches ein sehr zartes Wesen zu sein schien, fiel auf, denn er pflegte sie wie eine Mutter ihr kleines Kind, und ließ sie keinen Augenblick aus den Augen.

Um 11 Uhr kehrten wir in eine von zahlreichen Inseln gebildete, enge Bucht, in die sich mehrere kleine Flüsse ergossen, fuhren an einer flachen Insel vorbei, auf der ein hölzerner Leuchtturm sich befand, der erste seit der kalifornischen Grenze, und um $^1/_2$12 Uhr ankerten wir vor Nicaraguas Hafenort Corinto, der auf einer 4 bis 5 engl. Meilen langen, sehr schmalen Insel, inmitten einer tropischen Vegetation flach gelegen ist. In der Ferne erheben sich nach Leon zu die Spitzen des Nicaragua-Gebirges mit seinen zahlreichen Vulkanen, und südöstlich vor uns zeigte sich der Vulkan El Vago.

Die Leute, die wir sahen, erschienen armselig dem Äußern nach, während die nicht inländischen Physignomieen jene schmutziger und höchst gemeiner Menschen waren.

Um $^1/_2$6 Uhr lichteten wir die Anker und fuhren, uns durch die Inseln schlängelnd, wieder an dem Leuchtturme vorbei, in den Ozean, und hielten, da der Wind nach Süden umgeschlagen war und uns an das Land trieb, etwas entfernter von der Küste als bisher. Trotz standhaftem Barometer und sternklarem Himmel brachte uns eine kleine, jedoch dichte Wolke bei starkem Wetterleuchten des klaren Horizontes einen gehörigen Guß. Die Temperatur war am Morgen um 8 Uhr wie am Tag vorher 81°, um 4 Uhr 87°, die Nacht war schwül.

Am fünften Sonntag auf dem Schiffe, dem 1. November, stand ich um 6 Uhr auf, genoß wie gewöhnlich eine Tasse Kaffee ohne Zucker mit einem kleinen Stück gerösteten Brot und wanderte auf das Deck, wo mich eine vollständige Veränderung im Charakter des Ufers überraschte. Es war das Ufer des Golfes Papagayo, der nördlich mit dem spitz vorspringenden Kap Desolado beginnt und südlich mit dem nach Süden gerichteten breiten Kap Punta Santa Eleena, kurz vor Beginn des Hafens von Culebra schließt. In der Mitte des Uferkranzes des Golfes liegt der enge, sehr kleine Hafen von San

Juan del Sur, vor dem wir hielten und von wo aus in kurzer Entfernung der Nicaragua-See zu erreichen ist.

Die Hütten des Hafenortes bestanden aus Flechtwerk oder aus mit Schilf verbundenen Stangen, und waren meist dünn mit Lehm beworfen. Den Fußboden der Häuser bildete die Erde, und das Dach ohne Oberlage war mit Palmenblättern bedeckt. Möbel waren nicht vorhanden, an deren Stelle nur Hängematten vorzüglichster Qualität, die das Bett, den Stuhl, den Divan u. s. w. vertraten und die das dem hiesigen Volke so beliebte „dolce far niente“ noch erhöhten. Der Ort schien die Heimstätte des Schmutzes zu sein, daher auch diejenige des mannigfaltigsten Ungeziefers im höchsten Grade. Während meines kurzen Besuches wurde mir ein wohlschmeckendes Getränk gereicht, welches aus dem Samen der Passionsblume bereitet wird und an Quittenschleim, welchen man zur Kühlung der Augen benutzt, erinnerte, aber demungeachtet eine höchst erquickende Labung war, die in jeder Beziehung in den Tropen dem alkoholisierten Sodawasser oder anderen Getränken dieser Art vorzuziehen ist.

Seit Beginn des Golfes von Papagayo war vom Schiffe aus der Anblick ein vom bisherigen sehr verschiedener. Vor uns lag nämlich eine vom Ufer aus sich unmittelbar erhebende, durchwürfelte Hügelkette. Das Durcheinander der Hügel war ein derartiges, wie ich es noch nie gesehen hatte. Es entfaltete sich sozusagen das klarste Bild einer Gegend echt vulkanischer Formation. Das Ufer war reich an Buchten, Spalten, tiefen Schluchten, aus denen sich wild rauschend Bäche in den Ozean ergossen. Wildzerrissene Felsblöcke, man könnte sagen Gebirgsstücke, lagen als kleine Inseln vor dem steilen Ufer, und spitze oder auch scharfkantige Riffe und Bänke umgaben dasselbe. Sowohl das Bild der sonderbarsten Unordnung und Zerwürfelung zeigte sich, als auch eine Staunen erregende Mannigfaltigkeit in den Höhen und Formen der zahlreichen Hügelbildungen, deren meist enge Schluchten sich in kreuz und quer durchschneiden. Trotz diesem Durcheinander ist Hügel und Schlucht — denn eine Fläche existiert hier nicht — unter meist niedriger, aber wildüppiger Vegetation, in deren Schatten die mannigfaltigsten Blüten, Blumen und Kräuter sich zeigen, die den zahlreichen Insekten der Gegend, namentlich den verschiedenen

Schmetterlingen, die prachtvoll in Farbe und Größe erscheinen, die Nahrung geben, während das dichte, fast undurchdringliche Untergestrüpp — der Welt der Reptilien einen sicheren Aufenthalt bietet.

Um sieben Uhr waren wir vor der Stelle, wo der Kanal zum Nicaragua-See, d. h. zur Verbindung der Ozeane projektiert worden war. Um neun Uhr zogen wir in die schmale Bai des schon früher von mir, bei der Beschreibung des Golfes Papagayo vorzeitig erwähnten Hafenortes San Juan del Sur.

Der Ort liegt pittoresk inmitten eines hochhügeligen Terrains, welches eine auffallend üppige Vegetation charakterisiert. Rechts und links zeigten sich steile Felsenwände, die das Ufer bilden und durch die wilde Brandung der Wogen ausgehöhlt sind. Vor uns, als Hintergrund des Ortes, zog sich eine üppig grüne, hoch und wild erscheinende Hügelkette, an deren Fuß, umgeben von einem strotzenden Graswuchs, die Stadt erbaut ist. Vom Schiffe aus gesehen bildeten den Ort: das Hotel, die Gebäude der Kasernen, das Posthaus, ein zertrümmertes Bollwerk des Zollamtes, und Hütten, die hinter Palmen und anderen Bäumen versteckt, daher nur teilweise sichtbar waren.

Um zehn Uhr begleitete der Kapitän den Gesandten der Vereinigten Staaten an das Land, und ich wurde aufgefordert, mich ihnen anzuschließen. Als wir dem Ufer zufuhren, erblickten wir, aus dem Wasser emporragend, einen Teil der Maschine eines hier durch Feuer untergegangenen Dampfers.

Nach einem Gang durch den Ort und nach dem Besuch einiger Hütten, deren ca. 20 an der Zahl waren, und in denen wir sehr schöne Weiber und prachtvolle Kinder trafen, kehrten wir in das Hotel ein, welches ein Deutscher hielt.

Um zwölf Uhr verabschiedeten wir uns von dem liebenswürdigen Gesandten, den ich, als er das Schiff betrat, in so vieler Beziehung falsch beurteilt hatte, denn obgleich starr und schweigsam, barg er in seinem Innersten einen bedeutenden Grad von Humanität und Leutseligkeit, in seinen Aussprüchen lag Geist, im Urteil Milde und Gerechtigkeit; es war sozusagen eine hervorragende Persönlichkeit, die Jedermanns Achtung verdiente, und die mir, wie es so oft im Leben

ist, wieder den Beweis gab, daß man den Menschen nicht sofort nach seiner äußeren Schale beurteilen darf.

Am Tage vor unserer Ankunft war im Staate Nicaragua zur Abwechselung Revolution gewesen und die Truppen hatten einschreiten müssen, wobei vier Mann getötet worden waren. Gleichwie die Krater dieses vulkanischesten Teiles der Erde, sind auch die Bewohner desselben revolutionierend. Ein revolutionärer Ausbruch findet hier wie bei einer Theatervorstellung statt und wirkt auf die Einwohner ähnlich wie eine solche, denn als wir anlangten, war der Aufruhr beendet und, wie es schien, keiner Erwähnung mehr wert.

Um drei Uhr war die Ladung beendet und wir setzten unsere Küstenfahrt fort. Beim Umkehren kamen wir auf Steinwurfentfernung an der erwähnten schroffen Felswand vorbei und waren nahe daran, dieselbe zu berühren, was auch geschehen wäre, wenn nicht die Maschine zur rechten Zeit und mit voller Kraft vorwärts getrieben worden wäre.

Die unmittelbar folgende Küste blieb der bisherigen gleich. In der Ferne zeigten sich im blauen Dunst hohe Gebirgsspitzen, unter denen namentlich drei Vulkane hervorragten, nämlich: der „Momotombo", der im Zentrum des Managua-Seees liegt, der berühmte „Ometepe", der im Zentrum des Nicaragua-See's sich gebildet, und der gewaltige „Mombacho", der auf dem pittoresken Wege von Granada nach Nandaimeo Rivas sich befindet.

Der Abend war herrlich bei einem Leuchten des Meeres, wie ich es nur auf meiner Reise von New-Orleans nach Texas im mexikanischen Meerbusen noch auffallender gesehen habe, und dabei wetterleuchtete der Horizont im ganzen Umkreise.

In der Nacht herrschte ein heftiger Nordostwind (Papagayos), der sich plötzlich erhob, dieses wahrscheinlich infolge des sog. Isthmus von Nicaragua, über den vom Karaibischen Meer, resp. vom Atlantischen Ozean aus der Luftzug durch die resp. Tiefspalte fast ungehemmt hinüberziehen kann. Bald folgte auch Regen in der Nacht, d. h. tropische Güsse, die kurzdauernd waren.

Die Küste Costa Ricas. — Temperaturwechsel. — In der Bai vor Puenta Arenas. — Landung. — Wie man Ochsen landet. — Die Küste bis Panama. — In Sicht vieler Landvorsprünge.

Als der Morgen des 2. November graute, war wieder schönes Wetter und ich genoß einen herrlichen Sonnenaufgang, unter welchem die beleuchtete Küste von Costa Rica überaus prachtvoll sich ausnahm. Schön bewachsenes Gebirge, gleich demjenigen Nicaraguas, charakterisierte auch dieses Ufer, jedoch waren hier die Erhebungen gewaltiger und wilder durcheinander gehügelt.

Um 12 Uhr umzogen wir das Kap Blanco, vor dessen Auslauf in den Ozean eine auffallend steile Felseninsel, umgeben von Riffen und scharfkantigen Bänken mit bedeutender Brandung der Wogen sich zeigte. Längs dem Ufer des festen Landes zeichnete sich am Fuße des terrassenförmigen Küstengebirges deutlich der Weg nach Nicoya.

Nachdem wir das Kap umfahren, kehrten wir in den Golf von Nicoya. Das bisherige Gebirge des Ufers nimmt vom Kap aus, sanft sich neigend, allmählich an Höhe ab, und hinter ihm erhebt sich ein neuer, wieder wild durchwürfelter, schluchtenreicher Gebirgszug, der sich dem Ufer gegen Süden zu nähert und in seiner üppigen Vegetation und mit dem meist steilen Ufer mit heftig brandender See einen Prachtanblick giebt. Stellenweise treten kahle, helle und steile Felswände vor, deren Gipfel stets grün bewachsen sind. Hinter dem Gebirgszug erheben sich, namentlich im Hintergrunde der zahlreichen Schluchten und der vielen plateauartigen Neigungen dieses Ufergebirges, im blauen Dunst die spitzigen Erhebungen der Küste Costa Ricas.

Der beständige Wechsel des Ufergebirgszuges, die verschiedenartigen terrassenförmigen Neigungen desselben, die mannigfaltigen Bildungen seiner Formen eröffnen dem Auge ununterbrochen einen wechselreichen mannigfaltigen Anblick, den der herrliche neapolitanischblaue Himmel, die ruhige dunkelblaue See, das blendend-weiß schäumende Ufer in seinen Reizen noch schöner machen und denselben im richtigen Sinne des Wortes als einen pittoresken zu benennen gestatten.

Die zahlreichen Inseln, die sich im Golfe von Nicoya zeigen, charakterisieren an ihrer nördlichen Seite: riesige, vertikal aus der Tiefe des Wassers hervorragende, wild durchrissene, kahle, meist scharfkantige Felsmassen, die wiederum vor sich eine Reihe kantiger Felsblöcke zeigen, die allmählich, je weiter von der Insel entfernt, in der Reihe desto kleiner werden, bis sie eine Felsbank bilden, um alsdann allmählich unter dem Spiegel der See zu verschwinden, und die das deutliche Bild des Erzeugnisses einer hier gewaltig wirkenden vulkanischen Kraft darstellen. Je weiter wir in die längliche Bai einfuhren, um so wilder und zerrissener erschienen die Formen der Felsengebilde.

Um $^1/_2$5 Uhr überraschten uns wieder gewaltige Güsse, die Nachfolger eines Gewitters, welches sich auf dem Lande entladen hatte und das hohe Gebirge in der Ferne in graublaue Wolken hüllte.

Die Bucht erweiterte sich, zahlreiche Inseln und Riffe in verschiedenartigster Form waren in allen Richtungen zu sehen, und namentlich waren letztere überraschend durch ihre sonderbaren Umrisse. Bald war es ein Prisma, bald ein domartig geformter Block, bald eine Felsbank, auf der sich eine Reihe von Süden nach Norden allmählich kleiner werdender Erhöhungen zeigte. Alle diese Erscheinungen charakterisierten die hoch sich bäumenden und schäumenden Wellen einer heftig lärmenden Brandung. Im Süden zeichneten sich, in blauen Ferndunst gehüllt, jedoch deutlich, die Konturen des Gebirges von Panama.

Sehr auffallend war der Temperaturwechsel, je mehr wir uns dem Äquator näherten, und hierauf mußte der Isthmus wirken, da nämlich, während wir gestern Morgen um acht Uhr 81° Farh. hatten, heute um dieselbe Zeit nur 80° waren, und während gestern um vier Uhr Abends 87° sich zeigten, heute um dieselbe Zeit nur 82°, und zwar bei standhaftem Barometer waren.

Eine Unmasse Schildkröten gewaltiger Größe war zu sehen. Um drei Uhr schlugen wir eine nördlichere Richtung ein. Das Ufer des Landvorsprunges, welchen wir umfuhren, war jetzt links von uns, bildete wild durchbrochene, steile, hohe Felsen, die durch die heftige Brandung der See tief ausgewaschen erschienen. Das Küstengebirge nördlich und östlich vor uns war hügelig, an Schluchten reich und

unter üppigster Vegetation. Zahlreiche kleine Inseln mit steiler Uferböschung, nur grün betüncht, sonst vegetationslos, charakterisierten das östliche Ufer der Bai, über welches hinweg im Ferndunst die Konturen eines hohen Gebirges sich zeichneten, dem wir auf unserer Rückfahrt von Puenta Arenas, um wieder die offene See zu erreichen, folgen werden. Die Bucht ist schmal und lang, daher war die See in derselben unruhiger als im offenen Ozean.

Das um drei Uhr sich entfaltende Panorama war ein echt malerisches durch die Formen und Schattierungen des wild zerrissenen, schluchtenreichen Gebirges; es könnte einem Maler die prachtvollsten Motive zu Seebildern liefern. Um 1/24 Uhr begegneten wir dem aus Panama kommenden, nach Kalifornien ziehenden Dampfer „Pacific“ und salutierten uns gegenseitig.

Um sechs Uhr hielten wir vor Puenta Arenas und warfen Anker. Der Hafen ist breit, und westlich durch eine nur von einigen Inseln unterbrochene Bucht unabsehbar erweitert. Der Hafen ist Strömungen und seine Ufer beständig sehr heftiger Brandung unterworfen, und man ankerte daher ca. eine halbe Meile vom Werft entfernt.

Der Ort selbst liegt auf der erwähnten Landzunge inmitten einer üppigen tropischen Vegetation. In der Ferne, namentlich östlich, erheben sich die hohen Gebirge, die, als wir hielten, durch die prachtvoll untergehende Sonne farbenreich beleuchtet waren. Hinter dem Gebirge zeichnete sich breit und intensiv ein vollständiger Regenbogen, dessen Farbenpracht schön war und namentlich intensiv durch den Kontrast der finsteren Gewitterwolken wurde, die sich im Osten sammelten und helles Wetterleuchten gaben.

Mit zunehmender Dunkelheit, die in der äquatorialen Zone nach Sonnenuntergang fast augenblicklich — als Finsternis folgt, schwand die farbenreiche Beleuchtung des Firmamentes, des Landes und der See, und an deren Stelle trat, wie gewöhnlich in der Nacht der Tropen auf der See, das helle Leuchten der phosphoreszierenden Geschöpfe des Meeres, hier jedoch in einer so auffallenden Weise, daß ich bei dem Schein der brandenden Wogen dieses in mein Tagebuch einschreiben konnte und mir der Versuch, ein Zeitungsblatt zu lesen, vollständig gelang.

Am selbigen Abend um acht Uhr begleitete ich einen Herrn P. L.

an das Land. Einen Peso (Dollar) forderte der Bootsmann für die Fahrt hin und zurück mit Pränumerando-Zahlung. Die Wasserfläche des Hafens war, wie hier gewöhnlich, einer stürmischen See mit starken Strömungen ähnlich. Das Landen des Bootes an der Moja (das Werft), gleichwie das Anlegen desselben an das Schiff war beschwerlich.

Gelandet, durchwanderten wir die Stadt, nachdem wir im „Hotel Salvador" uns für die folgende Nacht ein Zimmer bestellt, besuchten einen französischen Schiffsbesitzer und Kapitän aus Bordeaux, der sich unserer Wanderung anschloß und uns die Bekanntschaft sämtlicher Cafès des Ortes machen ließ, da er eine Passion für Limonaden zu haben schien.

Das Hotel, in welchem wir einkehrten, war zugleich eine Gewürzwarenhandlung und daher nur halbwegs ein Gasthaus. Das Gebäude war einstöckig, sehr geräumig und ohne Oberlage unter dem Dach. Unser Bett bildete ein Kreuzgestell, über welches eine indianische Matte gespannt war, über die zwei saubere Betttücher ausgebreitet wurden; das Kopfkissen war mit Heu gefüllt, daher an Insekten reich. Wir schliefen drei in einem Zimmer, welches durch eine dünne Scheidewand von demjenigen getrennt war, in welchem die zahlreiche Familie des Hauses wohnte; diese Scheidewand reichte nur etwas über Manneshöhe und war daher oberhalb offen.

Die Nacht war infolge zahlreicher Mosquitos und vieler unsichtbaren, jedoch fühlbar stechenden und kneifenden Insekten schlaflos gewesen. Um sechs Uhr morgens waren wir auf, und nach einer Tasse guten Kaffees von inländischen Bohnen wanderten wir sofort durch die Stadt, in welcher der sehr interessante Austernmarkt uns anzog, dessen Produkte die zahlreichen Austernbänke des Hafens liefern. Die Austern waren vortrefflicher Qualität und wurden hier nicht mit der Schale, sondern schon entblößt von derselben verkauft, da sie nämlich hier gleich am Ufer gereinigt, in Gefäße gethan und meist eingesalzen werden. Die reichgefüllten Kaufläden des Ortes waren darin charakteristisch, daß hier jeder Kaufladen von verschiedensten Artikeln etwas besaß, Spezialitäten-Handlungen gab es nicht. In der Kaffee-Erntezeit, die Ende November beginnt, soll in Puenta Arenas das Treiben in den Straßen, unter denen die des Hafens recht schmucke Ge-

bäude hat, und der Handel des Ortes bedeutend sein, da Costa Rica für den Export ein nur Kaffee erzeugender Staat ist.

Die eingeborene Bevölkerung nährt sich meist nur von Bananen in verschiedener Zubereitung, und ist im höchsten Grade genügsam. Schuhwerk wird wenig getragen, da alles mit nur wenigen Ausnahmen, wie in ganz Zentral-Amerika, so auch hier, barfuß geht.

Eine charakteristische Eigenschaft der Stadt sind die reich tragenden Orangenbäume-Alleeen in den Straßen, die auch in der Umgegend zahlreich zu treffen sind, ebenso Zitronen-, Pomeranzen- und Pomelmusbäume mit vorzüglichen Früchten. Die Kraft und die Fruchtbarkeit des Bodens ist eine auffallende. Alles was in die Erde gesteckt wird, treibt wuchernd, sogar die Riffe sind grün bewachsen.

Um acht Uhr waren wir wieder auf dem Schiffe, und zwar zum Frühstück, da die Kost auf dem Lande eine weniger gute war. Hierauf besuchten wir im Boot den Kapitän Allard auf seinem schmucken Dreimaster „Phar", welcher bequem und überaus sauber eingerichtet war und aus Corrinto 190 Ochsen gebracht hatte, die man, als wir das Schiff betraten, eben schwimmend über den Hafen brachte, wobei schon drei ertrunken waren. Bewirtet wurden wir mit echtem Kognak und Curraçao und kehrten recht munter aufgelegt auf unser Schiff zurück, worauf wir um 12 Uhr, als uns der Kapitän seinen Gegenbesuch machte, als Revanche für seine Gastfreundschaft mit Champagner unsern endlichen Abschied feierten.

Um $^1/_2$1 Uhr lichteten wir die Anker und zogen dem der Landzunge entgegengesetzten Ufer entlang dem Ozean zu.

Um $^1/_2$6 Uhr abends waren wir vor der Spitze des südlichen Kaps der Bucht und entfernten uns allmählich vom Ufer. Der Abend war schwül und gab nur hin und wieder kurzdauernde Regengüsse. Der Kapitän war so freundlich, mich aufzufordern, in Panama nicht an Land zu gehen, da damals das Fieber dort herrschte, sondern, so lange er vor Panama stehen würde, sein Gast auf dem Schiffe zu bleiben. Seine freundliche Aufforderung lehnte ich jedoch ab, da mein Reiseplan von Panama aus noch unbestimmt war.

Am dritten November hatten wir tagsüber bei unbedeutendem

Fallen des Barometers am Morgen 78°, am Abend um vier Uhr 84° Farh. gehabt.

Am vierten November erwachte ich nach einer echten Schwitznacht um sechs Uhr, und als ich mein Fenster öffnete, lag die Küste Süd-Amerikas, resp. die des westlichen Teiles des Istmus von Panama und und die des Landvorsprungs, welche die Bai Dolce bildet, vor uns in naher Entfernung, und sehr verschieden von der bisherigen. Bis hart an das Meer trat nämlich ein steiles, aber üppig grünes, bewachsenes Ufer, an welchem gegen sieben Uhr morgens in der Nähe des Kaps „Burica" des westlichen Vorsprunges Süd-Amerikas, ein prachtvoller Wasserfall von einer beträchtlichen Höhe sich in das Meer stürzte. Es war ein schönes und seltenes Bild, da der Sturz nicht erst auf eine Uferbank, wie sonst, sondern direkt mit einem Bogen sich in das Meer ergoß.

Vom Kap aus bildete ein Vorgebirge das steile Ufer, in welchem kleine Buchten sich zeigten, die durch die Wogen wild ausgespült erschienen und entweder von einer sumpfigen bewachsenen Fläche oder von einem wellenförmig hügeligen Terrain umgeben waren. Hin und wieder sah man Inseln und Riffe, die samt und sonders im üppigsten Grün erschienen, auch das Ufer des Festlandes deckte eine dichte Vegetation. Das Hochgebirge in der Ferne mit den zahlreichen Vulkanen dieser echt plutonisch gebildeten Küste war durch dichte Nebelwolken teilweise bedeckt. Die Wasserfläche war gefüllt von unzähligen sogen. Seeschlangen von circa drei bis fünf Fuß Umfang und mit einem starken Gebiß versehen; sie sollen den Schwimmenden oft gefährlich werden.

Bis ein Uhr hatten wir Staubregen oder, richtiger gesagt, sich niederlassenden Nebel, alsdann klärte sich der Himmel und wir sahen wieder Inseln und das feste Land, während das Gebirge noch im dichten Nebel blieb. Gegen vier Uhr herrschte wieder feiner Regen und eine bedeutend aufgeregte See, was alle unter Deck und manchen Seekranken in seine Kabine scheuchte.

Die Temperatur des Tages war um acht Uhr morgens 80° und um vier Uhr abends 82°, wieder bei demselben Stand des Barometers wie früher.

Die Nacht gab uns einen starken Nebelregen, als ich jedoch am 5. November um sieben Uhr das Deck betrat, zeigten sich wieder klar Inseln und in Dunst gehüllt das feste Land. Um acht Uhr erreichten wir die Insel Quibo auf Schußweite, umgeben von vielen kleinen Inseln. Gegen zehn Uhr zeigte sich in Fernsicht, jedoch allmählich näher, das feste Land von Süd-Amerika, d. h. der Vereinigten Staaten von Kolumbia, oder richtiger dasjenige des kleinen, jedoch im Handel der Welt so wichtigen Staates „El Isthmo" oder Panama, dem östlichsten Grundabschnitt Zentral-Amerikas.

Um vier Uhr abends umhüllte uns wieder dichter Nebel und benahm uns jede Aussicht bis ½5 Uhr, als sich das Kap Matapala mit seinem steilen, üppig bewachsenen Ufer zeigte, von dessen steiler Felsenwand vier Wasserfälle niederstürzen. Vom Kap aus zeigte sich bis neun Uhr abends ununterbrochen die Küste, der wir in fast östlicher Richtung folgten und an der das Kap Purcos und das Kap Marihato hervortraten. An letzterem vorbei schlugen wir eine nordöstliche Richtung ein. Das Ufer wurde flacher bis zum Kap Mala, welches tief und eben liegt und im Hintergrund von Lagunen und Sümpfen umgeben ist, die durch die zahlreichen thalartigen Einschnitte in das nur 20' bis 40' hohe Ufer deutlich zu sehen waren. Der Himmel war am Abend wieder klar, eine frische, sehr feuchte Brise wehte, so daß ich das Fenster meiner Kabine schließen mußte — eine sehr sonderbare Nacht für die Tropen! Das Thermometer zeigte am Morgen um acht Uhr gleich wie um vier Uhr abends 81° Farh.

Ufer der Bai von Panama. — Inseln Uraba und Taboya. — Der Hafen von Panama. — Landung. — Panama und Umgegend. — Vorbereitungen zur Weiterreise. — Revolutionen in Süd-Amerika. — Auf dem „Rimac". — Die Reise bis Guayaquil. — Das regenlose Kap San Helena. — Die „Isla del muerta". — Einfahrt in den Guayaquil.

Der sechste November war ein heller, sonniger Tag. Kein Land war in Sicht, seit wir an dem Kap Mala am vergangenen Abend vorbeigefahren waren und uns im Busen von Panama befanden, und ich benutzte diese Zeit, um meine Sachen zur Landung bereit zu machen. Um zehn Uhr zeigte sich die „Perlen-Inselgruppe, namentlich

die Insel Taboya und zahlreiche kleine Eilande in westlicher Richtung deutlich, und östlich erschien in Fernsicht das Land Panamas, und vor demselben viele kleine Eilande.

Gegen zwölf Uhr erreichten wir die Perlengruppe, eine Unmasse kleiner, üppig grüner Berginseln. Um 1/22 Uhr waren wir inmitten derselben, umringt von Riffen, die sich steil aus der spiegelblanken Meeresfläche erheben. In Sicht des festen Landes nahm auch sofort die Schwüle zu, und die bisher recht frische Brise legte sich vollständig.

Die direkte Entfernung Panamas von San Franzisko beträgt 3220 Seemeilen, die von uns zurückgelegte Strecke war aber eine längere, da wir in die verschiedenen Häfen der Küste einfuhren.

Um drei Uhr zogen wir durch die schmale Enge, die die kleinen Inseln Yuraba und Taboyilla bildeten, und berührten fast die Insel Yuraba, als wir das ihr folgende Eiland Taboya erreichten.

Die Insel Taboya ist spitzbergig und mit dichter Vegetation bewachsen, mit tiefen Buchten versehen, und giebt ein überaus pittoreskes Bild dem Maler, durch ihre meist auffallend spitz sich erhebenden Gebirge.

Sämtliche Inseln dieses kleinen Archipels umgeben Riffe in mannigfaltigster Form, die meist strichweise gereiht, entweder von O. nach W. oder von W. nach O. in der Reihe kleiner werden. Bemerkenswert sind die steilen Felsenufer der Eilande, in welchen die brandenden Wogen sonderbar schichtenweise in den Porphyr, Basalt und die Grauwackengebilde der hiesigen Felsen sich eingearbeitet — haben durch ihre meist roten Farben und durch den sonderbaren Glanz an den Stellen der Auswaschungen.

Die Vegetation der Inseln, durch welche die rote Farbe der meist bemoosten, steilen Felswände schimmert, ist teilweise eine hochwüchsige tropische. Die Ufer der Inseln umgeben wilddurchwürfeltes Steingeröll, durch welches hin und wieder, sanft dem Meere sich zuneigend, grüne Auen sich ziehen und sozusagen das Liebliche mit dem Wüsten paaren.

Kaum hatten wir die erwähnte Inselenge durchfahren, so zeigte sich auf der Insel Taboya, romantisch am Fuße des Gebirges gelegen,

das Städtchen gleichen Namens, vor welchem eine kleine Insel liegt, die, ebenfalls mit zierlichen Häusern bebaut, zur Gestaltung des lieblichen Bildes viel beiträgt. Das Gebirge der Insel Taboya bildet eine Hochebene, die, gleich wie die Schluchten desselben, teilweise bebaut oder unter dem üppigen Grün einer tropischen Vegetation sich zeigt.

Das Städtchen der Insel erinnert an Schweizer Orte am Genfer See, namentlich, da die Meeresfläche der Enge gegenwärtig ruhig und kaum sich kräuselnd war. Vor uns lag Panama mit einem nach O. und nach W. zu steigenden Gebirgshintergrunde. Die Form der Insel Taboya ist einem Fächer ähnlich, der sanft nach Panama zu gebogen ist.

Der Hafen Panamas liefert ein schönes Panorama vom Schiffe aus, und das Bild desselben ist gleich einem ausgebreiteten Fächer, in dessen Ausspannung zahlreiche kleinere und größere Inseln zerstreut liegen, die, gleich als ob sie von der üppigen Vegetation des festen Landes und der lieblich gelegenen Stadt etwas erhascht und das Erhaschte sich zum Schmucke angeeignet hätten, erscheinen. Das Gewässer war reich an Fischen und an Schildkröten.

Um $^1/_4$6 Uhr, nachdem wir den derselben Kompanie gehörenden Dampfer „Honduras", der nach San Franzisko abgehend den Hafen verließ, mit einem gewaltigen Schuß salutiert hatten, der so mancher Dame unter den Passagieren die Nerven gründlich erschütterte, da er sehr unerwartet stattfand, warfen wir in der weiten Bai Panamas, ca. zwei Meilen vom Ufer entfernt, die Anker. Diese Entfernung war erforderlich, da die starke Ebbe und Flut hier fast jedem Schiffe eine nähere Stellung vereitelt.

Bald darauf befand ich mich in einem Boot, dessen nackte Ruderer mich an den Mauern der 1673 erbauten, vollständig zerstörten alten spanischen Feste vorbei, über eine Felsenbank fast schleifend, mit vieler Mühe an das mit Glasscherben und verschiedenartigstem Unrat, die die Flut fortspülen sollte, angehäufte Ufer führten, welches wir jedoch infolge der Ebbe nicht vollständig erreichen konnten und daher durch das Wasser an das Land waten mußten. Für die mühsame Fahrt hatte ich den Ruderern drei Dollars zu entrichten, worauf ich

mich zu Fuß zu dem außerhalb der Stadt in üppigster Vegetation gelegenen Hotel eines Monsieur Clement begab.

Ermüdet durch die Reise und durch die Schwüle der Luft, legte ich mich, nach einem frugalen Mahle, sofort auf mein Bett, welches aus einem Kreuzgestell bestand, über welches eine kräftige Segelleinwand gespannt war. Das Zimmer, welches ich bewohnte, war im Gartenhause, und hatte Fenster, jedoch ohne Glas, daher war es luftig und angenehm. Zu bemerken wäre, daß, als ich zum Hotel wanderte, welches, wie schon erwähnt, außerhalb der Stadt sich befand, mich bis zu demselben eine genügend helle Gasbeleuchtung überraschte, wodurch natürlich der Ort als bedeutend fortschrittlicher in meiner Achtung stieg.

Meine Wirtsleute waren Franzosen; Herr Clement, am hiesigen Fieber leidend, hatte ein zitronengelbes Aussehen, seine Frau war jung, hübsch und gesund und seine Kinder schienen sich eines normalen Schlafes zu erfreuen, da sie sich schon zur Ruhe begeben hatten und sich im eifrigsten Schnarchen befanden. Das sogen. Gastzimmer, welches zugleich auch das Speiselokal war, bildete den Durchgangsraum vom Hause zur Küche, und lag frei von drei Seiten, eher eine Veranda vorstellend. An einer Seite dieser Veranda befand sich der Eingang in die Wohnzimmer des Wirtes und der Dienstleute, und in die Küche, die dunkel war. Der Hof, wie auch dieser Verandaraum waren gefüllt mit mannifaltigen vierbeinigen undzweibeinigen Tieren — eine echte Arche Noahs — und unter den zahlreichen Geschöpfen, die zu sehen waren, fiel ein seiner außerordentlichen Furchtlosigkeit wegen bemerkenswertes Reh auf, welches, gleichwie zur Familie gehörend, Zugang in alle Räumlichkeiten des Hauses hatte, sogar in diejenigen, die nur mit Besteigung der Stiegen zu erreichen waren; überaus zahlreich war die Sammlung höchst redseliger Papageien in verschiedener Größe und Farbe, und der Affen.

Am folgenden Morgen, am 7. November, nach einem erquickenden kalten Sturzbade, wanderte ich zur Stadt, in welcher, und zwar im besten Stadtteile, im März 1874 das Feuer fürchterlich gehaust hatte. Auf der Post traf ich keine Briefe für mich und wanderte demnach ziemlich mißgestimmt zum Bahnhof, der unmittelbar am Hafen

lag, an welchem drei Molos (Werfte) sich befanden, von denen zwei überdeckte zur Einfahrt des Eisenbahnzuges dienten, um die Fracht von den Schiffen zu empfangen, während das dritte Molo nur für Steinkohlen diente.

Die Stadt, die auf einer in den Meerbusen gleichen Namens vorspringenden Landzunge liegt, macht einen unsaubern Eindruck, da man auf den Straßen derselben, die sehr schlecht gepflastert waren, unglaublich viel Unrat sah. Die Kirchen sind zahlreich und meist alt und sehr nachlässig erhalten; die schöne alte Kathedrale von 1673 wurde restauriert und kann nach vollendeter Arbeit ein schmuckes Denkmal alter Zeit werden. Der Bauart wegen ist das alte Missionsgebäude der Jesuiten, obgleich in Ruinen verfallen, recht sehenswert, da die Reste desselben noch deutlich seine Pracht in früherer Zeit kennzeichnen; die Ruinen liegen umgeben von alten Bäumen mit üppigstem Laub, die ein dichtes Gewirr blühender Schlingpflanzen umrankt. Gleich dieser Ruine waren auch die verschiedener Kirchen und die umfangreichen der alten spanischen Festung malerisch und eines Besuches wert.

Die Vegetation, die den Ort umgiebt, wie auch diejenige, die sich in der Stadt selbst zeigt, war die üppigste, die man in den Tropen treffen kann; in der Nacht war die Vegetation natürlich reich an phosphorleuchtenden Erscheinungen, gleich wie in allen Fieber erzeugenden Gegenden. Unter den Bäumen des Landes spielen die Hauptrolle Ficus, Brotbäume und Akazien-Arten, unter letzteren namentlich erscheinen Mimosen in prachtvollster Vollständigkeit.

Trotz der Schwüle im Orte überraschte mich der geringe Unterschied der Temperatur im Vergleich zu derjenigen auf der See. Es zeigten sich nämlich gestern um acht Uhr früh bei standhaftem Barometer im Meerbusen von Panama 81° und um vier Uhr abends 83° im Schatten auf dem Schiff, während in Panama ebenfalls bei standhaftem Barometer am Morgen zur selben Zeit 81° und am Abend 85° waren.

Meiner Überzeugung nach ist die günstigste Stelle für den Kanal die Richtung der Bahn von Panama nach Aspinwall, es wird derselbe diesen Landstrich bedeutend entwässern und dadurch gesunder machen.

Meine Absicht, von hier aus den Isthmus zu überfahren, gab ich auf, und verschob dieses Vorhaben bis zur Zeit meines späteren Besuches des Westindischen Archipels im Karaibischen Meer, von welchem aus ich alsdann via Aspinwal und Panama meinen Rückweg nach San Franzisko nehmen wollte. Daher löste ich mein Billet nach Guayaquil, dem Hafenort von Ecuador, für die Strecke von 918 Seemeilen gegen 75 Dollars in Gold, ich sage Gold, da hier 20 Dollars in Gold gleich 21 Dollars in Silber sind, und bereitete mich zum längeren Aufenthalt im Staate Ecuador durch Anschaffung einer leichteren Kleidung, zu der ich Alpacca als Rock und Kaschmir als Hosen wählte, die ich mit einer Ausgabe von 10 Dollars, und einen famosen Panama-Strohhut gegen 14½ Dollars ziemlich teuer für das Heimatsland des Fabrikats erstand.

Die Glocken waren vom frühesten Morgen an in Thätigkeit, es war Sonntag, der 8. November, und unser Dampfer „Rimac" unter Leitung des Kapitäns Lautrub sollte um 3 Uhr abgehen, d. h. um 3 Uhr sollte uns ein kleiner Dampfer vom Molo aus an Bord des großen fahren, der einer chilenischen Gesellschaft gehörte. Als ich abfahren wollte, erhielt ich die Nachricht, daß in Chile, in Bolivien und auch in Peru Revolutionen ausgebrochen seien. Sonderbare Zustände in diesen vielen Republiken des südlichen und des zentralen Amerikas, die nie und nimmer wissen, was sie wollen sollen, und immer wollen, ohne zu wissen, was sie wollen!

Gleichwie am vergangenen Tage, so auch an diesem, herrschten Regengüsse mit verschiedenartig langen Pausen, und die letzteren benutzte man gewöhnlich, um seine Geschäfte in der Stadt zu verrichten; so that ich auch diesesmal bei 87° Farh. im Schatten und einer Schwüle, die ähnlich derjenigen eines Wärmhauses war; ich benutzte nämlich einen hellen Augenblick um 1 Uhr, um mich nebst Gepäck, welches ich einem Handkarrentreiber übergeben hatte, zum Molo zu begeben. Dort angelangt, forderte der Gepäckträger von mir 5 Dollars für den Transport meiner Sachen, einen unerhörten Preis, wenn man bedenkt, daß mich mein Aufenthalt im Hotel für zwei Tage nur 6 Dollars gekostet hatte.

Um 3 Uhr verließ unser kleiner Dampfer schnaufend das Ufer,

machte einen Abstecher zum amerikanischen Dampfer „Gruneb" und legte daher erst um 5 Uhr am Dampfer „Rimac" an, auf welchem ich ca. 74 Stunden zuzubringen haben sollte, wenn, wie der Kapitän hoffte, wir 13 Meilen in der Stunde machen würden.

Ich fand für die hohe Zahlung von 75 Dollars eine vorzügliche Kabine. Das Schiff war neu erbaut, jedoch schlecht erhalten, der Anstrich desselben war vernachlässigt und die Reinlichkeit in und auf demselben schien im allgemeinen, obgleich der Kapitän ein Schleswiger war, zu fehlen.

Wir gingen nicht, wie man es beabsichtigte, am selben Tage ab, da uns telegraphiert wurde, daß Passagiere für uns gemeldet wären, die mit einem verspäteten Postdampfer aus London in Aspinwal (Colon) eintreffen sollten, was uns zwang, bis zum nächsten Morgen zu warten. Demungeachtet blieb ich auf dem Schiffe, da die Luft auf dem Wasser eine bedeutend erquickendere war, als die des dumpfen Panama, dessen zu der Zeit beständige Regenschauer den Aufenthalt in der Stadt unerträglich machten. Auch Monsieur Lavenière, der gleich wie ich weiterreiste, folgte meinem Beispiel, und wir verbrachten die Zeit mit dem Trick=Track=Spiel und der gründlichen Besichtigung des Schiffes.

Das Unterdeck des Schiffes war geräumig und ähnlich wie wir uns die Arche Noahs vorstellen, d. h. mit den verschiedenartigsten Tieren gefüllt; es fehlten sogar die Raubtiere nicht, die in ihren Käfigen als Prachtexemplare sich zeigten; auch war die sich darstellende Menagerie reich an Affen, namentlich an sogen. Kapuzinern, desgl. reich an Papageien und Hunden. Die Kabinen der Passagiere befanden sich an der Kielseite des Schiffes auf Deck und waren daher luftig und angenehm und mit freier Aussicht auf das Meer. Der Speisesaal, zugleich Salon, befand sich auf dem Hinterdeck und war geräumig, hell und luftig.

Die Nacht vom 8. auf den 9. November war lästig schwül und echt tropisch=regnerisch gewesen und natürlich für uns ziemlich schlaflos und wilde Träume erweckend. Ich sah mich nämlich beständig auf Schiffen verschiedenster Gestalt, die bald auf Sandbänke, bald auf Korallenriffe stießen, die in ihrer vegetationsreichen, grauweißen Farbe

zahlreich längs der Küste von Panama zu sehen sind, und befand mich stets im Gewimmel der sich rettenden Menschen, bald auf der Höhe seltsam geformter Maste, oder auf dem Kiel eines bis zum Himmel sich bäumenden Schiffes, oder auf der scharfen Kante eines hohen Riffes niedergleitend und von der Woge bespült; kurz gesagt, im Schweiße meines Angesichts erwachte ich, derart vom lebhaften Traum beherrscht, daß ich mit einem Satz zur Thür hinaussprang und um Hülfe rief.

Unter den Passagieren befand sich, außer meiner Wenigkeit und Monsieur Lavenière, ein Herr Puttman, ein junger Reisender zu seinem Vergnügen, der ein reicher Mann zu sein schien und Ost-Sibirien und den nördlichen Teil Chinas zweimal, wie er behauptete, bereist hatte; alsdann ein liebenswürdiger Kaufmann aus Hamburg, der Hunderte von Tausenden Dollars in Panama und Guayaquil einzukassieren hatte, und von denen er, wie er meinte, infolge der schlechten Zeiten, die hier wie im allgemeinen in der ganzen Welt herrschten, kaum den vierten Theil erhalten würde, und er gehörte demnach auch zu den vielen Unglücksvögeln in der Welt; alsdann ein Musiker — Pianist — aus Lima, der stets Melodien recitierte; dann ein Deutscher nebst englischer Frau Gemahlin, die ein bösartiges Augenleiden zu haben schien, nebst Bonne und lärmenden Kindern und unzähligem Spielzeug; dann ein indianischer Naturarzt, ein höchst interessanter Mann in seiner Art, nebst Frau Mama, Gemahlin und schreienden Kindern, der recht unsauber zu sein schien, jedoch eine höchst geachtete und hochgeschätzte Persönlichkeit war, da er die Armen, obgleich er nicht sehr viel Mittel besaß, unentgeltlich behandelte; dann ein sehr interessanter junger französischer Jesuit, der nach Bonaventura reiste; dann ein Kapuziner aus Panama, der für die durch das Feuer im Jahre 1874 niedergebrannte Kathedrale seine Kollektenreise durch Süd-Amerika fortsetzte. Außerdem waren noch drei Chinesen und zahlreiche Zwischendeckpassagiere, die mit uns das Deck teilten, da den übrigen Raum des Schiffes eine Unmasse Fracht besetzte; dann waren noch drei wohlhabende Chinesen, die nach Lima reisten und mit denen ich die Fahrt von Hon-kong nach San Franzisko gemacht hatte, und die mir daher viel Stoff zur Unterhaltung boten.

Um ½5 Uhr Abends knallte ein Monstre-Schuß als Zeichen des Abganges, und obgleich die See bedeutend unruhig war, durchzog unser schlankgebautes Schiff fest, ruhig und rasch die Wogen, den finsteren Gewitterwolken, die heftig wetterleuchteten, entgegen, dem Süden zu. Regen zwang uns, bald in die Kabine zu flüchten, und schon um 9 Uhr uns gegenseitig gute Nacht zu wünschen.

Nach einem starken Gewitter in der Nacht folgte am 10. November ein schöner Morgen und um ½9 Uhr wieder der Anblick des Landes. Wir waren ca. 203 Seemeilen von Panama entfernt und vor der Stelle, von wo aus ein Kanal in den Golf von Darien zur Verbindung der Ozeane projektiert worden war.

Den Tag verbrachte ich mit dem Trick-Track-Spiel, beim Genuß eines vortrefflichen Claret, den das den Tag über offen gehaltene Buffet des Schiffes in vorzüglichster Qualität lieferte, oder aber mit dem Hamburger Kaufmann im wetteifernden Spiel der Zither, in welchem letzterer eine außerordentliche Fertigkeit zeigte, ich jedoch von den Zuhörern den Vorzug erhielt und daher, wie es gewöhnlich in solchen Fällen auf den Schiffen stattfindet, als ein die Langeweile vertreibendes Mittel gebraucht wurde und rastlos, als ob meine Finger von Stahl wären, zum Schlagen in die Saiten aufgefordert wurde, was abzuschlagen, mir nur der Klaviervirtuos aus Lima ermöglichte, der gerne und ohne Ermüdung zu zeigen seine Kunst auf dem höchst verstimmten Pianino des Schiffes mit Begleitung der Flöte produzierte, die der Hamburger recht gut spielte.

Je mehr wir uns dem Äquator näherten, um desto frischer wurde die Temperatur, eine höchst charakteristische Eigenschaft dieser Zone, die einem beständigen Luftzug, entweder von Norden oder von Süden ausgesetzt ist. Während wir nämlich gestern vor Panama in der Morgenstunde, gleichwie heute um acht Uhr in offener See, auf dem Schiffe 82° Farh. hatten, zeigte das Thermometer gestern vor Panama um vier Uhr abends 85°, und heute um dieselbe Zeit, ca. 303 Seemeilen näher dem Äquator, nur 80° Farh.

Während der Nacht hatte es gründlich geregnet, als ich am 11. November bei prachtvollem Sonnenaufgang erwachte, nachdem ich am vergangenen Abend infolge des bewölkten Himmels resultatlos

das Gebilde des südlichen Kreuzes zu sehen mich bemüht hatte, welches vom 6.° nördlicher Breite, den wir überfuhren, sichtbar wird. Nach Mittag sollten wir unter der Linie des Äquators sein.

Was das Schiff anbelangt, so war die maritime Leitung desselben eine vorzügliche, die Haushaltung eine miserable; reichhaltig bevölkerte die Räume eine mannigfaltige Insektenwelt, unter der namentlich die flinken Kokrotsch (Schwaben), Wanzen und Ameisen widerwärtig zahlreich vertreten waren. Alles auf dem Schiffe war schmutzig oder mindestens staubig, es fehlte auf demselben in jeder Beziehung die Disziplin und der Ordnungssinn der englischen ozeanischen Fahrzeuge, und auch das Essen ließ manches zu wünschen übrig, namentlich demjenigen, der sich durch die solide schmackhafte Kost der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika verwöhnt hatte.

Unser Zeitvertreib war Tricktrack und Whist, wobei der, wie es schien, an Geldübermaß leidende Herr Puttmann, der asiatische jugendliche Reisende, uns mit Champagner reichlich bewirtete und zu ihm sich der Kapitän gesellte und, mit dem nassen Finger das Glas streichend, disharmonisch, jedoch laut, musizierte.

Um neun Uhr in der Nacht zeigte sich das Kap San Franzisko und in Fernsicht die dunkle Zeichnung der Cordilleras de los Andes bei stark bewegter See und plötzlich sich erhebendem, uns konträrem Südwind. Um Mitternacht waren wir unter der Linie des Äquators. Am Tage hatten wir in der Früh um acht Uhr die Temperatur des vergangenen Abends von 85° Farh., und um vier Uhr am Abend nur 80° Farh. gehabt, und zwar wahrscheinlich infolge des Südwindes, der sehr frisch war.

Als ich um fünf Uhr am 12. November erwachte, lag vor uns das Kap Lorenzo unter dem ersten Grad südlicher Breite, fast auf einer Linie mit dem Chimborazo und der westlich von uns 150 geogr. Meilen entfernten Galapagos-Inselgruppe; rechts von uns zeigte sich in einiger Entfernung die Insel La Plata.

Um elf Uhr waren wir vor dem Kap San Helena. Die Küste war wild und öde, nur Kaktusvegetation zeigte sich auf dem plateauartigen Gebirge der Küste, die zerrissen und von vulkanischen Felsbänken schwarzgrauer Farbe umkantet war und reich an Petroleumquellen

sein soll. Dieses öde Kap und seine Umgebung soll nie Regen haben, daher sich die auffallende Vegetationslosigkeit der Gegend erklären läßt. Ein kleiner Fischerhafen zeigte sich, dessen Ortschaft einige Meilen vom Ufer entfernt an einer oasenartigen Stelle der Sandfläche lag, deren Prachthintergrund das Gebirge der Kordilleren, in bläulichen Dunst gehüllt, bildete. In der kleinen Bucht befanden sich malerisch vier Fischerbarken, und in der See zeigten sich vier Schiffe unter vollstem Segel. Das erwähnte Hochplateau des Ufers wurde früher von Piraten zur Bergung ihres Raubes benutzt, und kommt dieses auch jetzt noch vor. Das Plateau des Sandberges, welches das Kap bildet, ist bemerkenswert in der Ferne, da dasselbe zwei Terassen mit auffallend geraden Flächen zeigt. Das Kap umgeben zwei zerrissene Felsenkanten, von denen weit in das Meer hinein hohe Riffe erscheinen, die dunkel in der Farbe sind, und an die stellenweise die Wellen, bis 40′ hoch ihren Staub werfend, branden.

Als wir an dem Kap vorbeigefahren, schwand plötzlich die Sicht des Landes und wir zogen in südlicher Richtung an der Guayaquil-Bucht vorbei.

Um sechs Uhr zeigte sich westlich von uns die Insel Isla del Muerta, in der Form ähnlich einem Riesenweibe, auf deren Stelle der Brüste zwei Leuchttürme sich erheben. Östlich von uns lag die Insel Rino.

Um $^1/_2$9 Uhr abends zeigte sich ein Leuchtturm mit revolvierendem elektrischen Lichte; es war der von Punto Arena, und wir kehrten hier östlich Puna zu, wo wir über Nacht ankern wollten, um erst in der Früh in den Fluß Guayaquil einzufahren. Der erwähnte Leuchtturm drehte sich auf einer Axe, sein Lichtstrahl währte $^1/_4$ Minute und erschien nach jeder Minute. Um $^3/_4$10 Uhr erreichten wir einen einfachen Leuchtturm, auf einer Fläche errichtet, der wir in unmittelbarer Nähe folgten. Um $^1/_4$11 Uhr abends meldete unser Schiff seine Ankunft dem Orte Puna durch einen gewaltigen Schuß; wir hielten, und rasselnd ließ man die Anker in den Grund.

Am 13. November morgens um acht Uhr waren nur 75° und am Abend um vier Uhr 78° Farh. bei steigendem Barometer, und in der Nacht vor Puna war es, obgleich unter dem Äquator, so frisch,

daß mir mein warmer Überzieher nicht zu viel war; demungeachtet phosphorleuchtete das Meer prachtvoll.

Schon in früher Morgenstunde, um fünf Uhr, war ich am 13. November auf Deck. Gleich nach Sonnenaufgang wurden die Anker gelichtet und wir verließen den noch leuchtenden Turm vor Puna, und näherten uns mehreren Inseln, die am Ufer lagen. Merkwürdig war das Farbenspiel des Wassers in der Nähe der Inseln, in blau, grün oder in wolkigem braun, dieses infolge der Verbindung des Süßwassers des heftig strömenden Guayaquil-Flusses mit dem Meer.

Um sechs Uhr befanden wir uns inmitten zahlreicher Inseln, die flach und tiefliegend mit einer üppigen, bis an das meist überschwemmte Ufer reichenden, gleichwie aus dem Meere sich erhebenden, hochwüchsigen Vegetation bewachsen waren. Die zahlreichen Inseln mit ihren sanft geformten Buchten, die üppige Vegetation derselben, die zahlreichen Albatros und Raubvögel, die dieselben umkreisten, die mannigfaltigen wohlgenährten Fische, die unserem Schiffe folgten und sich im lustigen Hin und Her zeigten, lieferten ein belebtes und zugleich malerisches Bild, und ich muß gestehen, daß es eine der schönsten Einfahrten war, die ich gesehen.

In drei Stunden legten wir die 40 Meilen von Puna bis Guayaquil zurück. Die Vegetation der Ufer erschien gleich wie mit Kalk betüncht: es waren die Folgen der Massenexkremente der zahlreichen Vögel, die die Inseln, da dieselben für eine menschliche Behausung zu sumpfig waren, als alleinige Bevölkerung bewohnten. Als wir durch die Inseln fuhren, unter denen auch einige größere waren, nahm die braun-rötliche Farbe des Wassers in ihrem Kolorite zu und wurde schleimiger. Zahlreiche Haifische, Taucherfische und Schildkröten waren zu sehen, und an den Ufern viele Alligatore. Endlich zeigten sich inmitten des sumpfigen Terrains japanische Niederlassungen, und bald darauf die Stadt Guayaquil, die bis auf die Seeseite von einem kurzen Gebirge umgeben ist, dann wiederum als Hintergrund in blauem Dunst der Ferne die nördlichen Ausläufer der gigantischen Kordilleren. Um ½9 Uhr in der Früh, nach einer 92stündigen Reise und einer von Panama aus zurückgelegten Strecke von 918 Seemeilen, waren wir vor Guayaquil.

III. Abschnitt.

Südamerika. West- und Ostküste.

Ecuador. Peru. Chile. Argentinische Republik.

Von der Ostküste.

Uruguay. Brasilien.

1. Abteilung.

Staat Ecuador. Guayaquil. Über den Chimborazo nach Quito. Aufenthalt in Guayaquil.

Ankunft. — Die Salzbäder. — Flußfahrt bis Botegas. — Überraschung. — Ritt bis Mona. — Ritt bis Sabanita und der Verlust. — Ritt bis Pisagua mit Hindernissen. — Die Mahlzeit in Valsabamba, die Bevölkerung und die Packträger. — Beschwerlicher Ritt bis San Miguel de Chimo. — Eine sonderbare Unterkunft. — Ritt bis Guaranda. — Prachtbild des Chimborazo. — Guaranda und seine Bevölkerung. — Bis zur Höhe von 11000 Fuß.

Es war am 13. November, einem Freitag, als um $^1/_2$9 Uhr in der Früh sich Guayaquil vor uns allmählich entfaltete. Vom Schiffe aus gesehen macht die Stadt durch ihre echt spanischen Häuser mit flachen Dächern, Säulengängen und zahlreichen wohlbesetzten Kaufläden einen überraschenden Eindruck.

Um neun Uhr wurden wir nebst unserem Gepäck im Boote an das Land befördert, und nach einer höflichen, sehr raschen Besichtigung des Zollamtes wanderten wir zum Roma-Hotel, welches auch „Commerce-Hotel" genannt wurde. Wir trafen ein unsauberes Haus, dessen gewaltig hohen Speisesaal kostspielige Pariser Tapeten mit Medail-

lons zierten, die jedoch, wie alles im Hause, verstaubt, schmutzig und zerfetzt sich zeigten. Das uns gereichte Essen war schlecht, und das mir angewiesene Zimmer war ohne Oberlage, zeigte ein durchlöchertes Dach, und war voll Ungeziefer.

Nach einem kaum genießbaren Frühstück ergriff ich Hut und Regenschirm, letzteren natürlich gegen die heftigen Strahlen der äquatorialen Sonne, um die ziemlich umfangreiche und an Säulengängen reiche Stadt zu durchwandern.

Die sich verbreitende üble Ausdünstung in den unsauber gehaltenen Straßen erinnerte an diejenige der Behausungen der Raubtiere in den Menagerien. Geräumige zweistöckige Häuser waren zahlreich vorhanden, jedoch, in Berücksichtigung der hier fast beständig herrschenden Erdbeben, leichter Bauart. Eine Hauptzierde des Ortes bildete der Quai, den am Abend, da alsdann eine frische Brise weht, die Bevölkerung zahlreich zur Erholung besucht. Die Kirchen bieten als Gotteshaus und ihres Alters wegen Interesse, da sie keine wirklichen Kunstgegenstände enthalten und kaum der Bemerkung wert sind. — Gleichwie über die Kirchen, so ist über die Stadt im allgemeinen auch weiter nichts zu erwähnen als, daß sie den echt spanischen Typus trägt, eine im Exporthandel sehr thätige zu sein scheint, und daß man, obgleich ihr eine gewisse Selbständigkeit nicht abzuleugnen ist, in derselben den jesuitischen Einfluß, der bekanntlich den Staat beherrscht, deutlich spürt. Die Bevölkerung trägt den gleichen Typus und wirkt auf den erwähnten Eindruck der Stadt bedeutend, namentlich, wenn man in den Straßen nach Sonnenuntergang die schön geformten schlanken Frauen spanischer Herkunft erblickt, die umhüllt vom schwarzen undurchdringlichen traditionellen Schleier der Nation, mit ihren reizend kleinen Füßen, begleitet von ihren auffallend kräftigen Kindern, graziös einherwandeln. Meist strömt die Bevölkerung am Abend zum Quai, oft zu den zahlreichen Cafés oder richtiger zu den Gefrornes und Limonaden verkaufenden Lokalen, unter denen das hauptsächlichste das „à L'eleganza" ist, oder aber am Tage zu den Märkten, die ziemlich armselig erscheinen und deren Produkte mit Ausnahme der prachtvollen Früchte des Landes Widerwillen erregend sind und meist aus Zwiebeln, eingemachten Eiern, Tomatos (Liebes-

äpfel), Gewürzen, übelduftenden Fischen und sonderbar in Portionen geteiltem und mit Blättern umwickeltem Fleisch bestehen.

Die Hautfarbe der Bevölkerung ist unter den Frauen vom feinsten Weiß bis zum dunkelsten Kupferbraun, und unter den Männern die dunkle und halbdunkle zu treffen. Sehr anmutig machen sich die leicht erbauten Häuser in den Abendstunden, namentlich bei Mondenschein, indem hinter den verhängten Fenstern oder fensterartigen Öffnungen der Häuser oft Klänge der Harfe aus den halbfinster gehaltenen Räumen zu hören sind, oder hin und wieder der zweite Stock einiger derselben bei offenen Fenstern hell erleuchtet erscheint, wo eine muntere Tanza, d. h. ein Ball, bei gewöhnlich guter Musik stattfindet.

Überhaupt bilden den Hauptreiz Guayaquils die Stunden des Abends, oder richtiger der Nacht, während welcher die Einwohner, was die Geselligkeit anbelangt, erst zu leben beginnen, während am Tage nur der Geschäftsmann in seinem Bureau oder am Werft thätig ist, seine Familie jedoch, und so auch er selbst, wenn es nur irgend möglich ist, die tropische Glut des Tages im hermetisch verhängten, auffallend kühl erhaltenen Hause im Halbdüstern verbringt. Die Wohnhäuser ziert äußerlich nur wenig Schmuck, im Innern jedoch oft kostspieliger Luxus, als Teppiche, Matten und verschiedenes Wertvolle in metallenen und irdenen Gegenständen. Die Gastfreundschaft der Bevölkerung ist, wenn es einem gelingt bekannt zu werden, was das schwierigste ist, eine außerordentliche und derartig, wie ich sie auf meinen Reisen um die Welt nur selten getroffen habe, und hinterläßt dem Fremden eine unvergeßliche Erinnerung.

Zwei Meilen von der Stadt entfernt befinden sich die sogen. Salzbäder, zu denen eine Pferdeeisenbahn führt, auf der die Hin- und Rückfahrt zwanzig Cents kostet. Diese Bäder befinden sich in einer tiefen Lagune, die ein Bach speist, der einer salzhaltigen Ebbe und Flut bedeutend ausgesetzt ist, und deren Wasser eine kräftige magnetische Wirkung haben soll. Die Einrichtung ist eine gelungene; zahlreiche Badezimmer umgeben die Lagune, die verhältnismäßig recht sauber gehalten waren. Die Umgegend zeigte nur eine kümmerliche Vegetation, d. h. eine kümmerliche für die Tropen, wo wir das Kümmerliche

sogar in mancher Beziehung als üppig zu benennen berechtigt sind. Die Vegetation besteht hier teilweise aus Sumpfgewächsen, und in der unmittelbaren Umgebung der erwähnten Salzlagune in üppigem, jedoch niedrigem Gebüsch.

Bis zu meiner Abreise nach Quito verbrachte ich fünf recht heiße, jedoch infolge der Gastfreundschaft höchst gemütliche Tage, und war durch die freundlichen Einladungen derart in Anspruch genommen, daß ich in dem Gasthaus, welches dem Reisenden eine wahre Plage wurde, glücklicherweise nur wenig hauste. Die Temperatur war während dieser Zeit ziemlich gleichmäßig, in der Morgenstunde waren 77° und um vier Uhr abends 78° Farh. im Schatten bei festem Stand des Barometers gewesen.

Ausflug nach Quito über den Chimborazo.

Am 18. November begab ich mich zum kleinen Flußdampfer „Quito“, der mich den Guayaquil aufwärts bis Botegas führen sollte. Um elf Uhr Vormittags verabschiedete ich mich von den Herren, die mich begleitet hatten, und die mir Glück zum Ritt über den Chimborazo wünschten, und der Dampfer verließ mit vielen Passagieren Guayaquil.

Die Ufer des Flusses wurden, je weiter wir vorschritten, um so üppiger an Vegetation. Unsere Richtung war, abgesehen von dem sich schlängelnden und uns hastig entgegenströmenden Flusse, eine rein nördliche. Vor uns erhob sich in der Ferne die schmucke Kette der Kordilleren, d. h. der nördliche Endpunkt derselben. Die Ufer waren durch Alligatore belebt, die unbeweglich sich sonnten, und deren auffallende Starrheit nur hin und wieder durch aus dem Wasser steigende neue Exemplare gestört wurde. Unter diesen hier sogen. Alligatoren sind Krokodile und Kaimane zu verstehen, unter denen sich kolossale zeigten, und im Wasser oft eine Menge derselben, wie ich sie im Nil nirgends getroffen hatte.

Weiter vom Ufer zeigten sich von beiden Seiten grüne Flächen und einzeln liegende, sehr kleine, jedoch zierlich gehaltene Indianer-Niederlassungen. Bebaut waren die Ufer durchgängig, und üppige Fruchtbäume umgaben die luftigen Behausungen der Eingeborenen.

Um $^3/_4$ auf 2 Uhr holten wir einen kleinen Dampfer vor dem Orte Acrinda ein. Das Dorf, dessen Häuser zerstreut lagen, war klein. Die Häuser, oder richtiger die Hütten, waren auf dünnen hohen Pfosten erbaut, echte Pfahlbauten, und waren daher fast käfigartig. Die Pfosten hatten über dem Boden eine Höhe von 6—8′, den unteren Raum benutzten die Bewohner entweder als Stallungen oder zur Bergung ihrer Kanoes, die auch die tiefer in das Land hinein erbauten Hütten besitzen, da die Gegend während des größten Teiles des Jahres überschwemmt unter Wasser steht und die Leute während dieser Zeit auf ihrem Grund und Boden sich nach dem Ackerbau mit höchst mannigfaltigem Fischfang beschäftigen.

Um $^3/_4$ auf 3 Uhr waren wir vor Borondon, einem ziemlich ausgedehnten Flecken, umgeben von einer üppigen Mango- und Palmenvegetation. Bevor wir diesen Ort erreichten, durchfuhren wir einen schmalen, sich stark windenden, recht tiefen Seitenarm des Guayaquil, der jedoch so eng war, daß unser kleiner Dampfer die üppig in das Wasser hängenden Gewächse des Ufers berührte, während er die Seepflanzen, die die Fläche des heftig strömenden Wassers belebten, durchzog. Die Unzahl der Krokodile, Kaimane und Alligatoren war eine erstaunliche, die Passagiere schossen auf dieselben vom Schiffe aus, oft sie tödlich treffend, meist jedoch nur anschießend, da die Kugeln am Panzer der Tiere abprallten.

Die Ufer von Guayaquil bis Borondon waren entweder mit üppig hohem und breitblätterigem Schilf oder mit Seepflanzen bewachsen, welche sich tief in das Land hineinzogen, wenn nicht Wiesen, d. h., da in den Tropen keine wirklichen Wiesen bestehen, richtiger Grasflächen, sich zeigten, auf denen zahlreiches, sehr wohl aussehendes Vieh zu sehen war; oder wenn nicht Obstgärten, die stets reich an Früchten, als: Bananen, Zitronen, Orangen, Pompelnuß- oder Mango-Haine, die Gegend besetzten, deren Früchte derart zahlreich waren, daß die Äste und Zweige mit ihrem dunkelgrünen Laube sich tief zum Boden neigten. Der Hauptstrom war, bis wir in seinen Nebenarm einfuhren, annähernd eine halbe engl. Meile breit, einer auffallend hastigen Strömung unterworfen, und mit ockergelbem Wasser.

Als wir Borondon verließen, kehrten wir wieder in den Haupt-

strom zurück und setzten unsern Weg nördlich fort, bei sichtbar zunehmender Üppigkeit der Vegetation, die ein undurchdringliches Gewirr hochemporstrebender Wurzeln zeigte, die, gleichwie die Hochstämme, mit wuchernden farbenreichen Schlingpflanzen umgeben und untereinander verbunden und verkettet waren, so daß man kaum die Wurzeln, Stämme, Äste und Zweige unterscheiden konnte. Zahlreiche Vögel in schönsten Farben und verschiedenster Art belebten diese sonst undurchdringlich erscheinende Vegetation, zahlreiche Alligatore, Krokodile und Kaimane lagen, grün, grau oder braun in der Farbe, wie Klötze unbeweglich am Ufer, und erst angeschossen zeigten sie, daß sie lebten, durch Niedergleiten in das Wasser, dessen Tiefe sofort am Ufer eine bedeutende ist.

Um vier Uhr hielten wir vor Baba, um Holz einzunehmen, und um 1/26 vor Zamborondon, in üppigster Vegetation und umringt von Zuckerrohr-, Kaffee- und Kakao-, Zimmt- und Pisangpflanzungen; es zeigte sich auch eine Zuckerdestillatur im Orte, und das Ganze machte den Eindruck einer reichen Gegend, die, obgleich einfach, so doch praktisch bearbeitet und sehr ergiebig war. Ackergerät wurde hier nicht gebraucht, nur die Handhacke und der Spaten. Wie man behauptet, soll die Bearbeitung und Kultivierung des Bodens hier sich als eine sehr billige herausstellen, die Produktion eine höchst ertragreiche sein, und namentlich sollen die hiesigen Zuckerrohrplantagenbesitzer einen außerordentlichen Gewinn erzielen.

Um sechs Uhr hielten wir vor Pimache (Pimatsche ausgesprochen), reizend im üppigen Immergrün der tropischen Vegetation liegend, deren Bäume, Schilf und Sträucher mit ihren meist gewaltigen Blätterformen am Ufer des Stromes sich in dem Wasser malerisch widerspiegelten. Die Ufer sind steil, und deutlich bemerkt man an der schroffen Kante derselben die humusreichen Erdschichten der Gegend. Der Abend war, nachdem die Sonne, wie hier stets, um fünf Uhr untergegangen war, aromatisch und kühl und ließ uns mit verdoppeltem Genuß auf dem Deck des kleinen Dampfers die herrliche Natur der Tropen bewundern. Bemerkenswert waren die vielen kleinen Zuflüsse des lebhaften Hauptstromes, mit ihrer bis in das Wasser hinein wuchernden Vegetation; alles übrigens, was das Auge hier erblickt,

strotzt vor lauter Keimkraft und Fruchtbarkeit — fast die Umgegend des Nils übertreffend.

Um $^1/_2$8 Uhr hielten wir vor dem hell beleuchteten Botegas, und kaum angelangt, überraschte mich der Sohn des französischen Gesandten mit seinem Erscheinen und der Aufforderung, mit ihm den Ritt zur Hauptstadt des Staates zu machen. Da er den Weg genau kannte, für mich ein Pferd schon bestellt und einen Sattel mir zum Kaufe verschafft hatte, so ging ich auf den freundlichen Vorschlag mit Freuden ein, und wir beschlossen am folgenden Morgen um fünf Uhr aufzubrechen.

Den Abend benutzten wir zur Durchwanderung des Ortes, der weit kleiner, jedoch sauberer als Guayaquil war, aber weiter nichts bemerkenswertes besaß, als die üppige Natur seiner Umgebung und vorzügliche gefrorene Getränke.

Am 19. November um fünf Uhr war ich zum Ritt bereit, und nach einem ziemlich genießbaren Frühstück waren wir um $^1/_2$8 Uhr im Sattel. Mein Gepäck bestand nur aus einem kleinen grauen Sack, meinem zusammengerollten Plaid, in welchem der Wechsel der Wäsche sich befand, meinem Regenmantel, einem Jagdrock und einer warmen wollenen Jacke für die Höhe des Chimborazo; alles war fest am Sattel auf- und angeschnallt.

Wir ritten ohne Führer, erst der Brücke von Botegas zu, die die vom Feuer vernichtete alte Stadt von der neuen trennt.

Die neue Stadt bildeten drei parallel laufende Straßen, die im rechten Winkel einige Quergassen durchzogen; dem Ufer entlang zeigte sich eine Reihe Häuser mit recht reichhaltigen Läden.

Nachdem wir die Brücke überritten hatten, führte uns der Weg durch einen üppigen, undurchdringlichen, echt tropischen Wald. Zahlreiche Schlingpflanzen füllten die hin und wieder sich zeigenden Lücken desselben. Die Straße an und für sich war schlecht. Zahlreichen Packeseln und Packochsen begegneten wir oder holten sie ein; Fuhrwerk wird nämlich hier nicht gebraucht, daher der Transport der Waren auf den Rücken von Menschen, Pferden, Eseln, Mauleseln, Maultieren, Ochsen, Kühen und Lamas stattfindet.

Um 9 Uhr erreichten wir bei 77° Farh. und glühenden Sonnenstrahlen Mona und durchritten den ziemlich tiefen Fluß gleichen Namens, da keine Brücke vorhanden war. Der Ort lag gleichfalls inmitten einer immergrünen, sehr üppigen Vegetation; die Häuser desselben waren, der den größten Teil des Jahres hier herrschenden Ueberschwemmungen wegen, Pfahlbauten, d. h. sie ruhten auf hin- und herschwankenden Bambus-Stämmen derart, daß unter denselben, je nachdem, ein 12 bis 18′ hoher Raum sich bildete, unter welchem das Kanoe oder die Pferde untergebracht wurden, während zum bewohnbaren Stock eine Hühnerleiter angelehnt war, die die Insassen und die Besucher derselben zu besteigen hatten. Dieses Stockwerk bestand aus zwei Abteilungen, von denen die eine von drei Seiten offen war und in der die Leute wohnten, während die andere, eine umschlossene, zur Beherbergung der Reisenden und zur Aufbewahrung des armseligen Eigentums diente. Gedeckt waren diese Häuser mit Palmenblättern, und die Wände, wo solche vorhanden waren, bildete ein Gewebe aus gespaltenem Bambus. Diese in der Luft schwebenden Hütten sind meist gleichartig erbaut, und keiner fehlten Kampfhähne, auf deren Dressur sich die Bewohner außerordentlich verstehen und die man oft im blutigsten Zustande in der Umgebung der Wohnungen antrifft.

Von Mona aus, nachdem wir, wie schon gesagt, den Fluß gleichen Namens durchritten waren und gleichwie bisher eine südliche Richtung eingeschlagen hatten, änderte sich der Charakter der Vegetation allmählich, jedoch merkbar. Es zeigten sich mehr schilfartige und weniger hochwüchsige Gewächse. In Fernsicht hatten wir stets die imposanten Gebilde des Gebirges, dem wir uns näherten.

Um 11 Uhr waren wir in Sabanita, wo mich ein trauriges Ereignis überraschte, nämlich dasjenige, mein Aneroid in Botegas vergessen oder auf dem Wege verloren zu haben. Ich sandte einen Boten, was 4 Peso kostete, nach demselben, und er versprach, um vier Uhr wieder zurück zu sein.

Hier gönnten wir uns nach annähernd zurückgelegten 21 Kilom. ein wohlverdientes Mittagsmahl, welches aus Eiersuppe, vorzüglich mehligen Kartoffeln und aus in Fett gebackenem Reis bestand, und zu

dem uns einige Gläschen eines guten Majorka (Anisbranntwein) und Chica-daros (gesprochen: Schika-daros), ein Getränk, welches aus Reismehl, Zuckersyrup und Ingwer zubereitet wird, gereicht wurden. Für unsere Maulesel wurde uns grünes Schilfgras angewiesen, das wir jedoch selbst zutragen mußten, und für welches von uns 20 Cents pro Tier oder pro Bündel gefordert wurden. Dieses schrieb ich in mein Tagebuch, auf einer Hängematte, dem einzigen Möbel der Hütte, sitzend, welche unter der Veranda der Hazienda ausgehängt war, umringt von gemütlich um mich kauernden, rauchenden Indianerinnen und bei dem Pfeifen munterster Improvisationen eines zierlich kleinen Papageis, während mein liebenswürdiger Reisebegleiter sich mir gegenüber im Flusse badete.

Der Ort liegt, gleichwie alle dieser Gegend, umgeben von einer tropischen Vegetation und von Mango-Bäumen, deren Früchte in auffallender Menge hingen. Die Umgegend wird mit Zuckerrohr, Kaffee und Kakao angebaut.

Um 6 Uhr traf endlich der Bote wieder ein, jedoch ohne Aneroid, das mir demnach verloren war und das ich natürlich während meines Rittes über den Chimborazo sehr vermissen werde.

Wir sattelten sofort unsere Maulesel und ritten, dieselben zur Eile anspornend, wieder weiter durch den üppigen Wald, der kaum eine durchsichtige Stelle zeigte.

Die sich windenden Schlingpflanzen, die über den Boden hoch sich erhebenden Wurzelbildungen erschienen durch die Beleuchtung des intensiven Scheines des Mondes oft gespensterhaft. Die Luft war bei etwa 83° Farh. köstlich, der sogen. Weg ein recht schlechter.

Um 8 Uhr erreichten wir nach zurückgelegten 12 Km. den kleinen Ort Ployas und setzten ohne zu halten unsern unbeschreiblich wilden Weg durch die dichte, vom Monde beleuchtete Waldung fort, bis wir 15 Km. zurückgelegt, um $^1/_2$10 Uhr den uns schon von der Ferne aus hörbaren, wild rauschenden Gießbach Cristallo erreichten, dessen Durchritt uns, da Wolken den Mond bedeckten und es daher recht finster war, sehr beschwerlich wurde, indem unsere Tiere, am steilen Ufer angelangt, sich weigerten, hinab in den reißenden Strom zu schreiten. Endlich gelang es meinen Begleiter, bald darauf auch

mir, schwimmend das jenseitige Ufer zu erreichen und es zu erklimmen, jedoch ohne eine weitere Spur zu treffen. Wir waren demnach gezwungen, zurück die unheimliche Wasserpartie zu wiederholen, um alsdann, dem Giesbach aufwärts folgend, Pisagua zu erreichen, wo wir vor einer Hütte hielten, zu der wir eine echte Hühnerleiter besteigen mußten, um zur Wohnstätte der schon schlafenden Insassen zu gelangen.

Nachdem wir unsere Tiere in den „Corral" (eingezäunten Weideplatz) geführt hatten, legten wir uns im hohen, freien Vorraum des hin und her sich bewegenden Käfighauses auf den Boden unter unsere Decken, da es ziemlich feucht und frisch war, ohne Nachtmahl und ohne Licht, nur mit der zweifelhaften Hoffnung, zu schlafen.

Am folgenden Morgen, dem 20. November, um 5 Uhr waren wir zerstochen durch Mosquitos, Flöhe und anderes Ungeziefer, bei glanzvollem Sonnenaufgang, bereit zum Weiterritt. Die Hausfrau lag am Sumpffieber krank und konnte uns daher nur einen Händedruck mit dem Wunsche eines glücklichen Weiterrittes, jedoch keinen Morgenimbiß geben.

Unsere Tiere aus dem Corral inmitten zahlreicher Schlangen holen und satteln, war bald gethan, und weiter durchzogen wir steigend den Wald, einem oft steilen, wilden Pfade folgend.

Oft über unwirtliches Steingeröll verschiedener Gießbäche führte uns unser Weg, der meist nur eine tiefe Furche bildete, oder oft so schmal sich zeigte, daß man Mühe hatte, seine Füße vor dem Pflanzengewebe, das ihn umgab, zu schützen.

So kamen wir durch die gleichfalls in üppiger Vegetation liegenden Dörfer Muriapo und Lemonga, bis wir um 10 Uhr, nach zurückgelegten 30 Km., vor der erbärmlichen Indianerhütte des Dorfes Valsabamba hielten, wo wir mit einigen Eiern, etwas Zwieback, kalten Kartoffeln und schlechtem Wasser gegen Zahlung eines Pesos pro Mann (resp. 5 Franken) beköstigt wurden.

Hier versuchte ich die Speise der Indianer, bestehend aus zu Mehl gemahlenen, gerösteten Maiskörnern, welche trocken in den Mund gethan und mit einem Schluck des hiesigen schlechten Wassers genossen

werden; daß diese Nahrung eine wohlschmeckende ist, kann ich gerade nicht behaupten.

Die Hausfrau war bildschön, von kupferbrauner Hautfarbe, jedoch wie alle hiesigen recht schmutzig. Der Schlag der Bevölkerung ist im allgemeinen kräftig und muskulös. Die Quitas und die Yumbas bilden die Indianerstämme im Westen des Staates und sind Nachkommen der alten Peruaner. Sie tragen bedeutende Lasten auf dem Rücken, doch wird alsdann das Gepäck zugleich auch mit dem Kopfe gehalten, indem hierzu über der Stirn eine Binde angebracht ist. Die Frachten von Guayaquil nach Quito werden entweder, wie schon gesagt, auf dem Rücken der Männer, oder auf Mauleseln, Maultieren, Eseln, Pferden, Ochsen, Kühen und Lamas, alles auf dem Rücken, befördert, da der Weg keine andere Art des Transportes gestattet. Die Sprache der Leute ist das sogen. Kichuá.

Unsere Mahlzeit hatten wir beendet, leider aber waren unsere Maulesel ohne Futter geblieben, da keines zu haben war, und mußten daher um $^1/_2$12 Uhr hungrig wieder weiterschreiten.

Wir folgten von hier aus dem wuchtig rauschenden und schäumenden Cristallobach, der, da wir stiegen, allmählich tiefer unter uns erschien. Unser Weg war ein verhältnismäßig besserer, er war vom französischen Ingenieur Millet 1874 recht kunstvoll angelegt; seine steilen Böschungen jedoch waren an den scharfen Abhängen nichts weniger als gefahrlos.

Um $^1/_2$3 Uhr waren wir, beständig steigend, bald vollständig in den Wolken. Die Vegetation, die uns umgab, war hochwüchsig und auffallend üppig. Um $^1/_2$4 Uhr traten wir wieder aus den Wolken, und es zeigten sich dieselben unter uns, während über uns der dunkelblaue Himmel wieder herrschte, aus welchem fast senkrecht die Sonnenstrahlen uns trafen. Unter uns sah man die nur teilweise von den Wolken umgebene schöne Hügelreihe, das Thal, eine schluchtenreiche Gegend mit ihrer so üppigen Vegetation, und den rauschenden, brausenden, hell glitzernden Gießbach Cristallo, bald klar, bald hell erleuchtet, meist jedoch in die dichten, sich tiefwälzenden Wolken gehüllt. Der Weg war steil und steigend, jedoch im beständigen Hinab und Hinauf.

Um fünf Uhr zeigte sich vor uns ein vegetationsloses, demun-

geachtet in den Formen prachtvolles Gebirge. Weiter folgte ein beständiges bergauf, bergab, an zahlreichen, zerstreut liegenden Indianerhütten vorbei, die stets umringt von ihren gut bearbeiteten Feldern waren. Die Haupterzeugnisse der Gegend bestanden in Kartoffeln, Cerealien und Luzerne (Alfalfa). Die Gegend war waldlos, die Felder oder, richtiger gesagt, die Parzellen unter Ackerbau, da hier die reine Parzellenwirtschaft stattfindet, waren regelmäßig mit Sträuchern, hochwüchsigen Aloeen oder fruchttragenden Kakteeen im üppigsten Gedeihen umkantet, was der hochhügeligen Landschaft einen malerischen auffallend verschiedenartigen Eindruck verlieh. Das scheinbar vegetationslose Gebirge erwies sich bald als nur an hochwüchsigen Gewächsen vegetationslos, da dasselbe von den Indianern bis zu einer beträchtlichen Höhe hinauf mit Kartoffeln und Mais bebaut wurde oder unter kräftigem Graswuchs sich befand.

Um acht Uhr endlich, recht ermüdet durch den 14stündigen Ritt des Tages und nach zurückgelegten 60 Kilometern eines steilen Gebirgsweges, erreichten wir den Ort San Miguel de Chimo (Tschimo), den Wohnort unseres Pferdelieferanten, und stiegen im sogen. Hotel des Ortes ab, welches ein Haus vorstellte, das nur aus einem einzigen geräumigen Zimmer bestand, in welchem zwei Betten und zwei Divane sich befanden, und das als anderweitiges Möbel nur einen Tisch besaß. Das eine Bett und der eine Divan waren schon besetzt, wir nahmen daher den Rest des Mobiliars ein. Bald ward unser Abendbrot gereicht, d. h. Eiersuppe, Reis in Fett und drei Eier, die in der primitiven, recht schmutzigen Indianerküche, die im Hofraume sich befand, zubereitet worden waren; demungeachtet machten wir uns, trotz Widerwillen, recht munter an das Werk und legten uns hierauf gesättigt und zufrieden frühzeitig zu Bett.

Bevor ich mich in Morpheus Arme warf, wanderte ich bei hellstem Mondenschein durch den kleinen Ort, den nur aus Erde errichtete Hütten mit Grasdächern bildeten. Zu bemerken wäre, daß hier im Lande im allgemeinen in den Häusern und auch in den sogen. Hotels keine Räumlichkeiten unter N. 00 weder bezeichnet noch vorhanden sind, und man gezwungen ist, auf der Straße oder an einer xbeliebigen Ecke des Hauses die notdürftige Natursteuer zu entrichten.

Am 21. November brachen wir um sieben Uhr wieder auf, nachdem wir eine vorzügliche Nacht verbracht und in einer Indianerschenke des Ortes eine Tasse Kaffee mit sonderbar rötlicher Milch und ein kleines, recht schmackhaftes Indianerbrötchen, welches ohne Hefe zubereitet wird, genossen hatten.

Weiter folgten wir unserem Wege bei prachtvoll sich entwickelndem Anblick des Gebirges, stark steigend, an dem Ort San Miguel de Chimo vorbei. Rings um uns und unter uns in der Tiefe zeigte sich ein stark gehügeltes, vollständig waldloses, breites Thal, welches in seiner Sohle allmählich wilder und zerrissener wurde und sich dem stolzen Gebirge der Kordilleren zu erhebt. Der Grund und Boden war durchgängig fleißig bebaut.

Plötzlich, bei einer Biegung unseres Pfades, zeigte sich uns der imposanteste Anblick, den ich je erlebt. Vor uns erhob sich nämlich, gleich wie ein aus weißem Marmor gehauener Koloß, aus der Mitte seiner weiten, üppig-grünen Umgebung der Chimborazo, dem dunkelblauen Himmel zu. Seine Spitze war stark mit Schnee bedeckt. Sowohl das unerwartete Erscheinen desselben, als auch seine isolierte Lage wirken besonders imponierend, und noch erstaunter ist der Wanderer durch das ebenfalls plötzliche und vollständige Wiederverschwinden des Berges — gleichsam als ob er in die Erde versunken wäre. Bezaubernd wirkte im Augenblick seines Erscheinens, ihn glanzvoll beleuchtend, die aufgehende Sonne.

Hierauf führte uns eine gute Brücke über den wildrauschenden „San Lorenzo", der in den Hafen gleichen Namens mündet, an dem wir am 12. November vorübergefahren waren. Kaum hatten wir die Brücke überritten, zeigte sich links von uns der gigantische Unterbau der 1874 leider eingestürzten, von der Natur gebildeten alten Felsenbrücke, die wir mit weiter Kurve umritten.

Bald begann die Besteigung eines der wildesten und beschwerlichsten Bergpfade der Welt, der so manchen Reisenden beängstigt hat, da er in jeder Beziehung als ein wilder, steiler und sehr gefährlicher zu benennen ist. Während der Besteigung war der Chimborazo abwechselnd bald in Sicht oder bald verdeckt. Um $^1/_4$11 Uhr erreichten wir, nach zurückgelegten 18 Kilometer von San Miguel de Chimo,

Guaranda, der Größe nach die fünfte Stadt des Staates. Wir hielten vor dem Hotel und entließen unsere Maulesel, die wir nur bis hierher gegen fünf Soles gemietet hatten.

Es war gerade Sonnabend und Markt, und daher konnte man die Kleidung und die Eigentümlichkeiten der Indianer kennen lernen. Die Kleidung war sehr bunt, jedoch meist europäischen Schnittes. Sie trugen Filzhüte oder auch Hüte aus Stroh. Schmutzig erschienen die Leute im allgemeinen, da das Waschen, wie sie behaupteten, in dieser Gegend sehr ungesund sei. Das Haar war bei den Männern, wie bei den Frauen lang und struppig, das Gesicht war bartlos und der Körperbau ein kräftiger, die Hautfarbe gleich der einer etwas ins olivenfarbige spielenden Bronze. Was die Leute namentlich charakterisierte, war ihr ausnahmslos freundlicher Gruß, auf den sie jedoch eine ebenfalls freundliche Antwort erwarteten; man hatte daher sehr viel mit dem Grüßen, und zwar mit Gestikulationen zu thun, und manchen Händedruck, namentlich mit Halbindianern, auszutauschen; die Höflichkeitsbezeugungen haben hier kein Ende, und wenn man die verschiedenen Formen oder die Art und Weise derselben nicht kennt oder sich zu derselben nicht vorbereitet hat, so fällt man auf und wird leicht lächerlich.

Die Marktprodukte waren sehr einförmig und ekelerregend, sie bestanden aus Zwiebeln, die auf Bast gereiht waren, aus rohen Kartoffeln, die in kleine Portionen geteilt erschienen, aus Kräutern in kleinen Bündeln, aus Pfeffer, der in Prisen auf Blätter gelegt ist, aus in kleinen Päckchen mit Bast umwickeltem, sehr ekelhaftem Fleisch, welches eine grüngraue Farbe zeigte, aus an der Luft getrockneten Fischen, die übrigens sehr saftreich und schmackhaft waren, aus Käse in graugelber Schmutzfarbe, aus verschiendenartigsten, ekelhaft gekneteten Kuchen unkennbaren Stoffes, und aus nicht raffiniertem Zucker; außerdem wurden Früchte der Tropen und Zuckerrohr zum Verkaufe angeboten.

Auf dem Markte machte ich die Bekanntschaft des Dekans des Ortes, eines hochwürdigen Spaniers, der uns zu sich einlud und uns mit einer Tasse vorzüglichen Kaffees aus der Bohne des Landes, und mit gutem Brot, einer Seltenheit im Lande, bewirtete. Wieder zum

Markte zurückgekehrt, besuchten wir eine Indianerkneipe, wo ich den hiesigen Chica, ein kühlendes Getränk, welches aus Mais gegohren wird und dem russischen Quas, einer Art Cider, sehr ähnlich ist, versuchte. Hierauf besuchten wir eine Edelsteinhändlerin, die sich auch auf Altertümlichkeiten der Inkas verlegt hatte, jedoch meist wertlose Gegenstände besaß und für die wenigen gediegenen ihrer Rumpelkammer einen exorbitanten Preis forderte und fest und standhaft bei demselben blieb.

Hierauf machten wir uns an unser Mittagsmahl; dessen Zusammenstellung war: äquatoriale, hier im Lande unvermeidliche Eiersuppe mit fetten Fliegen und glänzenden Indianerhaaren, zwei Fleischspeisen, die ungenießbar waren, ein paar alte Eier und ockergelbes Wasser. Dafür mußten wir pro Mann 7½ Reale bezahlen, was gleich 75 amerikan. Cents ist; hierfür jedoch hatten wir auch das Recht, sechs Eier, einen kleinen Käse und indianisches Brot, welches ohne Hefe gebacken ist, mitzunehmen, was notwendig war, da in Tortorilla, d. h. in der Hütte auf dem Paß des Chimborazo, wie man behauptete, nichts zu haben war.

Pferde hatten wir bis Riobamba, dem zweitgrößten Orte des Staates, für vier Pesos à achtzig Cents, demnach für acht Reale gemietet, d. h. ich ein Pferd und mein liebenswürdiger junger Freund einen Maulesel; die Wahl der Tiere zwischen uns fand durch Knotenziehen statt, da es notwendig war, diese Wahl unserem Schicksal zu überlassen, weil der Maulesel ein tüchtiger Bergsteiger, jedoch ein berühmter Reisausnehmer war, während das Pferd ein ebenfalls tüchtiges für das Gebirge, aber auch zugleich ein fürchterlich stoßendes sein sollte.

Um drei Uhr nachmittags verließen wir Guaranda, das gleich wie alle Städte des Staates aus einstöckigen, sehr lang gestreckten Häusern bestand, die sämtlich einen geräumigen Hofraum, den eine Mauer umgab, besaßen, auf welchem die hier in keinem Hause fehlende Veranda errichtet war, zu welcher man zu Pferd mit Sack und Pack durch die Thür des Hauses gelangte und alsdann, nachdem die Thür geschlossen wurde, gleichsam wie in einem Gefängnis sich befand, da kein anderer Ausgang vorhanden war.

Es folgte von Guaranda aus eine sehr pittoreske Gegend, die reich an Schluchten, Quellen, und daher auch reich an Gießbächen war. Unser Weg war steil und sehr reich an Geröll. Oft erblickten wir den Chimborazo, der übrigens nur während des Rittes durch die zahlreichen Hohlwege, wo es alsdann fast frostig feucht war, unserem Blicke schwand. Die Kälte nahm mit der Steigung allmählich fühlbar zu, und zwar in gleichem Maße wie die Beschwerlichkeit des Weges. Die Umgegend bildete teilweise Gebüsch, meist jedoch üppiges Grasterrain, in welchem die mannigfaltigsten Blumen sich zeigten, die an unsere Alpenwelt erinnerten.

Zahlreiche Viehherden, namentlich viele Esel, sahen wir auf der Weide, unter Aufsicht ihrer wilden Hüter. Vielen recht großen Karawanen mit Waren, die auf Esel, Maulesel, Maultiere und Pferde gepackt waren, begegneten wir oder holten sie oft in den schmalen Hohlwegen oder in zahlreichen Furchen, die hier die Straße bildeten, ein. Es ist nämlich auf den einzelnen Hochflächen (Mesas), die die Abhänge des Chimborazo bilden, der Boden infolge früher stattgefundener Eruptionen des Vulkans oft strichweise geborsten und ein bis zwei Fuß breite, rinnenartige Spalten bildend. In diesen während der Regenzeit, die im Dezember beginnt, an Wasser überreichen Furchen, die meist parallel und annähernd auf ein bis drei Fuß Entfernung von einander laufen, schreiten die Tiere meist in Reih und Glied sich folgend. Zahlreiche Lamas zeigten sich im wilden Zustande, und auch die Esel- oder Packtier-Treiber halten gewöhnlich einige gezähmte, die ebenfalls eine leichte Fracht zu tragen haben, doch soll die Sitte, Lamas unter den Tieren der Karawane zu halten, davon herrühren, daß ihre Gegenwart den Seuchen unter den Eseln und Pferden vorbeugen soll. Es mag dies ein Aberglaube wie so mancher andere sein, doch der Glaube steht fest bei dem Volke, und sogar nichtabergläubische Männer der Gegend schenken hier diesem Glauben, aus praktischer Erfahrung, eine gewisse Beachtung. Zahlreiche Gerippe nicht nur von Tieren, sondern auch von Menschen trifft man hier und da zerstreut liegend an, oft zeigten sich Erdwälle, aus denen Reihen menschlicher Schädel hervorragten, die in eine nischenartige Vertiefung des Walles gestellt waren und um die sich infolge der Zeit und durch

den üppigen Humus der Erde blühende Schlingpflanzen, gleichsam wie zur Zierde, gerankt hatten.

Die Sonne ging glanzvoll unter, prachtvoll die Gegend nach Osten und Westen beleuchtend und dem imposanten Chimborazo einen mir unvergeßlichen Glanz verleihend. Mit dem Schwinden des Sonnenlichtes entfaltete sich zugleich die geisterhafte Beleuchtung des schon hoch am Firmamente stehenden Mondes, und für einen Augenblick befand sich der blendendweiße Chimborazo unter einem sonderbaren Zwielicht der Sonne und des Mondes, einen magischen Eindruck hervorrufend. Allmählich wurde die bisher lebhafte Natur still, und ein der Grabesstille ähnliches Schweigen bemächtigte sich der wilden Gebirgsgegend. In dieser Grabesstille hatten wir noch einen bedeutend weiten Weg zurückzulegen.

Bald änderte sich der Charakter der Landschaft. Schwarzsandiger Boden, lavahaltige, zerrissene, wild durcheinander geworfene Erdwürfel gewaltiger Dimension traten vor, riesige Erdwälle, mit kolossalem Geröll gemischt, zeigten sich; das Terrain war ein beständiges bergauf bergab, wechselnde Rundblicke über ein gigantisch durchwühltes und mit den Auswürfen der Krater sonderbar wild überdecktes Gebirge bildend. Mein Thermometer zeigte 45° Farh., als um neun Uhr abends das gewaltige Brausen des San Juan-Gießbaches hörbar wurde.

Bald begannen wir bergab in ein breites Hochthal des Chimborazo zu reiten, und allmählich hörte das mächtige Brausen des Gießbaches auf. Nach kurzer Niedersteigung folgte ein schrofferes Hinauf, alsdann wieder ein geringes Bergab, und zugleich wurde das Rauschen des Baches plötzlich wieder hörbar, und bald hierauf erreichten wir um zehn Uhr bei Frost und recht ermüdet nach einem Tagesritt von 56 Kilometern Tortorilla, d. h. die durchsichtige Erdhütte des Passes des Chimborazo auf einer Höhe von 11000', wie man behauptet, denn leider konnte ich, da ich mein Aneroid verloren hatte, die Höhe nicht bestimmen. Als wir anlangten, waren meine Finger steif gefroren, und mit Mühe gelang es mir, mich aus dem Sattel zu heben, da ich ein ganz sonderbar beklemmendes Gefühl spürte, welches mir meine Sinne benahm.

Die Indianerhütte und Wirkung der Höhenluft. — Ritt bis Riobamba. — Das Fest in Calhé. — Kultur und Natur! — Riobamba. — Die Brillenschlange. — Ein Nachtbild. — Schulen des Ortes und Gedanken über Erziehung im allgemeinen. — Ritt bis Motscha. — Über Ambato bis San Miguel. — Matschaschi. — Bis Quito.

Als wir in die Hütte traten, lagen ca. 50 Indianer teilweise in derselben, zum teil außerhalb unter der Veranda und schliefen. Über ihre Körper schreitend traten wir durch die enge Thür in den dumpfen Raum, wo wir viele Mühe hatten, in der Finsternis unter den Ausgestreckten den freien Platz der Feuerstelle zu finden.

Wir zündeten Licht an, weckten die zwei schmutzigen Indianerinnen, die die Hütte hielten, machten ein lustiges Feuer auf dem Boden an, und ließen uns eine warme Suppe kochen, auf die wir uns, da uns fror und wir nüchtern waren, sehr freuten.

Während der Zubereitung unserer Speise fiel aus dem langen Haar einer der Beiden etwas langsam Kriechendes in den Kessel und machte sofort meinen Appetit vollständig schwinden, so daß ich nur von der mitgenommenen Provision zwei Eier genoß und ein Gläschen Majorka (Anisbrantwein), den die Indianerinnen hielten, als Schlaftrunk nahm. Unsere an einen Pfosten gebundenen Tiere erhielten Gras, d. h. Alfalfa, und froren. Wir streckten uns auf den feuchten Erdboden zwischen die zahlreichen Indianer, die sehr freundliche Leute waren und uns bereitwilligst Platz machten, wofür ich sie mit Brantwein bewirtete. Mein Lager war zum Teil auf einem Troge, zum Teil auf einem Mühlstein gerichtet, als Kopfkissen nahm ich meinen Sattel. Noch bevor wir uns vollständig gestreckt hatten, ging das Feuer infolge des Holzmangels aus, und wir befanden uns wieder in der gründlichsten Finsternis.

Am 22. November erhob ich mich von meinem schrecklichen Lager, nach einer vollständig schlaflosen, überaus qualvollen Nacht. Obgleich ein Nordländer, und zwar vom höchsten Norden, hatte ich während meines Lebens noch nie so entsetzlich gefroren wie in dieser Nacht, und außerdem spürte ich das sonderbare Unwohlsein, dem die meisten

Reisenden, die den 4200 Meter über den Meeresspiegel sich erhebenden Paß des Chimborazo überschreiten, verfallen sollen. Eine halbe Stunde nämlich war vergangen, nachdem ich mich auf Mühlstein und Trog gestreckt hatte, als ein heftiges Herzklopfen mich zwang, mich zu erheben und in die freie Luft zu eilen, und als ich über die liegenden Indianer hinweggestolpert das Freie erreichte, überfiel mich erst ein heftiges Bluterbrechen, dann während zwei Stunden heftige Blutungen aus Nase, Mund und Ohren, Beängstigungen und gründliche Schmerzen.

Als ich endlich gegen vier Uhr wieder in die Hütte trat und ermattet in einen krankhaften Schlaf fiel, wurde mir die erwünschte Ruhe nicht gegönnt, indem mein Reisegefährte mich schon um 4½ Uhr weckte. Es mußte gesattelt werden, und um fünf Uhr verließen wir kurz vor Sonnenaufgang bei 40° Farh. und frostigem Winde die Hütte.

Noch war es vollständig Nacht, als wir abritten, doch gestattete uns das helle Licht des Mondes, und teilweise sogar die Beleuchtung des Chimborazo, dessen Schnee fast die Hütte erreichte, unseren Weg zu finden, der, von hier aus noch steigend, ein wild romantischer war.

Bei Sonnenaufgang, nachdem wir in einer Indianer-Sennhütte warme Milch genossen, zeigten sich wieder bebaute Flächen. als wir bergab dem sich schlängelnden Flusse Rio San Juan folgten. Von diesem Augenblick an nahm die bebaute Gegend zu, und in einer Weise, daß man faktisch keinen Fleck unangebaut erblickte. Das Land war auffallend sorgfältig bearbeitet, da, wie schon früher erwähnt, hier die Beackerung meist nur mit der Handhacke stattfindet.

Bei gleichem Anblick durchritten wir die Ortschaften San Juan und Alican, deren Einwohner sich im festlichen Schmucke zeigten, da es Sonntag den 22. November war, d. h. der Tag des heiligen Juan.

Als wir den Ort Calhé erreichten, trafen wir eine große Schar maskierter Indianer, die den Tag des Heiligen feierten. Die Männer trugen hohe, spitzzulaufende, mit Silber gestickte Hüte, aus denen farbenreiche Federbüsche hervorragten und die mit verschiedenartigem glitzernden Gehäng verziert waren. Die Anzüge waren sehr bunt und im Schnitt Schlafröcken ähnlich, und das ganze Kostüm erinnerte lebhaft

an die Tracht altägyptischer Priester. Die Front des Hutes war mit verschiedenartigsten Silbermünzen, die klirrend sich bewegten, im richtigsten Sinne des Wortes belegt. Einige Männer hatten sogar antike indianische Schmucksachen, auch Edelsteine am Hut befestigt. Um die Stirn, die frei war, da der Hut keinen Rand hatte, trugen sie eine Kette von niederhängenden blanken Dollars aus altspanischer Zeit. Die Brust bedeckten Ketten, bestehend aus Gold- und Silbermünzen, desgleichen war auch der Rücken mit solchen geziert, und geradezu überraschend war die Masse der Münzen, die ein jeder Mann besaß, und die eine namhafte Summe betrug. Lange Perrücken diversester Haarfarben trugen sie. In der Hand hielten sie ein hölzernes Schwert, welches reich mit bunten Bändern verziert war.

Wir hielten einen Augenblick und ließen uns gegen ein Geschenk von 20 Cents pro Mann von ihnen den Indianertanz vorführen, bei welchem sie Wildheit, Männlichkeit, Gewandtheit und Grazie in den Bewegungen zeigten. Nach beendeter Vorstellung zahlten wir jedem Tänzer das Versprochene, wonach sie munter zur Schenke zogen, und traurig war es zu sehen, wie auch hier das Volk gierig nach Brantwein war, nach diesem Höllenprodukt des europäischen Imports in die Länderstrecken der sogen. Heiden und Wilden, die durch dasselbe eigentlich zu solchen erst gemacht worden sind, denn nirgends trifft man die Wirkung des Alkohols verwildernder und demoralisierender als wie unter den Indianern, gleicherweise im Norden wie im Süden Amerikas.

Der Tanz bestand nur aus einem bald auf die Spitzen der Zehen sich erheben, bald niederlassen mit Schwenkungen der Arme und des Oberkörpers in kriegerischer Art, mit hin und wieder auseinanderbreiten der Beine, in deren Stellungen alsdann deutlich die Bewegungen der Gladiatoren zu erkennen waren. Pauken und Glockenspiel begleiteten den Tanz.

Der Marktplatz, auf welchem die Feier stattfand, war gefüllt von Männern, Weibern und Kindern, unter denen ein überraschend friedliches Einvernehmen und der Ausdruck kindlicher Freude herrschte. Kein Streit, kein Schimpfen, kein Stoßen fand statt, Friede herrschte unter der laut jubelnden Menge ohne die Gegenwart einer Polizei,

und das waren sogen. Wilde mit der von den Weißen verabscheuten Farbe der Rothäute!

Um elf Uhr erreichten wir nach zurückgelegten 30 Km. Riobamba, laut unserer Strecke, annähernd 194 Km. von Botegas. Der Zahl der Bevölkerung nach (16 000) ist es die dritte Stadt im Lande und steht seit 1800, nachdem die alte Stadt am 4. Februar 1797 durch ein Erdbeben zerstört worden war. Es ist ein Zukunftsort des Staates, liegt in einem breiten Thale, dessen Boden ein humusreicher, mit Lava geschwängerter, schwarzer Sand bildet. Die Umgebung des Thales bildet ein eindrucksvoll-imposanter Gebirgsgürtel, aus welchem gewaltige Höhen hervorragen, als z. B.: der „Chimborazo", in unweiter Entfernung diesem gegenüber und mit ihm durch eine schwungvolle Kette verbunden der natürlich kleinere, jedoch gleich wie er weiße „Cariwoyatschi" (heißt: liebes Eheband) einerseits, und anderseits ihm gegenüber der stets dampfende, merkwürdig spitz zulaufende Vulkan „Cotopaxi" und der langgestreckte, einem Altar ähnlich geformte „El Altar", der oberhalb durch seine reichen Schneemassen weiß erscheint, während der übrige Teil seines Ganzen, obgleich ein hohes Gebirge darstellend, doch grün, gleichwie die imposanten Unterlagen der drei weißen, hervorragenden, vorhin genannten Erhebungen ist. Es ist schwer, das entzückende Bild, welches sich vom Marktplatze Riobambas aus zeigt, darzustellen; namentlich auffallend bildet in demselben die grelle Grenze das blendend Weiße vom an Nüancen reichen Grün.

Nachdem wir gegessen, was Not that, da wir recht nüchtern waren, und nachdem uns ein gutes, geräumiges, luftiges Zimmer angewiesen war, wanderte ich durch die an Plätzen und Kirchen reiche Stadt. Die Kirchen waren wie die Häuser des Orts in einem etwas verfallenen Zustande, dieses jedoch, wie ich mich überzeugte, infolge der heißen Sonnenstrahlen, die dem heftigen Regen der hiesigen sogen. Winterzeit folgen, da die Häuser meist, wie sämmtliche Bauwerke im Lande, wenn sie nicht aus Bimsstein errichtet sind, aus Lehmschlag bestehen und weiß angestrichen sind.

Am 23. November war ich um sechs Uhr morgens schon auf der Wanderung durch die in der Frühstunde noch stille, leblose Stadt — denn hier gönnte sich ein Jeder lange Ruhe. Während ich die Stadt

und den Hüttenteil der ärmeren Indianer besuchte, fiel mir das viele und sehr klare Wasser auf, welches inmitten der Straßen und Gassen rauschend gleich einem Gießbach durch einen sorgfältig gehaltenen Graben floß, eine vorzügliche Sanitätseinrichtung, deren günstiges Resultat sich durch die hier herrschende reine Luft in der Stadt charakterisiert, in der man keine Ausdünstungen spürt, keine sogar aus den kleinen, mit Heu spitz gedeckten Hütten der armselig wohnenden Indianer.

Meiner Wanderung durch die Stadt folgte die in das Freie ihrer Umgegend. Ich suchte einen hervorragenden Hügel, den ich in der Ferne sah, zu erreichen, um von dort aus den Umriß der drei Prachtspitzen, die die Zierde des Ortes bilden, zu skizzieren.

Als ich auf der Höhe, die, von zahlreichen Kondoren umkreist, einen prachtvollen und lebhaften Anblick gewährt, mit dem Vollenden der Skizze des 5404 M. sich erhebenden „El Altar" beschäftigt war, hörte ich ein nahes Zischen, welches mich aus meinem Bewunderungstraume rasch erweckte. Als ich mich umsah, erblickte ich eine wütend mich anglotzende Brillenschlange (Corall), das schlimmste Reptil Süd-Amerikas, gelbschwarzer Farbe, ca. $1\frac{1}{2}$' lang, die, als ich sie bemerkte, sich sofort gegen mich warf und wahrscheinlich in der Nähe ihr Nest haben mußte. Da ich keine Schlagwaffe, nicht einmal meinen Regenschirm bei mir hatte, so ergriff ich ohne weiteres das Hasenpanier und lief den Hügel abwärts. Zu meinem Erstaunen folgte mir das Tier eine kurze Zeit mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit und oftmals sich schnellend.

Um elf Uhr erwartete mich mein Frühstück, welches vorzüglich war, wonach ich diese Zeilen niederschrieb, hierauf das im Bau begriffene Kloster „zum Herzen Jesu" besuchte und dort einen liebenswürdigen Geistlichen kennen lernte, einen Italiener von Geburt, der mir sowohl die Räumlichkeiten, als auch das neue, höchst reichhaltige physikalische Kabinet des Klosters zeigte, in welchem überraschend kostbare Instrumente sich befanden, von denen leider einige noch neue durch den weiten Transport aus Europa beschädigt worden waren, die jedoch der geistliche Herr eigenhändig wieder in Stand setzen zu können hoffte.

Mein Thermometer zeigte im Schatten um acht Uhr morgens 50° und um vier Uhr Nachmittags 60° Farh. auf einer Höhe von ca. 9000' über dem Meeresspiegel. Ein merkwürdiges Gefühl war es, unter dem Äquator zu frieren. So waren z. B. in der Nacht zwei dicke, wollene Decken zu wenig, und ich mußte noch meinen Plaid zu Hilfe nehmen. Wenn nicht die bedeutend heißen, senkrechten Strahlen der Sonne an den Aequator mahnten, konnte man sich hier leicht in den Winter der südlichen Krym versetzt denken.

Um neun Uhr begab ich mich mit meinem liebenswürdigen jungen Reisebegleiter zur Ruhe, d. h. verzog mich in mein Zimmer und schrieb bis elf Uhr die Eindrücke unserer Reise von Guayaquil bis hier in das Reine, wonach ich meine Kerze — die ich in Ermangelung eines Leuchters, der hier im Lande nicht gebraucht wird, auf meine Kleiderbürste geklebt hatte — auf dem neben das Bett gestellten Stuhl befestigte und noch einmal in das Freie trat, um den Anblick der vom Monde hell beleuchteten Höhen des Gebirges zu genießen. Die Straße war still und lautlos, wie das Haus, dessen Ruhe nur hin und wieder durch das Schnaufen, Nüstern und Kauen der zahlreichen Pferde auf dem Hofe vor meiner Thür unterbrochen wurde, was die, man könnte sagen: totenstille Natur etwas belebte.

Hier wäre noch zu erwähnen, daß ich während meiner Wanderungen am Tage die Schulen des Ortes besuchte, die den Eindruck systematisch geordneter Anstalten und denjenigen eines guten Geistes hervorriefen und unwillkürlich durch das gehorsame und sittsame Betragen der Zöglinge den gewaltigen Unterschied im Vergleich mit der lärmenden, brutalen gegenwärtigen Jugend der Republik der Vereinigten Staaten zeigten. Hier herrschte Ruhe und ein bedeutend höherer Grad von Sittsamkeit, und es befestigte sich meine Überzeugung noch mehr: daß bei der Erziehung der Kinder zu einer moralischen Generation, zu einer Generation, die die Grundlage eines geordneten und faktisch fortschreitenden Staates bilden soll, stets der unumschränkte Einfluß der Religion wirken muß. Gleichviel in welcher Regierungsform der Staat sich auch befinden möge, die Erziehung der Jugend muß — um eine für die Zukunft dem Land wohlthuende zu sein, und um der Jugend moralische Grundsätze, Liebe zur Ordnung, Achtung

vor den Gesetzen, Achtung vor Alter und Erfahrung einzuflößen — dem direkten Einflusse der Kirche, womöglich der Staatskirche, überlassen sein. Freiheit ist schön und ein unbestreitbares Recht der Menschheit, jedoch auch jene Freiheit ist kostbar und ist ein freies Recht der menschlichen Gesellschaft, der schrankenlosen Freiheit, der Entartung und der Unmoralität nicht nur Schranken zu setzen, sondern sogar Fesseln anlegen zu dürfen.

Die Nacht war eine frostige gewesen, als am 24. November um sieben Uhr morgens Don Emilio, mein junger Freund, hastig an meine Thür klopfte und mich zum Aufbruch mahnte, da wir hier frische Pferde mieten mußten und, weil bekanntlich in spanischen Ländern alles langsam geschieht, Zeit zur Besorgung derselben brauchten.

Was wir wünschten, fanden wir bald, nämlich zwei Pferde für drei Soles 80 Cents für die Strecke von 54 Km. bis Ambato, der viertgrößten Stadt der Republik, und beabsichtigten, um elf Uhr aufzubrechen.

In der Nacht war heftiger Frost gewesen, der den zarten Pflanzen der Umgegend geschadet hatte. Man kann sich schwer einen Begriff von der ungemütlichen Wirkung einer äquatorialen Kälte machen, da diese der glühenden Wärme der Sonne und die letztere der Kälte so plötzlich folgt.

Statt um elf Uhr waren wir erst um drei Uhr im Sattel, hatten jedoch dafür den Vorteil, die Tiere ohne Wechsel für die Strecke von 170 Km. bis Quito für je 10 Soles 80 Cents zu mieten. Mein Aufenthalt kostete 2 Soles für das Zimmer und 3 Soles 24 Cents für die Beköstigung.

Wir ritten, Riobamba verlassend, über eine annähernd 2850 M. über den Meeresspiegel sich erhebende sogen. Pampa oder Hochebene, die dem Charakter nach — eher eine Savanne zu nennen war. Wirbelnder Wind, spurloser Weg charakterisierten die Strecke, die wir im scharfen Trab zurücklegten, um noch vor eintretender Dunkelheit das 30 Km. entfernte Mocha (Motscha) zu erreichen.

Gegen Abend waren nur 45° Farh., und es war recht finster, da der Mond, bis er über die gewaltigen Berge sich erhob, für uns erst spät aufging. Wir verirrten uns oft gründlich, durch unüber-

schreitbare Risse des Bodens und quer sich bildende, schluchtartige Spalten desselben zu Umwegen gezwungen, und als wir wieder die kaum bemerkbare Spur, der wir folgen sollten, trafen, erschien es uns stets gleich einem Wunder, daß wir dieselbe wiederfanden, denn es läßt sich schwer eine Schilderung des wüsten Durcheinanders dieser vulkanischen Spaltungen des Bodens, die den sogen. Weg kennzeichneten, entwerfen, obgleich sie in gewisser Beziehung in ihren Richtungen systematisch sind.

Um neun Uhr abends durchritten wir den Gießbach von „San Andrae", an welchem das Dorf gleichen Namens liegt, und diesem folgend erreichten wir, gründlich müde und ermattet, nach zurückgelegten 30 Km. die Hütte von Mocha (Motscha), wo uns statt einer Bettstelle nur eine Erdbank erwartete, auf die wir, ohne Speise und Trank erhalten zu haben, uns hungrig und fröstelnd streckten.

Am 25. November erwachte ich um fünf Uhr, und nach einer schlecht verbrachten Nacht und nach einem verhältnismäßig recht guten Kaffee ohne Milch, bestiegen wir unsere Pferde und ritten ab. Unsere wilden Tiere bluteten infolge einer Rauferei oder richtiger Ausschlägerei und Beißerei, die sie während der Nacht mit einander gehabt hatten. Der Morgen war bei 40° Farh. frisch, Eis zeigte sich in den zahllosen, vulkanisch gebildeten Furchen des Weges, der über ein sandiges, hügeliges, klüftereiches Terrain uns führte und einen sehr wilden Eindruck hervorrief.

Um 1/2 11 Uhr erreichten wir nach einem Ritt von 24 Km. Ambato, wo wir frühstückten und unsere Pferde fütterten. Um zwölf Uhr setzten wir unsern Weg über San Miguel bei heftigem Sandwirbel fort; einer derselben kehrte uns, seine Kraft zeigend, samt den Pferden wider Willen um. Auf dem Wege boten uns oft Indianerbuben wilde Erdbeeren von der Größe einer Wallnuß an, die außerordentlich aromatisch und wohlschmeckend waren.

Ambato lag im Thale in einer überaus hübschen Lage. Das Zentrum des Städtchens bildet der zierlich bepflanzte Platz der Kirche, die recht alt zu sein schien.

Um fünf Uhr hielten wir, nach zurückgelegten 26 Km. von Ambato, auf dem Marktplatz des langgestreckten San Miguel zum Tränken

unserer Pferde vor dem Springbrunnen, der noch aus altspanischer Zeit stammte, und nach zweistündigem Ritt in gleicher Gegend wie bisher erreichten wir das von San Miguel 12 Km. entfernte, weitausgedehnte Lategunga um sieben Uhr abends. Wir legten uns nach unserem dreizehnstündigen Ritt recht ermüdet auf das uns angewiesene harte Bett bei einer Temperatur von 40° Farh., während am Tage um zwei Uhr mein Thermometer 89° Farh. in der Sonne gezeigt hatte.

Am 26. November brachen wir nach einer frostigen Nacht um ½7 Uhr wieder auf, nachdem uns der Aufenthalt 1 Soles 10 Cents pro Mann gekostet hatte. Die hierauf folgende Gegend war durchwegs waldlos, bergig, wild in den Formen der Erhebungen, jedoch meist fleißig bebaut. Um fünf Uhr trafen wir in Machachi (ausgesprochen: Matsatschi), nach zurückgelegten 48 Km. und einem zehnstündigen Ritt ein, nachdem kurz vor unserer Ankunft unsere Tiere sich energisch weigerten, weiter zu gehen.

Am 27. November waren wir um ½6 Uhr morgens zu Pferd, nach einer durch Ungeziefer schlaflosen Nacht. Es folgte ein beständiges bergauf, bergab, der alten Landstraße (Camino real) folgend, die stellenweise, jedoch recht schlecht gepflastert war. Die Umgebung war eine hügelige des Hochplateaus, das Terrain war meist bebaut, und es zeigten sich oft zerstreut liegende Indianerhütten. Wir begegneten vielen Eseln mit Fracht beladen und zahlreichen Ochsen und Stieren in Herden. Hier zeigte sich völliger Mangel an tropischen Gewächsen, man sah nur Blattlaub.

In Tambie, einem kleinen Ort, den wir durchritten, tranken wir nach zurückgelegten 12 Km. eine Tasse recht guten Kaffees, und gegen zehn Uhr zeigte sich Quito, die berühmte Hauptstadt des Staates, mit 23 000 Einw. Nach zurückgelegten 30 Km. von Machachi hielten wir um elf Uhr vor dem Hause des französischen Gesandten, in welchem mein junger Freund Sennor Emilio, wie er hier genannt wurde, mir sein geschmackvoll eingerichtetes, wenn auch einfaches Zimmer anbot. Die von uns von Botegas bis Quito zurückgelegte Strecke betrug annähernd 304 Km., die wir in acht Tagen fünf Stunden zurückgelegt hatten.

Quito und Umgegend. — Das Klima und die Vegetation. — Sehenswürdigkeiten. — Charakteristische Eigenschaften. — Von Quito bis Matsatschi. — Ritt von Latecunga nach Ambato. — Von Ambato bis Guaranda. — Irrritt vor Motscha. — Der unheimliche Tunnel. — In den Wolken.

Nachdem ich mich gescheuert und gebürstet, wanderten wir in eine französische Restauration, um unsere gründlich nach Speise sich sehnenden Magen zu befriedigen, und ich fand daselbst die beste Mahlzeit, seit meiner Ankunft im Staate Ecuador.

Hierauf folgte meine Vorstellung bei Seiner Excellenz, dem Vater meines Freundes. Ich traf einen kleinen alten, etwas grießgrämigen Mann, der sich in Quito langweilte und ein echter Franzose war, der es zu beweisen suchte, daß es gar keine Germanen mehr gebe, da die Germanen, d. h. die gegenwärtigen, von den Franken stammen, die wirklichen Germanen aber vollständig vernichtet worden seien.

Zahlreiche Klöster und sehr schöne Kirchen, d. h. von innen schön, fallen in der Hauptstadt auf. Der Platz der Kathedrale (Plaza major), der auf seiner Längenseite durch eine Mauer geschlossen ist, das Palais des Präsidenten, das Gebäude des Novicus-Instituts, welches hübsch mit Blumen und zahlreichen Bäumen umringt ist, bilden gewissermaßen die Zierde der Stadt, obgleich das Palais ziemlich verfallen erscheint und ein vollkommen unschönes Bauwerk ist, in welchem, als Staatsregierungsgebäude, verschiedene Behörden der Ministerien sich befinden. Schöne Häuser hat die 1533 vom Conquistador Sebastian de Benalcazar gegründete Stadt nicht, desgleichen fehlen derselben Gärten, da die einzigen Anpflanzungen jene auf dem erwähnten Platze der Kathedrale und die des Novicus-Instituts sind.

Am 28. November machte ich mich, nach herrlichem Schlaf im weichen Bett des Don Emilio, in früher Morgenstunde auf den Weg in die Berge, zu den fünf Quellen, die in einer wilden, schluchtenreichen Gegend sich befinden und von denen aus man von einem steilen Abhang die ganze Stadt und ihre Umgebung erblickt. Die Umgegend bilden waldlose Berge, die aber durch ihre verschiedenartigen Formen und durch ihre lieblichen Schluchten und Thäler einen anmutigen Eindruck hervorrufen. Alles zeigt sich in der Umgegend

unter Feldbau oder Gras. Die Wohnungen der Landbewohner sind hüttenartig und schmutzig.

Quito liegt 9400' über dem Spiegel des Ozeans und rühmt sich eines herrlichen Klimas und eines „ewigen Frühjahrs“, aber letzterem widerstreite ich und halte für richtiger den Ausdruck „ewig schöner Herbst“, denn die Temperatur ist hier eine gleichmäßige an allen Tagen des Jahres, sie wechselt nämlich zwischen 10 bis höchstens 16° R. Die Abende sind frisch, die Nächte oft frostig, die Vegetation befindet sich beständig in einem Zustande des Abwelkens und zugleich des Auflebens, man sieht oft Pflanzen, die welkend das Absterben zeigen, und bei denen zugleich frische Knospen eben aufgehen. Die Flora der Gegend ist eine prachtvolle; wenngleich sie sich nicht in solchen Massen zeigt, wie es auf den Almen unserer europäischen und im allgemeinen in den nicht äquatorialen Gebirgen stattfindet, so ist doch die Mannigfaltigkeit derselben eine bemerkenswerte: üppige Fuchsiensträucher in voller Blüte, Daturas mit kräftigem Stamme in ebenfalls vollster Blüte, meist in gelblicher Farbe, Jasmine verschiedener Art und Farbe, Katteeen verschiedener Art und Form, mit einer überraschenden Mannigfaltigkeit der Blüten und Früchte, reizende Schlingpflanzen u. s. w. mischen sich unter die allgemeinen Gattungen der Alpenflora. Im ganzen jedoch macht Quito einen öden Eindruck durch die Waldlosigkeit seines in den Formen hügelartig gewölbten, wenngleich schönen Gebirgskranzes. Die Stadt liegt in einem Thale mit hügeligem Terrain, durch welches zahlreiche Bäche rauschend fließen, unmittelbar am Fuße des sich stark gebirgsartig ausbreitenden, 4786 Meter hohen Vulkans „Pichincha“, dessen Krater man deutlich bei hellem Wetter sehen kann und der eine wild durchbrochene, sonderbar gespaltene Spitze bildet.

Zurückgekehrt wurde ich durch Seine Excellenz aufgefordert, während meines Aufenthaltes in Quito sein Gast zu sein, d. h. außerdem, daß ich das Zimmer seines Sohnes bewohnte, bei ihm zu speisen, was nicht in seinem Hause, sondern bei einer Familie stattfand, bei der er sich zur Beköstigung eingemietet hatte. Politik war das Hauptthema des Gespräches, und ich spielte die Rolle eines Stummen so gut es ging, da er ein gründlicher sogen. Deutschenfresser war.

Als Merkwürdigkeit des 1541 vom Kaiser Karl V. zur Stadt erhobenen Quito wäre das Staatsgefängnis für politische Verbrecher zu nennen, welches vom Präsidenten Garzia Morena, der am 6. August 1875 meuchlerisch ermordet wurde, nach neuestem Zentralsystem festungsartig auf einer Anhöhe erbaut worden ist und, obgleich in einer Schlucht gelegen, die Stadt und ihre Umgebung vollständig beherrscht, in jeder Beziehung ein interessantes Bauwerk ist, und noch bemerkbarer wird, da in der Stadt selbst die Gebäude sich nicht einer beachtenswerten Architektur erfreuen.

Als Seitenstück zu diesem Glanzbau des Staates ist übrigens das neue Observatorium zu erwähnen, welches ebenfalls kostspielig errichtet worden ist. Höchst interessant ist im altertümlichen Komplex der Gebäude des Jesuiten-Kollegiums seiner Reichhaltigkeit wegen das Museum desselben. Namentlich sind es die Abteilung der zoologischen Sammlungen und hauptsächlich das überaus vollständig ausgestattete Kabinet der physikalischen Instrumente, die Aufmerksamkeit erregen. Die Sammlung der Schmetterlinge in der zoologischen Abteilung ist eine gelungene, da der Staat Ecuador dieselben in mannigfaltigster Art, Größe und Farbe besitzt und da hier im Lande die Variation in der Klasse der Motten, von den größten bis zu den kleinsten, kaum sichtbaren, eine außerordentliche ist. Auch die Vögel waren, namentlich in Farben, reich vertreten; unter ihnen war ein ausgestopfter Kondor mit ausgebreiteten Flügeln zu sehen, dessen Flügelausspannung $2^1/_2$ Meter erwies.

Was die Stadt, die sonst keiner weiteren Bemerkung wert ist, charakterisiert, ist das im Zentrum der Straßen und Gassen durch gemauerte Gräben fließende Wasser, welches durch die starke Strömung trotz dem mannigfaltigen Unrat, der in dasselbe geworfen wird, und da namentlich diese Gräben auch zugleich als Abtritte benutzt werden, stets sauber erscheint und auch nicht die mindeste üble Ausdünstung entwickelt. Höchst charakteristisch sind diese Wasserzüge durch die Straßen namentlich am Abend, oft auch am Tage, durch die sich versammelnden Gruppen, die, kommunistisch sich niederkauernd, die Gräben zu ihrem täglichen Naturbedürfnis benutzen, da in den Häusern Retiraden nicht vorhanden sind, was dem Fremden sehr schwer zu ertragen wird,

da es Zeit braucht, bis man sich an diesen öffentlichen Vortrag eines sonst geheimnisvoll gehaltenen Geschäftes gewöhnt; doch muß ich gestehen, daß in vieler Beziehung diese Sitte keine so üble ist, indem wahrscheinlich dieser Ursache wegen die hiesigen Wohnungen sich einer überaus stickstofffreien Atmosphäre erfreuen, die wir in unseren, in der Kultur vorgeschrittenen Städten Europas gerade nicht oft treffen.

Am 30. November fand ich ein Pferd für die Strecke von 30 km bis Machachi für fünf Pesos (1 Pesos à 8 Reale = 80 Cents) und für 1 Pesos einen Indianer als Mitläufer, der das Tier zurückbringen sollte.

Um elf Uhr ritt ich ab, um zwei Uhr war ich nach zurückgelegten 18 Km. in Tambie, wo ich, da ich nüchtern abgeritten war, mir eine Tasse Chokolade, drei Eier und Brot geben ließ und hierauf, so sonderbar es erscheinen mag, eine halbe Flasche Hamburger Bier (sogen. Kaiser Wilhelm) trank, wofür man von mir samt Alfalfa-Fütterung für mein Pferd nur 1 Pesos forderte.

Als ich um drei Uhr abreiten wollte, kamen zwei blonde Jünglinge die Straße entlang; sie erwiesen sich als deutsche Bäcker in Not, die von der Wanderung recht ermüdet waren und keinen Heller mehr besaßen. Ich gab ihnen eine Flasche Bier, Zigarren und etwas Geld und wünschte ihnen ein „Gotthelf“ in diesem wilden Lande, nachdem ich sie durch einen Zettel der Freundlichkeit des Jesuitenkollegiums in Quito empfohlen hatte.

Gegen fünf Uhr war ich nach zurückgelegten 12 Km. in Machachi und übergab hier mein Pferd dem Indianer, der wirklich rasch gelaufen war, da er mit mir zu gleicher Zeit eintraf. Ich fand bald einen Maulesel für sechs Pesos für die Strecke von 86 Km. bis Ambato über Latecunga, beschloß jedoch, erst am folgenden Morgen aufzubrechen.

Den Weg von Quito bis Machachi bildete meist die sich oft gewaltig krümmende gepflasterte Landstraße (Camino reale), bei sehr wechselreichem Anblick des leider waldlosen, jedoch durchwegs angebauten Gebirges. Während des Rittes überraschte mich ein kurzdauernder Regenschauer.

Trotz Ungeziefer, dem allgemeinen Übel des Landes, an welches man sich hier übrigens bald gewöhnt, hatte ich die Nacht gut geschlafen, erwachte um fünf Uhr frisch und wohlgemut, labte mich mit Kaffee, tränkte mein Tier, sattelte, und bald trabte mein kleiner munterer Maulesel im bequemen hiesigen Paßschritt die abscheulich gepflasterte, staubwirbelnde Landstraße entlang.

Als ich Machachi verließ, waren 40° Farh. Die Gegend war waldlos, demungeachtet war durch das pittoreske Gebirge in der Ferne und durch das so verschiedenartig geformte Terrain der Anblick ein beständig wechselnder und in keiner Weise monotoner. Bald befand ich mich zwischen zwei prachtvollen Vulkanen, deren Höhen mit Schnee bedeckt waren, nämlich zwischen dem rechts von mir liegenden, wild durchrissenen und so zu sagen an sonderbaren Auswüchsen reichen, 5323 Meter hohen „Sangai" und dem links von mir sich zeigenden, von einer Seite schroff steilen, sonst schräg abfallenden, höchst imposanten, 5945 Meter hohen „Cotopaxi", deren Anblick ich während der Hälfte der mir bevorstehenden Strecke genießen sollte. Hier verließ ich die Landstraße mit ihrem langweiligen Pflaster und folgte laut Angabe eines Indianers der alten, früher von den Karawanen benutzten Straße, die ungepflastert und mit üppigen Aloes umkantet war, deren gewaltige Blütenstengel bis 40' hoch und einem riesigen ausgewachsenen Spargel ähnlich erschienen. Die Aloe ist der hiesigen Bevölkerung von größtem Nutzen: die sehr geraden Blütenstengel der Pflanze benützt sie ihrer Leichtigkeit und Festigkeit wegen zu Leiterstangen, und aus deren Blättern bezieht sie ihren festen, unverwüstlichen Bast. Außer den Aloes umgeben die alte Straße auch Stämme bildende Kakteeen und Daturas als üppig blühende Sträucher. Die ganze Strecke war gleich wie besät mit den spitzgeformten Hütten der Indianer.

Um drei Uhr hielt ich endlich, nachdem ich zahlreiche reißende Bäche durchritten, kurz vor Latecunga, vor einer solchen Hütte, um mein Pferd zu tränken. Zu diesem Zweck war ich in den Bach hineingeritten, doch das Tier beschnupperte nur die Oberfläche desselben, trinken wollte es nicht; glaubend, daß das Tier nicht durstig sei, spornte ich es zum Durchritt an, doch vergeblich — es rührte sich nicht

von der Stelle, sondern beschnupperte wieder heftig das Wasser mit dem Zeichen des Durstes. Die Ursache lag darin, daß hier im Lande die Tiere mit dem Zaum nicht trinken und man ihnen denselben zu diesem Zweck abnehmen muß, und sobald dieses geschehen war, nachdem ich hierzu in das Wasser steigen mußte, da ich, infolge des starrsinnigen Niederhaltens des Hauptes den Zaum vom Sattel aus nicht abnehmen konnte, labte sich das Tier fast fünf Minuten. Gleich hierauf erreichte ich Latecunga und stieg im Hotel Belvedere ab, welches mit einem geräumigen Schweinestall zu vergleichen war. Demungeachtet verschob ich meinen Weiterritt auf den folgenden Morgen, da mein Maulesel zwei Stunden gefüttert werden mußte, wonach mein Abritt erst am Abend hätte stattfinden können. Ein gutes Mittagessen wurde mir gereicht, und hierauf durchwanderte ich die Stadt, die nur Häuser gleich Ställen, und mit Schutthaufen, Schmutz und Unrat gefüllte Hofräume und Straßen zeigte.

Während meines Rittes war die durchschnittliche Temperatur des Tages 80° gewesen, und am Abend zeigte das Thermometer 65° und in der Nacht 45° Farh., ein recht schroffer Wechsel.

Am 2. Dezember war ich um 1/2 4 Uhr erwacht, sattelte und ritt um vier Uhr ab, nachdem ich nur eine Tasse Kaffee ohne Brot erhalten konnte. Von hier aus folgte ich wieder der gepflasterten neuen Landstraße, daher einem für Pferd und Reiter sehr ermüdenden Weg, bis ich um elf Uhr Ambato erreichte, einen im Thale lieblich gelegenen Ort, wo für hiesige Verhältnisse mehr Ordnung zu sehen war.

Hier entließ ich meinen prächtigen Maulesel und fand zum Weiterritt für 78 Km. nach Guaranda ein graues, gesundes Pferd für fünf Pesos, welches ein Indianerläufer (Peon) gegen fünf Pesos begleitete. Erst um 1/2 4 Uhr war ich im Sattel und hoffte in 3 1/2 Stunden das ca. 24 Km. entfernte Motcha in der Nacht zu erreichen. Anfangs lief mein Läufer vor meinem Pferde, was mich oftmals zwang, dasselbe zurückzuhalten, und überhaupt wurde mir der Zwang der Aufmerksamkeit auf den vor mir Laufenden lästig. Ich gab dem Gaul die Sporen, und vorwärts ging es im Paßgallopp. Ich war sicher, um sieben Uhr Motcha zu erreichen, doch ich verfehlte meinen Weg, indem ich an dem dunkeln

Orte, in dem keine Lichter sichtbar waren, vorbei ritt, und verirrte mich bald vollständig in der Wildnis. Wilder Tiergestank umgab mich bald, finstere Wolken überzogen den Himmel; ich kehrte zurück, in der Hoffnung, dem „Peon“ zu begegnen, doch vergeblich.

Um 1/212 Uhr in der Nacht stieß ich endlich auf eine Indianerhütte, und auf meinen Ruf — „Amigo!“ trat ein rüstiger Mann aus derselben und war bereit, mich für zwei Reale Belohnung nach Motcha zu führen, und zwar auf kürzerem Weg, durch einen natürlichen Höhlentunnel des Berges.

Er führte mich inmitten einer unheimlich wilden Gegend, bei gründlicher Finsternis erst einen steilen Berg hinauf, alsdann folgte eine kurze, jedoch unbeschreiblich schwere Niedersteigung, bis wir einen Höhleneingang erreichten, aus welchem ein bestialischer Gestank uns traf, und der mich, da er niedrig war, zum absteigen zwang, da das Pferd nur mit gesenktem Haupte in die Höhle treten konnte.

Die Finsternis, die ganze Umgebung, mein Führer, der Gestank und die düstere Höhle wirkten nicht Vertrauen erweckend, daher nahm ich meinen Revolver in die rechte Hand, als ich, mein Pferd mit der linken Hand führend, in die Höhle trat, deren Boden glatt und schlüpfrig war. Doch der Führer war ehrlich — er lächelte, als wir den weiten Gang durch den unheimlichen Tunnel zurückgelegt hatten und er in meiner Rechten die Mordwaffe erblickte. Beschämt — muß ich gestehen — steckte ich dieselbe eiligst ein. Bald erreichten wir, nachdem der Durchschritt eine halbe Stunde erfordert hatte, ein Indianerhaus in Motcha, dessen Insassen der Führer weckte, mir Thee machen ließ und sich dann empfahl, während ich über Nacht dort blieb.

Am 3. Dezember war ich um sieben Uhr zum Weiterritt bereit, mein Peon jedoch noch nicht eingetroffen, und mit ihm waren auch meine Flasche Kognak und mein Fernglas noch nicht da. Um acht Uhr sattelte ich, und nachdem die Indianer mir vier Eier, Brot und Kaffee gereicht hatten, ritt ich ab, ohne meinen Führer zu erwarten.

Von hier aus folgte die allmähliche Besteigung des Chimborazo-Passes und in Fernsicht Tortorilla, die Hütte desselben, in welcher ich die schlimme Nacht bei meinem Heimritt nach Quito verbracht hatte, und ein alle vulkanischen Gegenden charakterisierendes Geröll,

welches hier eine unabsehbare Strecke im wildesten Durcheinander einnahm.

Über gewaltige Spalten, tiefen Furchen folgend, überritt ich das Hochplateau bei prachtvollem Anblick des glitzernden, kegelartigen, 6310 Meter hohen Chimborazo, bis die Niedersteigung begann, die eine bedeutend schwierigere als die Besteigung war und noch unangenehmer dadurch wurde, daß die jetzt dicht unter mir sich bewegenden Wolken den Weg durchnäßt hatten, wodurch er unheimlich schlüpfrig war und oft derart meinem Pferde das Gehen erschwerte, daß es sich weigerte, weiter zu schreiten, und ich es nur durch Zwangsmittel dazu bewegen konnte. Endlich befand ich mich vollständig in Wolken gehüllt, die mir nicht nur jeden Rundblick raubten, sondern sogar das Erkennen des Weges und das Vermeiden der jähen Abgründe unmöglich machten. Bald sah ich den Weiterritt als eine Tollkühnheit an, da die Steilheit des Weges eine zunehmende und durch die Glätte des feuchten Bodens und durch die schroffen Abhänge gefahrvoll wurde.

Der Heuschober als Indianerhütte. — Rast unter Beinen und Armen. — Ein erstaunter Indianer. — In Guaranda. — Pittoresker Ritt über Tschimo, Balsabamba bis Tolla. — Im schwankenden Nest zur Nacht. — Die Plagen der Tropen. — Über Botegas nach Guayaquil.

Zu meinem Glück erschien plötzlich ein gewaltiger, spitzer Heuschober aus den Wolken, der sich als eine Indianerhütte im Gebirge erwies. Die Leute bauen nämlich ein oberhalb spitzzulaufendes Strauch- oder Stangengerüst, über welches sie alsdann das Heu kegelartig hochgetürmt schichten. Von der einen Seite lassen sie eine Schlupföffnung frei, durch die sie in den durch die Stangen geformten Raum kriechen können. Eine solche sonderbare Hütte war es, die ich gefüllt mit zahlreichen Indianern traf. Die Besitzer dieses Heuhaufens nahmen Wanderer auf und machten sozusagen aus ihrer Hütte ein Gebirgsgasthaus, in welchem sie den Reisenden Nahrung und Ruheplatz auf dem Boden gaben.

Mein Ansuchen, auch mir ein Plätzchen in dem ca. 10' im Durchmesser zählenden kreisförmigen Raum zu gönnen, wurde mir mit

sichtbarem Leidwesen von den freundlichen Leuten, mit Hinweis auf die Masse der bereits Untergebrachten, als unmöglich abgeschlagen, und sie wiesen auf einen durch die Wolken unsichtbaren, neu errichteten Heuhaufen, wo mutmaßlich weniger Leute beherbergt wären.

Ich folgte der mir angewiesenen Richtung im dichten Nebel und traf den Heuhaufen leider ebenfalls gefüllt, wurde jedoch demungeachtet aufgenommen und erhielt für mein Pferd gegen Zahlung ein Bündel Alfalfa zur Nacht, welches ich ihm reichte, nachdem ich das Tier in der Nähe der Heuhütte an einem dazu bestimmten Pfosten angebunden. Selbst kroch ich mit Sattel, Sack und Pack in die sogen. Hütte, und legte mich unter die zahlreich niedergestreckten Indianer und Indianerinnen.

Der innere Raum der Hütte war in zwei Teile geteilt, von denen der vordere, dem Ausgange zu, von den Wandernden besetzt wurde, während den andern die Insassen der Hütte bewohnten, die daselbst auf dem Boden ein Feuer angemacht hatten, bei welchem sie die Mahlzeit bereiteten, und dessen Rauch vermittelst eines höchst primitiven, jedoch praktischen Rauchfanges durch das Heu in das Freie gelangte. Die Abteilungswand der Räume nahm nur die Hälfte des Umkreises und die Länge des Radius ein, und bestand aus Gestrüpp.

Nachdem ich in die Hütte getreten und die eng aneinanderliegende Gesellschaft begrüßt hatte, drängten sich die Rastenden sofort, um mir Platz zu machen, noch enger aneinander, so daß ich bald Raum genug für mich und meinen Sattel fand, den ich als Kopfunterlage benutzen wollte und von dem ich mein Gepäck nicht abgeschnallt hatte. Hierauf frug ich die Inhaberin der Hütte, ob sie mir Nahrung geben könnte. „Natürlich, mein Freund!“ rief sie. „Alle, die hier liegen, werden speisen, und du natürlich auch.“ Ich erwartete etwas Abscheuliches, kaum Genießbares, und meine Überraschung war keine geringe, als eine dampfende Eiersuppe, vorzügliche Kartoffeln, an der Luft getrockneter Fisch und ohne Hefe gebackenes indianisches Brot erschienen. Obwohl natürlich die ganze Gesellschaft aus einer Schüssel und mit zwei Holzlöffeln, die nur zur Disposition waren, aß, so war doch alles so sauber und schmackhaft zubereitet, daß mir die Speisen,

trotz kommunistischem Löffel, und obgleich die Dunkelheit in der Hütte schon eine bedeutende war, außerordentlich mundeten.

Nach beendeter Mahlzeit streckte sich Alles zur Ruhe nieder, während ich — meine Pfeife anzündete und gemütlich rauchte. In der Nacht hörten wir plötzlich einen Ruf um Einlaß. Die Antwort der Frau des Hauses d. h. des Heuhaufens war eine abschlägige, jedoch mit dem Bemerken, daß, wenn er sich vor der Hütte einrichten könne, er ihr willkommen wäre, was er denn auch sofort bewerkstelligte, indem er sich vor dem Eingang in auffallender Geschwindigkeit eine Überdachung errichtete, die seinen Unterkörper schützen sollte, während sein Oberkörper als Mitglied unserer Behausung in derselben geborgen wurde.

Kaum hatte der Mann sich gestreckt, so begann er seine bisher fast rastlose Rede mit den Andern im spanischen Dialekt, den die Indianer hier reden, fortzusetzen und erweckte meine Neugierde, ihn zu sehen. Ich entzündete daher mit Feuerstein und Stahl meine Lunte, die ihn später sehr ergötzte, und rauchte meine Pfeife an, die mir die Möglichkeit gab, das schöne, martialische Gesicht des neuen Ankömmlings zu erblicken, erweckte jedoch auch seine Aufmerksamkeit und Neugierde, und ehe ich mich dessen versah, hatte er mit einem Streichholz ein Scheit angezündet, um mich zu betrachten, und rief mit lauter Stimme: „Bei Gott, ein Fremder, und ein mutiger, da er sich unter lauter Leuten unseres Stammes streckt, ohne etwas Böses zu befürchten!" Ich antwortete hierauf, daß ich nie Ursache gehabt hätte, irgend welches Mistrauen gegen Indianer zu haben, von denen ich nur Gutes gesehen, und daß ich mich nirgends ruhiger gefühlt als unter denen, die mich in der Nacht als Fremden so freundlich empfangen hatten. Der Ausspruch wirkte bedeutend, denn Händegeklatsch von allen Seiten und Laute der Freude ertönten, und der neue Ankömmling reichte mir, sich wie ein Wurm in die Hütte ziehend, die Hand zum Druck. Hierauf folgte bald wieder Finsternis und allgemeiner Schlaf in der Hütte.

Am 4. Dezember war ich nach einer sonderbar verbrachten Nacht, in der ich unwillkürlich mit verschiedenartigen männlichen und weiblichen Beinen und Armen in Berührung, oft in Umschlingung kam,

um 1/2 6 Uhr schon im Sattel, bei frostigem Morgen und bei klarem Himmel und prachtvollem Anblick des Gebirges. Sonderbar war es, daß, als ich die Besitzerin der Hütte frug, wie viel mein Soll betrage, sie mir, durch meine Frage höchst überrascht, antwortete: „Nichts! Nur 40 Cents für das Heu."

Um 6 Uhr erreichte ich Guaranda nach zurückgelegtem, sehr steilen Wege, dem man in jeder Beziehung den Namen eines halsbrecherischen geben konnte. Der Weg war nämlich stellenweise nur 1' breit, mit steilem Abhang von der einen und steiler Felswand von der anderen Seite; die größte Breite desselben ergab 6' mit Ausnahme der zahlreichen Einhaue in den Felsen, die als Wartestellen benutzt wurden, um den entgegen kommenden Karawanen den Durchgang zu ermöglichen.

Hier traf ich meinen Führer, der mich vergeblich gesucht hatte und höchst erfreut über mein Erscheinen war. Bald fand ich einen Maulesel für den Ritt von 126 Km. bis Botegas für zehn Pesos und verließ Guaranda um acht Uhr.

Von hier aus war der Weg ein überaus pittoresker, stets an steilen Abhängen entlang, beim Anblick eines Thales in der Tiefe, in welchem viele zerstreut liegende Ansiedelungen zu sehen waren. Der Weg war weniger schroff niedersteigend, obgleich stellenweise recht gefährlich. Von hier aus ist die Umgebung bis auf die steilsten Böschungen der Berge durch die fleißige Beackerung bemerkenswert, da sogar die steilsten Anhöhen behackt und besät sind. Der Pflug, der hier hin und wieder gebraucht wird, und den ich hier sah, war vollständig der littauische Hakenpflug, dessen Schaft jedoch hier statt aus Eisen, aus dem eisenharten Teckholz besteht und den, sogar an bedeutend steilen Anhöhen, zwei Ochsen ziehen. Aus diesem Teckholz verfertigen die Indianer hier sogar Messer und Beile, die ziemlich scharf sind. Hauptsächlich bauen die Leute Kartoffeln an, alsdann auch Gerste und Mais und viel Alfalfa, vorzugsweise die weißblühende Luzerne.

Um 1/2 4 Uhr war ich nach zurückgelegten 18 Km. im reizend gelegenen, jedoch armseligen Tschimo, wo ich in dem nur aus einem Zimmer bestehenden Hotel abstieg.

Am 5. Dezember war ich um fünf Uhr im Sattel. Es folgte eine starke Steigung, am Gebirge entlang sich schlängelnd, stets in Sicht des imposanten, weißen, 6310 M. über dem Spiegel des Ozeans kegelartig sich erhebenden Chimborazo. Um 8 Uhr schwand bei einer scharfen Biegung und hierauf bedeutender Niedersteigung der prachtvolle Anblick des schönsten Berges der Welt, und gleichwie durch einen Zauberschlag trat sofort mit dem Schwinden desselben auch eine Änderung der Vegetation und der Temperatur ein. Die Vegetation wurde nämlich eine üppige, hochwüchsige, und die Temperatur eine feuchtschwüle. Es folgte ein beständiges bergauf, bergab, an schwindelnden Abhängen vorbei bis zehn Uhr, als sich eine echt tropische Vegetation zu entwickeln begann, und das ebenfalls plötzlich, gleichwie durch Zauberschlag. Es zeigten sich Palmaceen mit großblätterigem Unterwuchs, um elf Uhr Bananenwaldungen, und mit ihnen begann auch zugleich der Charakter der undurchdringlichen tropischen Vegetation. Zahlreiche Gießbäche strömten rauschend über wild durchworfenes Felsengeröll, mannigfaltiger Vogelgesang wurde wieder hörbar, d. h. amerikanisch-unmelodischer, denn wirkliche Singvögel, wie man sie in Europa und Asien kennt, giebt es in Amerika, gleichwie in Australien nicht, ausgenommen die importierten, die sich allmählich einzubürgern scheinen. Ich begegnete zahlreichen Karawanen mit Fracht auf Eseln, Mauleseln, Maultieren, Ochsen, Kühen, Pferden und auf blendend weißen, hin und wieder schwarzen Lamas, auch beladene Männer, die zu vier oder zu zwei, vermittelst Stangen, Waren transportierten.

Um zwölf Uhr, nach zurückgelegten 30 Km. von Tschimo oder 48 Km. von Guaranda, war ich in Valsabamba, einem kleinen Orte, inmitten üppiger Bananen- und Orangenbäume gelegen, umgeben von einer reichen Obstfruchtgegend. Hier erhielt ich gleichwie in den meisten Orten des Staates ein fast ungenießbares Mittagsmahl, und sonderbarer Weise konnte ich auch kein Gras für mein Pferd auftreiben, und als ich zahlen wollte, wurde der Pesos aus Quito hier nicht angenommen, sondern ich mußte mit Geld aus Guayaquil mein Soll entrichten, ein Beweis der Selbständigkeit des Hafenortes im Staate, da das Geld der Hauptstadt in dem dem Hafenort sich nähern-

den Revier des Landes nicht mehr gültig war, jedoch auch ein Beweis der sonderbaren Verhältnisse des Staates.

Um zwei Uhr setzte ich meinen Ritt durch eine wilde, üppige Vegetation fort, deren Blütenreichtum, namentlich derjenige der zahlreichen Orangenbäume, fast zu aromatisch duftete. Viele Gießbäche waren zu durchreiten und der enge Weg, der meist steil bergab sich zog, war auffallend reich an Geröll, über welches der Reiter oft hingleiten mußte, da dasselbe hin und wieder gewaltige Platten bildete, denen man nicht ausweichen konnte; oft traf ich Erdspalten, die quer den schmalen Weg durchzogen, und über die mein Maulesel hinwegsetzen mußte.

Um fünf Uhr, nach zurückgelegten 19 Km., hielt ich vor dem sogen. Hause „Tolla", wo ich zu nächtigen mich entschloß, da hier gute Weide war und mein Pferd in der Indianerhütte keine Fütterung gehabt hatte. Das Haus lag in der Mitte des tropischen Waldes, und war nach hiesiger Sitte ein Pfahlbau, wie ich sie schon früher beschrieben habe, zu dessen Räumlichkeiten man nur mittelst einer Leiter gelangte. Die Hausfrau, die ich allein zu Hause traf, war eine bildschöne Indianerin mit prachtvollem Haar, welches sie, während sie mir das Nachtessen bereitete, gemütlich kämmte. Das Mahl bestand aus Fischsuppe; leider war der Riesenfisch, dessen Kopfteil mir bestimmt war, nicht gewaschen worden, was den Geschmack der sonst kräftigen Brühe verdarb; infolge der Dunkelheit konnte ich die Speise, vielleicht glücklicherweise, nicht näher betrachten und schluckte, wenn auch mit Widerwillen, das mir Gereichte gleich einem Pelikan in den Schlund, während die Schöne, neben mir sitzend, sehr unterhaltend war und das Ordnen ihres prachtvollen pechschwarzen Haares eifrig fortsetzte.

Am 6. Dezember erhob ich mich frühzeitig von meinem luftigen harten Lager auf dem Boden des nestartigen, auf den hohen Stangen hin und herschwankenden Gebäudes ohne Wandumgebung, nach einer recht schlecht verbrachten Nacht, durch herumfliegende leuchtende Tiere, durch Miriaden Mosquitos und durch das nächtliche so hörbare Leben der Tierwelt der Sümpfe die die charakteristischen Zeichen einer Fiebergegend sind. Eine treibhausartige Schwüle herrschte

während der Nacht, der Himmel war bewölkt, die üppig wuchernde Umgebung voll zirpender, zischender und tönender Insekten, Nachtvögel und Reptilien. Es war als ob eine ganze Geisterwelt erwacht wäre, um dem müden Wanderer den Schlaf zu rauben, denn kaum war ich eingeschlafen, kam sofort ein winzig kleiner Nachtvogel und rief mir in das Ohr: bst, bst, bst — ich glaubte einen Menschen zu hören, der mich leise rief; dann die Mosquitos, dann Flöhe von beträchtlicher Größe und in ihrem Springen von einer wahren Perfektion, und verschiedenartigstes Ungeziefer der Tropen und hier und da huschende Fledermäuse und Vampyre.

Um 6 Uhr war ich im Sattel bei 89° Farh. am Morgen, nachdem ich für Logis und die Weide für meinen Maulesel vier Reale, d. h. 40 Cents bezahlt hatte. Die Weide schien eine graslose gewesen zu sein, denn mein Tier kroch eher, als daß es schritt. Mein Weg führte mich durch Waldungen, in denen Mangos, Orangen, Zitronen, Nußbäume, Palmen, Bananen mit großblättrigem Unterwuchs sich zeigten, und sich ein aromatischer Duft der Blüten entfaltete. Alles reifte, blühte zu gleicher Zeit; reifende Saat, Blüte und Frucht war an einem Stamme zu sehen. Eine herrliche Vegetation bildete die Strecke bis zwölf Uhr, als ich, nach zurückgelegten 38 Km. von der Hütte Tolla, Savonetta erreichte, wo ich Gras für den Maulesel, und für mich ein Mittagsmahl erhielt. Um zwei Uhr setzte ich den Ritt fort, durch eine gleich üppige Vegetation wie die der letzten Strecke, und traf um sechs Uhr nach gemachten 21 Km. in Botegas ein, wo mir im Hotel ein dunkles, dumpfes, recht schmutziges Zimmer ohne Fenster angewiewiesen wurde. Die zurückgelegte Strecke von Quito bis Botegas ergab annähernd 820 Km.; sie war um 24 Km. kürzer, als die unseres Hinrittes, da ich Riobamba nicht berührt hatte.

Am 7. Dezember um elf Uhr verließ ich mit dem Dampfer „Vinces“ Botegas, erreichte Guayaquil um elf Uhr in der Nacht, und ließ mich in der Finsternis zum Hotel de Roma führen, welches ich jedoch geschlossen fand, da der Besitzer während meiner 19tägigen Abwesenheit — Bankerott gemacht hatte. Ich zog demnach in das Konkordia-Hotel, wo ich ein vorzügliches Zimmer fand.

Am 6. Dezember besuchte ich meine Bekannten und löste ein Billet

bis Callao, der Hafenstadt Perus, für die Strecke von 588 Seemeilen gegen 65 Pesos. Am Abend sah ich Guayaquil im feierlichsten Schmuck, da zur Ehre des Tages der Empfängnis Mariä ein glanzvolles Feuerwerk abgelassen wurde und sämtliche Kirchen der Stadt in gelungener Weise illuminiert waren.

Aufenthalt in Guayaquil. — Die schwimmende Restauration. — Die Überrumpelung zur Tanza. — Ein nächtlicher Gang. — Am Bord des Copiapo. — Von Guayaquil bis Callao (Peru). — Vor Payta. — Vor Callao.

Nach einem fünftägigem Aufenthalt gelang es mir endlich am 13. Dezember eine sichere Auskunft über die Ankunft und den Abgang des Dampfers „Copiapo“ zu erhalten, mit welchem ich Guayaquil verlassen sollte. Da die „Lamar“, der Dampfer derselben Kompanie, d. h. der Chilener, mit der ich am 10. des Monats abgehen sollte, ihre Ankunft aufgegeben hatte, wurde ich gezwungen, den „Copiapo“ zu benutzen, der leider nicht wie der erste von Guayaquil aus bis Callao die verschiedenen Häfen berührte, sondern nur in Truxillo haltend den Weg direkt zurücklegte und noch obendrein um fünf Pesos teurer war. So geht es in diesem Lande der Unordnung, nichts ist geregelt, alles folgt der momentanen Willkür gewisser machthabender Persönlichkeiten oder des Augenblicks.

Ich verbrachte meine Zeit, da weder in der Stadt noch in der Umgegend bemerkenswertes zu besuchen war, und da das Land im allgemeinen, nachdem man die Strecke bis Quito kennen gelernt hat, wenig neues aufweist, im gemütlichen Verkehr mit der gastfreundschaftlichen, auffallend liebenswürdigen Gesellschaft des Ortes, und konnte in keiner Weise über Langeweile klagen. Die Witterung war eine beständig schöne, und die Hitze, wenn man die geographische Lage des Ortes bedenkt, eine überraschend erträgliche, da stets an den Abenden und in den Morgenstunden eine erquickend frische Brise herrscht.

Wenn ich nicht eingeladen war, so speiste ich gewöhnlich in einer Restauration eigentümlicher Art, die den Namen „Die Walze“ trug. Ein Herr G. nämlich, ein junger Mann voll Erfindungssinn, hatte eine Barke gemietet, auf der ein vollständiges Haus nebst Veranda errichtet war, in welchem er eine Restauration eröffnete und zugleich

auch etwas Kontrebande trieb. Es war ein junger liebenswürdiger Österreicher leichtsinnigen, heiteren Charakters, der hier schwere Zeiten durchgemacht hatte und, als alle seine Versuche, etwas Glanzvolles zu erreichen, mißlungen waren, auf den Einfall kam, hier unter den Kindern des Ortes einige willig zu machen, die in der Stadt oder Umgegend zahlreich vorhandenen Knochen zu sammeln, und er konnte bald ein Schiff mit denselben beladen. Nach wiederholt günstigen Versuchen dieser Art gelang es ihm, die erforderlichen Mittel zu erwerben, um die sonderbare, an Ankern und an Baken befestigte Restauration auf dem Flusse zu gründen, mit der er auch den Ort, wenn erforderlich, mit Leichtigkeit wechseln konnte. Außer der Restauration konnte man auch bei ihm Zimmer mieten.

Eines Abends, als wir in der Abendstunde bei ihm speisten, forderte er uns auf, eine Bootpartie zu machen, um eine oberhalb am Fluße wohnhafte Familie zu besuchen. In das Boot wurde Bier und Majorca (Anisbranntwein), gemischt mit Rosenliqueur, gethan und wir fuhren in recht zahlreicher deutscher Gesellschaft ab.

Der Mond schien nicht, das sternenfunkelnde Firmament der Tropen jedoch beleuchtete wie gewöhnlich die tropische Gegend hell und genügend, um sehen zu können, und sogar um die Konturen des Gebirges in der Ferne mit seinen mit Schnee bedeckten Gipfeln im mysteriösen Schein eines Zwielichtes wahrzunehmen. Eine prachtvolle Brise herrschte und machte unsere Bootfahrt nicht nur zu einer anmutigen, sondern auch erquickenden, und bei heiterem Gesang deutscher Lieder, meist im Tempo der Ruderschläge vorgetragen, zogen wir aufwärts gegen den heftigen Strom, bis wir die entlegene Villa in schattiger Gartenanlage erreichten, die jedoch finster und vollständig still erschien.

Diese Ruhe in dem Hause und seiner Umgebung entmutigte uns jedoch nicht, denn Herr G. hieß uns einen Augenblick gedulden, sprang an das Ufer, verschwand im Gebüsch, und bald darauf sahen wir ein Licht durch die Räumlichkeiten des Hauses ziehen, dann hörten wir eine Stimme, bald mehrere, und hierauf ein munteres Gelächter. Herr G. erschien und rief uns zum Eintritt in den noch finsteren Saal.

Rasch war das Haus erleuchtet und fünf junge Damen, die Töchter des Hauses, erschienen in sehr leichter, jedoch kleidsamer Toilette zum Tanz, der sofort begann, während abwechselnd die musikalischen Elemente der Gesellschaft auf dem Piano die Musik zu demselben vortrugen. Bis vier Uhr in der Morgenstunde wurde der Tanz fortgesetzt, und hier war es, wo ich zum ersten Mal die schwungvolle und außerordentlich graziöse Tanza espaniola als Beteiligter kennen lernte, die einer Art Kontretanz mit wechselnden Paaren ähnlich ist. Während der ganzen Zeit wurde stark Majorca, gemischt mit Rosenliqueur getrunken, indem die Damen das Glas füllten, an demselben nippten, und es alsdann einem der Herren reichten, der dasselbe bis auf den letzten Tropfen leeren mußte; man kann sich demnach die Wirkung dieses Getränkes um vier Uhr morgens vorstellen, da das Nippen oft wiederholt wurde und wir zum Wechsel auch Bier dazu genossen. Demungeachtet herrschte Anstand, denn die Spanierinnen sind zwar in ihren Sitten in gewisser Beziehung sehr frei, jedoch bis zu einer bestimmten Grenze, die selten überschritten wird. Hierbei war es sehr erstaunlich, wie viel die jungen Damen von dem Branntwein-Rosenliqueur vertragen konnten, ohne auch nur die geringste Wirkung desselben zu spüren. Solche Überraschungsbesuche finden hier, wie überhaupt in spanischen Ländern, als eine gebräuchliche Sitte oft statt, und wirken durch die Überraschung bedeutend auf die Entwickelung der nationalen Heiterkeit.

Um vier Uhr fuhren wir mit etwas schwerem Kopf im Boote zur „Walze" zurück, um mit vorzüglichem Mokka-Kaffee wieder in der Villa-Hacienda zu erscheinen, mit welchem wir die Damen des Hauses bewirteten. Hierauf machten wir zu Fuß unseren Rückweg zur Stadt und wurden von unzähligen Hunden, die hier in der Nacht die Gegend bewachen, auf das Unangenehmste überfallen, deren Abwehr uns viele Mühe kostete und während welcher ich mein Taschenbuch, in welchem meine ganze Barschaft und meine Anweisungen sich befanden, verlor, dessen Aufsuchen unter den wütenden Hunden uns eine Stunde in Anspruch nahm, dieses jedoch mit dem Resultat des Wiederfindens, und zwar merkwürdigerweise auf einem Steinpfosten, gleichwie hingelegt.

Um 6 Uhr erreichte ich mein Hotel, jedoch nicht mein Zimmer, da alles hermetisch geschlossen war und nach hiesiger Sitte — in der Nacht niemandem geöffnet wurde; ich war daher gezwungen, in der angenehm frischen Morgenluft, bis die Langschläfer im Gasthause erwacht waren, die Straßen zu durchwandeln.

Erst spät in der Nacht begab ich mich an Bord des Dampfers „Copiapo“, nachdem ich den Abend bei dem liebenswürdigen Konsul Deutschlands verbracht hatte, wo eine Gesellschaft versammelt worden war. Die Überfahrt wurde mir mit spezieller Erlaubnis des Zollamtes und zwar mit Begleitung eines Beamten desselben gestattet, da gewöhnlich nach Sonnenuntergang jede Verbindung zwischen dem Lande und den Schiffen gesetzlich verboten war.

Am 14. Dezember erwachte ich in meiner schwülen Kabine, nach einer recht ungemütlich verbrachten Nacht. Das Schiff hatte nämlich viele Ratten, die es so weit in ihrer Rücksichtslosigkeit trieben, daß sie bis zu meinem Gesicht kamen und eine große Vorliebe, wie mir schien, zu meiner großen Zehe des rechten Fußes hatten, den sie ein paarmal schmerzhaft mit ihrem scharfen Gebiß berührten.

Angenehm war überhaupt der Eindruck des Schiffes nicht; es war überfüllt, und zwar haufenweise sogar auf dem Deck, mit Südfrüchten, d. h. Bananen, Orangen, Zitronen und namentlich mit Ananas und Mangos, deren Saft, kleine Bächlein bildend, über das Deck sich zog, auf welchem zahlreiche Affen, Papageie, namentlich viele kleine, grüne Zwergpapageie (Inseparabel), die stets paarweise zu sehen sind, ihr munteres Wesen trieben; auch zwei Faultiere waren vorhanden und eine Unmasse Hunde an Ketten oder an Schnüre gebunden. Sogar das Hinterdeck der Kabinenpassagiere war, was sonst nie geschieht, mit den überreifen Früchten gefüllt, so daß man stets in Saft trat und, von Tieren umringt, nirgends weder einen sauberen noch einen ruhigen Sitz fand.

Um sechs Uhr früh verließ der schmierige, saftige „Copiapo“ das schmutzige, aber gastfreundschaftliche Guayaquil, und steuerte der Mündung des Flusses zu, um uns alsdann weiter in nordöstlicher Richtung in den großen Ozean zu führen. Um ein Uhr verloren wir vollständig die Aussicht auf das Land. Eine frische Südbrise

herrschte, als wir uns zum Mittagsmahl begaben, welches kaum genießbar war und zu dem man einen schlechten Wein gegen einen Pesos erhielt. Passagiere waren außer mir nur zwei an Bord, und zwar jüdische Handelsleute aus Brüssel mit belgischer Leinwand.

Am 15. Dezember in der Morgenstunde um sechs Uhr, nachdem wir bisher, seit wir den Golf von Guayaquil verlassen hatten, nur den Anblick des unumschränkt weiten Ozeans gehabt, zeigten sich die Sandberge der Landspitze und wir hielten bald vor „Payta", dem nördlichsten Hafenorte Perus, in der kleinen ruhigen Bai gleichen Namens. Die Ufer waren flach und vegetationslos, mit einem Wort öde, gleich wie die ganze Strecke vom Golf von Guayaquil bis hierher sein soll. Der Ort selbst war ein kleines Hüttennest. Hier fand Ausladung von Ware und eine bedeutende an Früchten statt — was die unwirtliche Gegend charakterisiert; dagegen empfingen wir Ochsen, die durch ein Tau, welches um ihre Hörner geschlungen war, von den Barken aus, die uns dieselben zuführten, auf das hoch über den Wasserspiegel sich erhebende Schiff vermittelst der durch Dampf getriebenen Winde hinaufgezogen wurden, eine Tierquälerei sondergleichen; das gelieferte Vieh war mager, jedoch muskulösen Körperbaues, und sprach für eine bedeutend Viehzucht treibende Gegend, der jedoch genügendes Wasser zur Tränke der Tiere fehlte.

Um ein Uhr verließen wir den wüsten Strand und die Bai, deren Wasser eine intensiv violette Farbe charakterisierte.

Indem wir der vegetationslosen Küste folgten, erreichten wir um sechs Uhr die Landspitze Paricas, den westlichsten Vorsprung Süd-Amerikas, dieselbe fast berührend. Ein kalter, man konnte sogar sagen eisiger Südwind herrschte. Die Temperatur des Tages war durchschnittlich 70° Farh. gewesen. Der Landvorsprung, gleichwie die ganze Gegend desselben und das Ufer, war wie bisher vegetationslos und durchweg wüst.

Am 16. Dezember befand ich mich unter dem Eindruck einer langweiligen Fahrt; einem Eindruck, der noch erhöht wurde durch die lakonische Gesellschaft auf dem Schiffe, durch eine schlechte Beköstigung, durch den Gestank, den die auf unserem Hinterdeck gelagerten Zwischendeck-Passagiere verschiedenster Nationalitäten, Tiere verschie-

denster Gattung und Art, und Früchte im überreifen Zustand entwickelten, durch Ungeziefer in gründlichster Vollständigkeit der Exemplare, und endlich durch den allgemeinen Schmutz des fahrlässig gehaltenen Schiffes. Auffallend erschien es mir und wahrscheinlich so manchem, der es erlebt, daß man für die Auslage von siebzig Pesos für eine nur dreitägige Reise nicht mehr Bequemlichkeiten finden konnte, und unwillkürlich fühlte ich mich geneigt, diese leider landesübliche Gewohnheit des Übervorteilens — einen reinen Diebstahl zu nennen.

Am 17. Dezember zeigten sich um acht Uhr morgens, bei starkem Nebelniederschlag rechts von uns, d. h. westlich, aus dem Ozean hervorragende steile, hohe Felsen, die unglaublich zahlreiche Seevögel umkreisten, welche in ihrem summarischen Fluge gleich einer Wolke die Sonne oft verdunkelten und deutliche Zeichen der an Guano reichen Gegend waren.

Um zwölf Uhr sollten wir Callao erreichen. Von Guayaquil bis Payta wurden 210 Seemeilen und von Payta bis Callao 500 gerechnet.

Um 12 Uhr zeigte sich die imposante Felseninsel San Lorenzo, und um zwei Uhr hielten wir vor Callao, dem Haupthafen Perus, der mit Schiffen gefüllt war und der, seit ich die Ufer der Vereinigten Staaten verlassen hatte, zum ersten Mal wieder den Eindruck eines lebhaften Hafens im richtigsten Sinne des Wortes, wie wir es in unserer übertrieben hastigen Neuzeit zu nennen pflegen, lieferte.

Die Stadt selbst machte, vom Schiffe aus gesehen, einen vorteilhaften Eindruck. Abgesehen von den zahlreichen, die Bai fast füllenden Schiffen, zeigten die meist noch in Arbeit sich befindenden Hafenbauten, als: Docks, Werfte, Landungsbrücken, Bollwerke, Dämme bedeutender Dimension, sich derartig, daß man der festen Ansicht war, einen der blühendsten und bedeutendsten Hafenplätze der Welt zu erblicken.

2. Abteilung.

Staat Peru.

Die Westküste von Bolivien.

Callao. — Lima. — Die Oroja-Bahn. — Die Häfen der Küste.

Von Callao nach Lima. — Eindrücke der Stadt. — Die Chinesen in Peru. — Regen und Regenlosigkeit Perus. — Eindrücke der Stadt Callao. — Teuerung. — Ausflug nach Chorillas. — Das Schnapsen. — Das Armenhaus in St. Lazar.

Kaum hatten wir vor Callao geankert, so umgaben eine Unmasse Boote unser Schiff und zahlreiche Barken sah man in der Ferne aus verschiedenen Richtungen auf uns zusteuern. Die Bootsleute erkletterten sofort gleich wie Affen unser Schiff, mich an Darwins bedenkliche Äußerung erinnernd, und boten uns ihre Dienste zur Überfahrt an das ziemlich weit entfernte Ufer an. Ich überlieferte mich und mein Gepäck einem dieser akrobatisch-dienstbaren Geister, nachdem meine Sachen durch die erschienenen Zollbeamten höchst anständig schon auf dem Schiffe durchsucht worden waren. Die Überfahrt betrug pro Person vier Reale, und pro Gepäckstück, gleichviel ob klein oder groß, zwei Reale, demnach zahlte ich am Ufer angelangt vierzehn Reale und würde jedem raten, vor Ankunft in Callao sein kleines Gepäck in ein Ganzes zusammenzuschnallen, wodurch der Transport viel billiger wird. Hiernach folgte eine zweite Visitation, da ich nach Lima wollte, am Zollhaus in der Nähe der Bahnstation, dieses jedoch nur formell und überaus höflich. Demnach kostete mich der Transport meines Gepäckes zur Bahnstation, so gering es auch war, zehn Reale und der Transport desselben per Bahn bis Lima in das „Hotel du grand Café Cardinal“ fünf Soles, oder richtiger: vom Schiffe an das Land und für $7\frac{1}{2}$ Meilen (Leguas) per Bahn nach Lima 7 Soles 40 Centavos, und meine Überfahrt bis an das Land 4 Reale und das Billet nach Lima II. Klasse 40 Centavos; teuer genug!*)

*) Im Staate Ecuador, gleichwie in Chile und Bolivien, herrscht die Silberwährung, während in Peru die Gold- und Silbervaluta eingeführt ist. Die Geld-

Die Strecke von dem in einer vegetationslosen Sandfläche öde liegenden Callao bis zum 448' über dem Spiegel des Ozeans liegenden Lima ist eine trostlose und würde mit Recht eine Wüste zu nennen sein, wenn nicht durch mühsame, jedoch gelungene, künstliche Bewässerungen die teilweise Beackerung des Bodens dieser vollständig regenlosen Gegend möglich gemacht worden wäre.

Gegen 3 Uhr waren wir in Lima und um 4 Uhr genoß ich nach langer Zeit der Entbehrung, ich kann sagen seit San Franzisko, das erste gute Mittagsmahl, ein sauberes Zimmer und das wonnige Gefühl, in einem zivilisierten Hause die Nacht zu verbringen, denn das Bett war mit Sprungfeder-Matratze versehen und erschien sorgfältig gerichtet.

Am Abend durchwanderte ich mit einem deutschen Zuckerfabrikanten Perus die Straßen der Hauptstadt.

Lima macht unstreitig mit seinen zahlreichen, glänzenden, reich gefüllten Schauläden den Eindruck einer aktiven Handelsstadt, und namentlich sind es die erstaunlich zahlreichen, von Geschmeide und Edelsteinen strotzenden Juwelierniederlagen, die auf den Reichtum des Landes deuten und doch nur trügerischer Schein sind, denn was man in Peru findet, ist: eine grenzenlos schlecht organisierte, ungeregelte Leitung der Regierung des Landes, völlig zerrüttete Finanzen, die schwer auf den armen Teil der Bevölkerung und auf die Verhältnisse des von der Natur an und für sich so reich ausgestatteten Landes drücken. Geschäft auf Geschäft wurde in Lima geschlossen in folge von Zahlungseinstellungen, und als charakteristisches Zeichen des schwindsüchtigen Zustandes des Staates sah man nur Papiergeld zirkulieren, und obgleich die Ausfuhr von Silbermünze gesetzlich verboten war, sah man nur wenig derselben und Goldmünze gar nicht; kurz gesagt, elende Zustände zeigten sich auf Schritt und Tritt und eine allgemeine Klage über die Leitung des Staates war hörbar. Dazu trat noch der damalige, rachevolle und sich hier gleichwie in den

---

münzen jedoch sind die gleichen; nämlich: der Sol oder Peso, Piaster oder Duro ist gleich 100 Centavos oder gleich 5 Francs. Ein Real ist gleich $^1/_8$ der 100 Centavos-Münze, resp. des Sol, demnach gleich $12{,}_5$ Centavos oder gleich $62{,}_5$ Centimes französischen Wertes.

übrigen republikanischen Staaten Süd-Amerikas beständig wiederholende Bürgerkrieg, der auf die zerrütteten Zustände der Republik vernichtend wirkte.

Der Bürgerkrieg von 1874—75, zur Zeit meines ersten Besuches, schien ein endloser zu werden und wurde es auch, da beide Parteien gleich kräftig und in persönlicher Hinsicht resolut und energisch waren.

Einen traurigen Anblick gewähren die durch Agenten nach Peru verlockten und vertrauensvoll eingewanderten Chinesen, die meist hier ihre ihnen so kleidsame nationale Tracht aufgegeben und eine quasi europäische, die aus Lumpen und schmierig geölten Fetzen besteht, angenommen und im allgemeinen, was ich sonst in anderen Ländern bei Chinesen nicht getroffen hatte, einem sichtbaren Elend verfallen erschienen. Gleichwie gespensterhafte Schatten sah ich sie oft zerlumpt und schmutzig hier einherschleichen, und mancher derselben beklagte sich während meiner Umfrage über Mißhandlung, Rechtlosigkeit und Schutzlosigkeit. Die Einwanderung oder, richtiger gesagt, die Auswanderung aus China nach Peru war schon 1874 eingestellt worden, und diese Einstellung wirkte lähmend auf die agrare und Minenthätigkeit des an fleißigen Arbeitern so armen Landes, indem die Plantagen in's Stocken gerieten und hierdurch die zahlreichen Zuckerfabriken und Raffinerien ihre Thätigkeit einstellen mußten. Die Zahl der Chinesen in Peru betrug 1875 annähernd 60 000, die der Weißen 300 000, der Mischlinge 430 000 und der Indianer reinen Blutes, die ihrem Rufe nach meist träge, faul, jedoch ein gutmütiges Volk sein sollen, 1 620 000, und die der Neger ca. 70 000, in Summa wurden demnach 1875 2 480 000 Einwohner gerechnet, von denen die wirklich arbeitende Kraft in den 60 000 hier im Lande meist sklavisch behandelten Chinesen zu finden war.

Im Jahre 1875 betrug das Areal des Staates 1 119 941 □ Km., während 1883 nach Abtretung des Gebietes von Tarapaca an Chile der Umfang Perus auf 1 048 941 □ Km. schmolz. Die Bevölkerung wurde jedoch 1883 mit 2 952 419 angegeben, obgleich mit Tarapaca eine Bevölkerung von 47 551 abging.

Am 18. Dezember, nach einer natürlicher Weise vorzüglich ver-

brachten Nacht, durchwanderte ich schon um 7 Uhr früh die Stadt in Gesellschaft des Zuckersieders, dessen langsamer, fast träger Gang nicht zu meinen raschen Beinen paßte, und obendrein besaß der Sonderling die Angewohnheit, rastlos und zwar laut zu pfeifen oder zu singen, sodaß die Leute auf der Straße oft lächelnd stehen blieben; demungeachtet war er mir ein angenehmer Gesellschafter, da er die Verhältnisse des Landes kannte. Unter Anderem besuchten wir eine Maschinenfabrik, die ein nordamerikanisches Element leitete, und die daher auch den Charakter und die Leistungsfähigkeit der Staaten der Riesenrepublik zeigte.

Der Himmel war düster grau, mit Wolken bedeckt, scheinbar als ob es regnen müsse, und doch kennt hier der Boden keinen Regen, nur hin und wieder starken Tau, der auf den porösen, sonderbar geplatzten, wenngleich humusreichen Boden keine Wirkung hat. Wenn es hier regnen würde, könnte Peru ohne Zweifel unter die fruchtbarsten Länder der Erde gerechnet werden, und würde alsdann die reichhaltigste Vegetation aufweisen, denn wo nur etwas bewässert wird, bemerkt man sofort die bedeutende Wirkung der Feuchtigkeit auf dem hiesigen fruchtbaren Boden. Leider charakterisiert Peru Regenlosigkeit oder nur wenig Regen in den fruchtbarsten Strecken des Landes, während die unfruchtbaren, und namentlich das zur Kultur meist unfähige Hochgebirge der Kordilleren, viel Regen, oft überschwemmenden, haben, der jedoch meist seinen Abfluß dem Atlantischen Ozean zu, d. h. östlich nach Brasilien oder in das an Feuchtigkeit reiche Bolivien zu nehmen pflegt.

Wir besuchten das Ausstellungs-Gebäude, welches inmitten einer gelungenen Parkanlage liegt, deren Bäume, Sträucher und Pflanzen aller Art, einer regelmäßigen Bewässerung unterworfen, sehr üppig erschienen und eine auffallende Mannigfaltigkeit aufwiesen. Die ganze Anlage war aber unvollendet geblieben und sehr lässig erhalten oder sozusagen pompös begonnen und plötzlich im Stich gelassen worden — was übrigens ein eigentümlicher Charakterzug der hiesigen Bevölkerung ist. Demungeachtet war das, was die Unternehmer der Anlage hatten schaffen wollen, höchst bemerkenswert und geschmackvoll, gleichwie das Ausstellungsgebäude selbst, dem nur der Stil fehlte. Die Menagerie

in der Anlage war mit Ausnahme von zwei schönen Löwenpaaren, die aus Peru stammten, keiner besonderen Aufmerksamkeit wert.

Am 19. Dezember fuhr ich mit dem Zehn-Uhr-Zuge nach Callao, um eine dort bestehende Zuckerraffinerie, eine der größten des Landes, zu besuchen, die jedoch infolge des Mangels an Arbeitskräften, obgleich es sowohl in Lima als auch in Callao von Müssiggängern wimmelte, eben geschlossen worden war.

Die Hafenstadt trägt den Charakter der neuen unseres Zeitalters durch die breiten Avenuen, die sie durchziehen, die jedoch, obgleich breit und hin und wieder mit mehrstöckigen Häusern umgeben, auffallend schlecht gepflastert sind.

Die Häuser sind sowohl in Lima als auch in Callao im allgemeinen meist aus Erdpisée, einem Gemisch von Erde und Häckerling aus Stroh oder Gras, welches in riesige Blöcke geformt wird, errichtet oder teilweise auch durch Stampfung, sogen. Wällerarbeit. Die Häuser sind meist lang, einstöckig, niedrig und in den Gegenden, wo es nicht regnet, dachlos, nur mit einer Oberlage versehen, die oft mit Papier überklebt ist. Die Zwischenwände bestehen aus Rohrgeflecht, welches mit einer Lehmmischung beworfen wird. Die Fenster befinden sich meist auf der Hofseite, auf eine Veranda mündend, die stets den Hofraum umgiebt; sie sind ohne Glas, nur mit Jalousieen oder Vorhängen versehen. Viele Außenwände sind ähnlich wie die Zwischenwände erbaut und von außen gleichwie von innen mit bunten Tapeten belegt — ein Beweis der geringen Feuchtigkeit, die hier herrscht.

In Callao wie in Lima, wo viele Nordamerikaner und Europäer ihren Vampyrismus im Lande treiben, trifft man natürlicherweise auch solidere Bauwerke aus Pisée, sogar aus Ziegelstein, und zwar mehrstöckige, namentlich im Hafenort Callao, unter den landesüblichen, höchst bunt und eigentümlich erscheinenden kleinen Gebäuden. Mit Ausnahme der gelungenen Hafenbauten und Hafeneinrichtungen, der kasernenartigen Gebäude der Regierung, derjenigen der verschiedenen Dampfschiffkompanien, der Banken, Versicherungsgesellschaften und dergl. trifft man außer Massivität wenig Bemerkenswertes. Die Kirchen sind, wie sämtlich in Peru, natürlich römisch-katholische, im Innern

reich, glanzvoll und sogar mit Kunstgegenständen ausgestattet, und sind es wert, besichtigt zu werden.

Um ein Uhr kehrte ich mit dem Zuge nach Lima zurück, nachdem ich gehört, daß der Dampfer „Rimac", den ich benutzen wollte und mit dem ich von Panama nach Guayaquil gereist war, am 25. Dezember von Callao nach Valparaiso abgehen würde.

Die Teuerung war hier, und ist es bis auf die Gegenwart, eine bedeutende. Mein kleines Zimmer z. B. kam mir nebst Beköstigung pro Tag auf 5 Soles = 25 Franks zu stehen, also viel teurer als in dem bekanntlich kostspieligen Alexandrien und Kairo, wo ich stets für 12 Franken täglich im besten Hotel Unterkunft fand.

Am 20. Dezember fuhr ich mit einer Zweigbahn nach Chorillas neun Leguas, demnach nur $1^1/_2$ Leguas weiter von Lima als Callao, und auch die Gegend bis zu diesem Strande war ähnlich derjenigen zum Hafenort, mit dem Unterschiede, daß man auf dieser Strecke stets östlich von der Bahn, da wir südlich zogen, das imposante Gebirge in der Ferne erblickte und an zahlreichen, recht hübsch im Grün einer bewässerten Gegend gelegenen Haciendas (Landhäuser oder Meiereien) vorüberfuhr oder sie hier und da zerstreut in der Landschaft liegen sah.

Chorillas ist das sogenannte Baden-Baden der Republik Peru, jedoch nicht ein Spielort in der Umgebung eines Schwarzwaldes, sondern am Strande eines sterilen Ufers. Der Ort wird von den Limanern als Seebad zahlreich besucht und trägt in jeder Beziehung den Charakter eines Badeortes. Die Stadt liegt reizend am Fuße einer pittoresk geformten Bergkette und bietet mit ihren sehr schroffen, oft steilen Felsenufern und dem Blick auf die imposante Felseninsel „San Lorenzo", an der wir, von Guayaquil kommend, mit dem Dampfer vorbeigefahren waren, ein überraschend schönes Bild.

Die Miniatur-Häuser ohne Dächer, nur mit einer Oberlage versehen, erinnerten unwillkürlich an diejenigen einer aus Spielkarten errichteten Stadt, wie man sie in der Jugend so oft zu machen pflegt. Diesen Eindruck erhöhen noch mehr die sonderbare Buntheit der Tapeten, die die Häuser bekleiden, sowie auch die engen Gassen und das Hin- und Herflattern einiger losgelöster Tapeten an den Außenwänden. Auch könnte man die Häuser mit riesigen Vogelbauern vergleichen,

indem sämtliche Fensteröffnungen, wie auch die keinem Hause fehlende Vorderveranda mit Eisengittern versehen und letztere durch lose niederhängende, vom Winde stets bewegte Vorhänge verkleidet sind.

Der Ort könnte ein lieblicher genannt werden, wenn nicht der Schmutz der Gassen und der Umgebung der Häuser diesem Eindrucke entschieden entgegen treten würde und wenn nicht die meist zerfetzten Vorhänge oder der vernachlässigte Bewurf, oder die Übertünchung, oder die Tapetenbekleidung der Häuser gerade das entgegengesetzte hervorrufen würde.

Die Terrassen am Ufer des Meeres, sowie auch die ganze Badeeinrichtung, waren im Stil pompös erscheinen wollende, leider aber unvollendete, schon verfallende Bauwerke, wie im allgemeinen alles in diesem von Natur reichen, aber durch seine Bevölkerung fahrlässigen Lande schmutzigen Anstriches war. Alles hatte hier, mit nur seltener Ausnahme, das deutlichste Gepräge der Unsauberkeit und, unter dem ernsten Deckmantel einer ganz eigentümlichen Scheinheiligkeit, der Entartung und Depravation im höchsten Grade!

Bis vier Uhr wanderte ich den Strand entlang bei Anblick vieler sich badender Damen, und durch die Straßen des sonderbaren Miniatur-Städtchens, worauf ich mit der Bahn nach Lima zurückkehrte.

Als ich nach Beendigung der Vorstellung eines vorzüglichen Circus mich in das „Hotel du grand Café Cardinal“, das feinste des Ortes, zu meinem Nachtmahl begeben hatte, welches hier gewöhnlich aus kaltem Braten mit Thee bestand, machte ich die Bekanntschaft von zwei Herren der hiesigen aristokratischen Gesellschaft, und mußte wider Willen mit ihnen bis ein Uhr nachts schnapsen, denn hier zu Lande wird versüßter Alkohol dem Wein und Champagner vorgezogen, sogar die Damen zeigen eine auffallende Liebhaberei für den Genuß von Spirituosen, und das Quantum, welches sie hier vertragen können, würde so manchen Trinker der bekanntlich dem Alkohol ergebenen Nationen beschämen. Wir nippten dieses Mal einen sogen. „Italia“, einen herben Branntwein vorzüglicher Qualität, der dem Geschmacke nach, da er nicht süß war, an den berühmten reinen Kornbranntwein Rußlands erinnerte.

Den 21. Dezember verbrachte ich teilweise bei Huth, Gruning und Ko. mit dem Ordnen meiner Barschaft, Anweisungen und Ziehen von Wechseln, wobei sich 100 Pfund Sterling gleich 558 Soles, und 106 Soles oder peruanische Pesos gleich 100 chilener Pesos herausstellten.

Den Rest des Tages rüstete ich mich zu einem Ausflug in die Kordilleren, mit der noch im Bau begriffenen „Oroja-Bahn", die gegenwärtig bis San Matteo vollendet war, deren höchste Höhe der 15,645' über dem Spiegel des Ozeans liegende Tunnel von „Galéra" oder „de la Cima" nach Bolivien zu bilden sollte und deren Vollendung infolge der bedeutenden Kälte und der die Anden charakterisierenden, fast unaufhörlichen Schneestürme und infolge der Brustbeklemmungen, die die Höhenatmosphäre erweckte, auf bedeutende Schwierigkeiten stieß. Die Länge des Tunnels von „Galéra" ist 1175 Meter bei einer östlichen Steigung von $2^1/_2$ Meter. Dem Berggipfel, den dieser Tunnel durchschneidet, sollte der Name des nordamerikanischen Eisenbahnunternehmers Meiggs gegeben werden.

Mir wurde die Reise 1874 widerraten, da die Rebellen oft die Züge überfielen und plünderten oder, was das schlimmste war, die an und für sich durch gewaltige Viadukte gefährliche Bahnlinie demolierten; demungeachtet blieb ich bei meinem Vorsatz und suchte den liebenswürdigen Herrn Fink, den Hauptingenieur des Don Henrique Meiggs auf, um die erforderlichen Höhen der Bahn und einige Auskünfte über dieselbe zu erhalten, und dieser mein Wunsch wurde vollständig und zwar mit Zustellung vorzüglichster Karten erfüllt.

Während meiner geschäftlichen Wanderungen kam ich auch in den Stadtteil San Lazar, der auf der andern Seite des Rimac-Flusses gelegen ist, in welchem überraschend gelungene Anpflanzungen sich zeigten und wo ich das Armenhaus besuchte, in welchem eine unglaublich zahlreiche Menge Bedürftiger durch die hiesige Geistlichkeit, ohne Ausnahme der Nationalität und der Religion, täglich unentgeltlich abgespeist und sogar gegen Anweisungen beherbergt wurde. Die ihnen gereichte Speise, von der ich kostete, war kräftig und wohl schmeckend.

Ausflug mit der Oroya-Bahn. — Pracht der Gebirgsszenerien. — Auf der Höhe von San Matheo. — Ein Schuß durch das Dach. — Besteigung des Passes. — Auf der Höhe von 15 645 Fuß. — Zukunft der Bahn.

Am 22. Dezember begab ich mich, nur mit einem kleinen Bündel, d. h. einem Plaid, versehen, in welchen ich einen Wechsel der Wäsche und das Erforderliche der Toilette gewickelt hatte, zum Bahnhof, der noch unvollendet war, weshalb auch das Lokal des Kassierers sich noch in einem Eisenbahnwagen befand. Um neun Uhr ging der Zug ab, nachdem ich mein Billet I. Klasse gegen fünf Soles für die Strecke von 77$^1/_2$ Millas bis San Mateo gelöst hatte. Kaum hatten wir das 448' hoch liegende Lima verlassen, so folgte sofort die Bahn dem wildrauschenden Gießbach Rimac aufwärts in das Gebirge. Es zeigte sich Feldbau, höchst geregelt und sauber bestellt, viel Alfalfa, d. h. weißblütige Luzerne. Feld, sogen. Wiese, und alles was man grünend sah, zeigte Bewässerungsfurchen. Die Feldstücke waren meist von mit aus Erde geformten Quadern errichteten Mauern umgeben. Die Formen des Gebirges waren gefällig, und überaus zahlreich waren die sich aus demselben erhebenden Höhen, die leider ein das hiesige Gebirge, von der regenlosen Fläche aus gesehen, charakterisierender Dunst umgab und die daher nicht vollständig klar waren. Ausgedehnte Zuckerrohrplantagen mit ihren wenig anmutigen, meist schmutzigen Haciendas zeigten sich. Nach zurückgelegten 4$^1/_4$ Millas erreichten wir Quiroz, 808' über dem Meeresspiegel.

Um $^1/_2$10 Uhr hielten wir fünf Minuten in Santa Clara, 1312' über dem Meeresspiegel, hübsch inmitten des Gebirges gelegen und sorgfältig mit Bäumen und Blumen bepflanzt. Die Pracht der Blüten ist in ganz Peru eine außerordentliche und entschädigt reichlich für die kostspielige Mühe der Bewässerung. Von Santa Clara aus nimmt die Enge des Thales zu, d. h. steile Gebirge nähern sich von beiden Seiten. Zahlreiche Viehherden, meist jedoch Pferde, Maulesel, Maultiere und Esel in magerem Zustande, und Schafe und Ziegen zeigten sich auf den schon geschnittenen oder abgemähten Alfalfa-Feldern. Das meist vulkanisch gebildete Gebirge, mit allen Schichtungen der Gebirgsformationen unserer Erde, in der Farbe grau, im Gestein porös,

zeigte sich vollständig vegetationslos. Auffallend waren gewaltige Strecken Zuckerrohr, welches niederlag und, wie man mir sagte, infolge des Übermarsches der Truppen in diesen Zustand geraten war. Der Bau der Bahn war ein sorgfältiger, und das Merkwürdige bei derselben war die fehlende Schotterung, die hier, wo kein Regen fällt, als eine unnötige Auslage angesehen wird. Umfangreiche Strecken zeigten sich unter wildem Steingeröll (Porphyr, Basalt, Granit), aus welchem jedoch üppig Melonen, Wassermelonen und Kürbisse wucherten. Unter den Futterkräutern, die angebaut sich zeigten, sah man hier außer Alfalfa auch Reihgras und Timotheus (Phleum-L.). Als Arbeiter auf dem Acker zeigten sich meist Chinesen. Gepflügt wurde mit dem indianischen Haken, von einem doppelten Ochsengespann gezogen, die Schar des Pfluges griff tief in den Boden, denselben vortrefflich lockernd. Die Böschungen der Bahn waren, infolge des porösen trockenen Bodens, meist haltlos, die unmittelbare Umgebung der Bahn bildeten üppiges Schilf, Zuckerrohr und verschiedenartiges Gestrüpp.

Gegen zehn Uhr klärte sich der bisherige Dunst und das Gebirge erschien allmählich in seiner vollsten Pracht, d. h.: durchwühlt, viele Schluchten bildend, die merkwürdig terrassenförmig aufsteigen oder viele schroffe Einschnitte zeigen, die von gewaltiger Höhe steil bis in die Tiefe sich niederziehen.

Um $^1/_2$11 Uhr hatten wir 26 Meilen von Lima zurückgelegt und hielten 2800′ über dem Spiegel des Ozeans vor der Bahnstation La Chosica, inmitten eines wüsten Gebirges, vor einem stattlich erbauten zweistöckigen Gebäude aus Holz, welches in grauer Sandfarbe angestrichen war und dessen Einrichtung als eine sehr praktische und vollständige sich erwies, indem in demselben ein reich ausgestattetes Buffet und komfortabel eingerichtete Speisesäle zu treffen waren, wo wir gegen ein Soles ziemlich gut beköstigt wurden. Die Gebäude waren hier schon gegen Regen mit Dächern versehen und die Umgebung derselben bildeten Blumenanpflanzungen und eine hoffnungsvolle Anlage von australischen Eukalypten, namentlich der Art des Blew-Gom, die von der allgemein wüsten Umgebung des Gebirges höchst anmutig abstachen.

Um $11^1/_4$ Uhr setzten wir unsere Fahrt fort, ziemlich stark steigend, jedoch mit nur einer Lokomotive, da unser Zug nur aus einem Frachtwagen, einem Wagen II. und einem I. Klasse bestand.

Die Bahnlinie zog ferner an einer scharf steigenden hohen Felswand mit zahlreichen Durchhauen entlang, das Gestein des Gebirges bildete meist poröses Granit- und Basaltgeröll, welches so zu sagen gleichsam wie in Sand oder in Thon gebacken erschien. Das Geröll zeigte sich hier durchweg in gerundeten Formen. Je mehr wir vorschritten, um so mehr glaubte man sich Plutos Revier zu nähern, die Wildheit des Durcheinander der Gebirgssicht wurde eine großartige: oft nahe der Felsenwand mit jähem Abrund, in den Durchhauen glatt zwischen den steilen Wänden derselben, oft durch natürliche Böschungen von beiden Seiten, die rauh erschienen, und scheinbar nur aus lose niederhängenden Felsenblöcken bestanden, aus denen, die Haltlosigkeit derselben beweisend, gigantische Stämme verschiedenartiger Kakteen hervorragten. Oft erschien es, als ob diese grün bemoosten hängenden Felsmassen niederstürzen müßten, und sie würden es auch, wenn hier eine niederstürzende Wasserkraft wirken könnte; fast regen- und schneelos, stört jedoch dieses chaotische Gestapel hier keine andere Kraft, als nur diejenige des gegenseitigen Druckes und der Einfluß der allmählichen Verwitterung, und in dieser furchtbar erscheinenden hängenden Lage befindet sich dieses Riesengeröll seit Jahrhunderten.

Fast vegetationslos erscheint, wie schon gesagt, hier das wüste, jedoch prachtvolle, an Farben so reiche Gebirge, während wir hin und wieder eiserne, nordamerikanisch-kunstvoll errichtete Brücken über die gewaltigen Spaltungen, die das Bett des in der Tiefe wild brausenden Rimac bilden, überfahren. Das Wasser des Gießbachs ist braun, giebt jedoch trotzdem als Seltenheit des Gebirges — der sonst trockenen Gegend eine liebliche und auffallende Abwechselung. Seine Ufer, obgleich steile Felsenwände bildend, erscheinen in das Grün schimmernd, und hin und wieder zeigten sich auch Schilf, weidenartige Gewächse und Kakteen. Aufmerksamkeit erregte die außerordentlich genaue Schienenlage der Bahn, indem man während des Fahrens kaum eine Bewegung spürte!

Um zwölf Uhr hielten wir $37^1/_4$ Millas von Lima, 4588′ über

dem Spiegel des Ozeans vor Cocachacra, ein Erdhüttennest inmitten eines kleinen Thales, umringt von wildem Gebirge. Die unmittelbare Gegend war mit Bananen (Pisang) und Ananas bebaut und der Feldbau zeigte Alfalfa und Cerealien.

Um 12 Uhr 5 Min. hielten wir 39$^1/_2$ Millas von Lima vor San Bartolomé, 4905' über dem Spiegel des Ozeans, und setzten unsere Fahrt um 12 Uhr 25 Min. wieder fort, nachdem die Lokomotive dem Zug hinten angesetzt wurde und wir zum einschlagen einer Kurve retour fuhren, um sofort schroff hinauf zu steigen, bei prachtvoll sich entfaltendem Anblick des Hochgebirges, an steilen Abhängen vorbei, während unter uns in der Tiefe der wilder werdende Gießbach Rimac rauschend abwärts zog. Die Bahnlinie, die wir bisher zurückgelegt hatten, zeigte sich im Zickzack unter uns und wurde nur hin und wieder durch Schluchten und durch gigantische Durchhaue unterbrochen. Felswände aus Granit, Basalt und Porphyr, von festem sandigen Thon umgeben, bildeten, bald rechts bald links von uns, den wildesten Anblick. Bedeutende Kurven der Bahn waren bisher nicht zu bemerken.

Um 12 Uhr 40 Min. folgten zwei Tunnels kurzer Länge, um 12 Uhr 45 Min. die erste Holzbrücke von Bedeutung über die schwindelerregende Tiefe einer Schlucht. Um 12 Uhr 50 Min. folgten zwei kurze Tunnels (jeder ca. $^1/_2$ Minute), und als wir aus dem letzten in das Freie kamen — regnete es und ein düsteres Wolkenspiel umlagerte die Höhen. Um ein Uhr waren wir auf gleicher Höhe mit dem hier steil niederfallenden Gießbach. Das sich hier bildende Thal war gefüllt mit Haciendas und Feldstücken, welche die der Gegend charakteristischen Erdmauern umgaben.

Um 1 Uhr 5 Min. hielten wir im Orte V. Agua de Verugas, 5840' über dem Spiegel des Ozeans und 44$^1/_4$ Millas von Lima, in wildester Umgebung bei donnerndem brausendem Rauschen des stürzenden Gießbaches Rimac und bei Genuß einer erfrischenden Gebirgsluft. Es regnete, jedoch als echter Nebel tropfenweise. Die Bahnlinie der letzten Strecke charakterisierten höchst gefahrvolle Stellen an den Abhängen, da die Schienen meist nur einen halben Fuß von der Kante

der Abgründe entfernt waren und die Unterlage der Bahn nur aus dem porösen, in sandhaltigen Thon gehüllten Geröll bestand.

Um 1 Uhr 15 Min. setzten wir die Fahrt fort, überfuhren den Gießbach und folgten alsdann demselben steigend. Um 1 Uhr 20 Min. überfuhren wir den Rimac wieder, der hier ein noch gelberes und schleimigeres Wasser zeigte. Der Rundblick wurde oft durch die steilen Wände der Durchhaue unterbrochen. Um 1 Uhr 25 Min. folgte eine starke Kurve, dann wieder die Überfahrt über den Gießbach, dann eine starke durch einen kurzen Tunnel, alsdann 4 Minuten bedeutende Kurven, hierauf 2 kurze Tunnels, alsdann die Überfahrt einer Hängebrücke, die 168 Meter lang und 77 Meter hoch war und die eine Seitenschlucht überspannte. Die Schlucht des Rimac wurde enger und war eher nur als eine Spalte mit riesigem Geröll zu benennen, durch welche das wilde Gewässer mit seiner sonderbar gelben Farbe geräuschvoll und schäumend stürzte, ein pittoreskes und durch die starken Kurven der Bahnlinie sehr wechselreiches Bild bietend.

Als wir den letzten Tunnel verlassen hatten, hagelte es bei Sonnenschein, und es bildeten sich zahlreiche Regenbogen. Stellenweise erweiterte sich die imposante Schlucht des Gießbaches und es zeigten sich die Ufer desselben anmutig grün und mit Haziendas bedeckt, die gleichwie Inseln inmitten der Wildnis des echt rauh zu benennenden Gebirges erschienen. Um 1 Uhr 25 Min. fuhren wir nach zurückgelegten 4 Meilen an der Station Surco, 6655' über dem Spiegel des Ozeans, vorbei.

Um 1 Uhr 45 Min. hielten wir $54^1/_2$ Millas von Lima, 7788' über dem Spiegel des Ozeans, vor Matucana bis 1 Uhr 55 Min. Der kleine Ort lag in wildem Gebirge in vollständig vegetationsloser Umgebung. Hier begann die mir vorausgesagte Gefahr. Die Rebellen waren in der Nähe und sollten, wie man behauptete, die Absicht haben, den Zug zu plündern.

Weiter folgten wir jetzt dem rechten Ufer des Gießbaches auf gleicher Höhe mit demselben. Dann folgten zwei Tunnels, von einer halben Minute Durchfahrt, und wieder zogen wir über den heftig

strömenden Bach, alsdann seinem linken Ufer folgend; an dem rechten schlängelte sich der von den Arrieros benutzte Gebirgsweg.

Die Vegetation, die sich hin und wieder zeigte, war mannigfaltig an Moosen, Flechten, Kakteen und Aloen. Die Bahnlinie wurde eine auffallend kurvenreiche, gleich wie der Bach, über dem oft pittoreske Fußbrücken primitivster Konstruktion, daher höchst malerisch, sich zeigten. Wo es das Terrain nur annähernd gestattete, war dasselbe angebaut und zeigten sich alsdann armselige, jedoch pittoreske Erdhütten, die meist wohlgenährte Schafe und Ziegen umgaben, deren Zustand für die nahrhafte Grasvegetation der Schluchten sprach.

10 Minuten nach 2 Uhr folgte ein Tunnel, dessen Durchfahrt eine Minute erforderte. Hierauf nahm die Wildheit der Schlucht zu, schroffer und steiler erhoben sich die rauhen, an sonderbaren Auswüchsen so reichen, in der Farbe graubraunen Felswände. Wieder folgten zwei Tunnels um 2 Uhr 12 Min., und hierauf eine kurze Hängebrücke über eine Schlucht, alsdann um 2 Uhr 15 Min. ein kurzer Tunnel und hierauf bedeutende Kurven den Gießbach entlang, dessen tiefe Spalte zunehmend enger und steiler wurde und durch die Wildheit des Gerölles und der ganzen Umgebung den Glauben erweckte, daß Plutos Sitz in nächster Nähe sein müsse, denn eine wildere und rauhere Gegend habe ich in keinem der vielen Gebirgsbilder, die ich gesehen, getroffen.

Am 2 Uhr 17 Min. folgte wieder eine Brücke über den Rimac, und wir folgten seinem rechten Ufer. Bemerkenswert zeigten sich die spitzgeformten Gipfel und die ebenfalls spitzgeformten Auswüchse der zahlreichen Kämme des Gebirges, durch ihr farbenreich geadertes und im höchsten Grade zerrissenes Gebilde. Um 2 Uhr 22 Min. hielten wir plötzlich — und unwillkürlich erwachte der Gedanke an die Rebellen, doch erwies sich die Ursache als eine Wasserstelle für die Maschinen.

Es folgten rechts dem wilden Gießbach steile, sehr hohe Felsenwände seines linken Ufers, links von uns eine Felswand, die man mit der Hand berühren konnte und die hin und wieder durch Schichtungen eines wilden Gerölles unterbrochen war.

Die enge Schlucht des Rimac, durch welche die Bahnlinie führt,

verengte sich noch mehr, die Berghöhen wurden steiler, zerklüfteter und wilder — es regnete ordentlich.

Um 2 Uhr 36 Min. durchfuhren wir zwei Tunnels, von denen einer ein unbedeutender war. Hierauf folgte eine kurvenreiche Strecke, alsdann zwei Tunnel, dann wieder zwei, wonach wir eine Brücke des Gießbaches um 2 Uhr 45 Min. überfuhren. Es folgten zwei kurze Tunnels und um 2 Uhr 47 Min. Halt zum Dampfablassen vor einem Tunnel bei imposantem Anblick einer sehr steilen Felswand.

Um 2 Uhr 51 Min. zogen wir in den Tunnel, der 1 Minute zur Durchfahrt erforderte. Hierauf folgte um 2 Uhr 55 Min. das sogen. „Infernillo-Thor", ein enger Durchhau, dessen beide Seiten wir mit der Hand berühren konnten, und gleich darauf zeigte sich ein imposanter Wasserfall, der sich in den Rimac stürzte und durch sein helles Wasser einen sonderbaren Kontrast mit dem gelben des letzteren hervorrief. Um 2 Uhr 58 Min. hielten wir 70 Millas von Lima, 10 530′ über dem Spiegel des Meeres, vor der Station San Mateo. Der kleine Ort gleichen Namens lag 3½ Meilen weiter oder, zu Fuß erreicht, nur 1 Meile entfernt. Ich kehrte in der Nähe des Bahnhofes in einem kleinen Gasthaus ein, welches ein Franzose hielt.

Um 5 Uhr wurde mir im Blockhause, denn anders konnte man dasselbe nicht nennen, ein vorzügliches Abendessen gereicht, und zwar auf einem Tische, der an der Brüstung eines Fensters stand. Während ich gerade ein Glas echten norwegischen Bieres trank, fiel ein Schuß, die Kugel durchbohrte das Zinkdach, welches die Oberlage des Zimmers bildete, eine Öffnung den Strahlen der untergehenden Sonne lassend, pfiff an mir vorüber und knallte in die Holzwand ein. Eine nicht sehr angenehme Überraschung in der Wildnis, die aber hier oft vorkommen soll und diesmal aus neidischem Haß gegen den Wirt stattgefunden hatte, dem vor kurzem die Fenster mit großen Steinen eingeschlagen worden waren.

Am Abend beleuchtete der Mond glanzvoll das Gebirge, dessen Höhen mit Schnee bedeckt waren, und den rauschenden Bach, der sich am Hause vorbeistürzte. Nachdem ich mir einen Maulesel für den nächsten Tag zur Besteigung des Passes bestellt, begab ich mich zur

Nachtruhe in mein kaltes, jedoch sauberes Zimmer, wo mich ein gut gerichtetes Bett erwartete.

Am 22. December war ich in der Frühe noch vor Sonnenaufgang nebst Führer im Sattel und schon am Besteigen eines gründlich steilen Weges, bei imposantem Anblick des Gebirges mit seinen außerordentlich sonderbar geformten Spitzen, die meist mit Schnee bedeckt waren. Ich folgte nur hin und wieder der im Bau begriffenen Bahn, deren Arbeiten infolge der Rebellion Pierolas gegen den seit 1872 regierenden Präsidenten Pardo nur schwach im Gang waren, und die in jeder Beziehung auf die Kühnheit des Unternehmens hinwiesen und unwillkürlich den Gedanken erweckten, daß dieser kühne, vielleicht kühnste Bau unseres Zeitalters wohl durch die Energie eines Pardo und eines „Don Enrique Meiggs" vollendet werden kann, jedoch nie und nimmer von einer peruanischen Verwaltung erhalten werden wird, indem die Unterhaltungskosten dieser Bahn im porösen Fels des hiesigen Gebirges, namentlich der „Cordilleros de la Cuesta", beständige und namhafte werden müssen, die summarisch derartige sein werden, daß die Verzinsung des Auslagekapitals eine Unmöglichkeit werden muß, wenn auch die Aufsicht der Bahn in den Händen einer anderen Verwaltung sich befinden würde, als diejenige der damals als fahrlässig bekannten peruanischen Regierungsorgane. Der Zweck dieser Bahn, abgesehen von persönlichen Interessen der Unternehmer, die die Hauptrolle spielten, lag in der leichteren Verwertung der reichhaltigen Silberminen und anderer Bergwerke des Gebirges, in der rentableren Zucht der Gebirgsschafe, die auf den scheinbar vegetationslosen Felsen in den zahlreichen Klüften derselben genügend feine Gräser meist brauner Farbe zur Nahrung finden, und namentlich lag der Zweck im leichteren Transport des Holzes von der bolivischen Seite des Gebirges zu der holzarmen von Peru.

Der mühsame, fünfstündige Ritt ist schwer zu beschreiben. Er läßt sich vielleicht mit folgenden Worten schildern: oft über Klüfte setzend, am steilen Abhang und anderseits an steilen, sich hoch erhebenden Felswänden vorbei, durch tiefen Schnee der Schluchten, über zu Eis hart gefrorenen Schnee einiger Flächen, bei blendenden Strahlen der Sonne auf dem Schnee oder auf den glitzernden basaltischen Felsenwänden bei

schmalem Pfad, bei oft gewaltig steiler Steigung und schwindelerregendem Blick, erreichte ich im Sattel die durch ihr Geröll chaotische Gegend des Durchbruches des Tunnels von „Galera" oder „de la Cima" auf einer Höhe seiner Sohle von 15 654' über dem Spiegel der Ozeans, 318 Fuß höher als die höchste Spitze des 15 327' hohen Montblanc! Dem Berggipfel des Oroja-Passes, den der Tunnel durchschneidet, beabsichtigte man den Namen des Eisenbahnbauunternehmers Don Enrique Meiggs zu geben. Die Gegend lag vollständig unter Schnee. Den ewigen Schnee in den Kordilleren rechnete man hier von der Höhe von 5000 Meter an. Die Strecke der Bahnlinie von Lima bis zum Tunnel soll 104 1/2 Millas, und bis Oroya, 12 178' hoch, 136 Millas betragen. 1 Millas ist gleich 1 engl. Meile.

In der vollen Überzeugung von der Unhaltbarkeit dieser Bahnstrecke, wenn sie vollendet werden wird, was mir ebenfalls zweifelhaft erschien, schlug ich meinen Rückweg ein, der im Sattel ein überaus ungemütlicher war und mir jede Lust zur Betrachtung der imposant beleuchteten Gebirgsbilder nahm.

Am 23. Dezember, nach einer frostigen Nacht unter vier wollenen Decken, erwachte ich beim Anblick von Schnee, der einen Teil der Umgegend frisch bedeckte, und um 1/2 11 Uhr führte mich der Zug abwärts nach Lima zurück, wo ich um 3 Uhr 30 Minuten mit einer Schar vom sogen. Kriege zurückkehrender Truppen eintraf, die mit lebhaftem Beifall am Bahnhof empfangen wurde. Der außerordentlich kleine Körperbau der Soldaten dieser siegreich zurückkehrenden Truppe, die aus verschiedenen Nationalitäten bestand, erinnerte mich unwillkürlich an die Abbildungen kriegerischer Gnomen.

Lima zur Festzeit. — Auf dem Rimac. — Vor Tamba de Mora. — Vor Pisco. — Eindruck der Küste. — Vor Lomas. — Vor Chala. — Vor Islay. — Vor Mollendo. — Die Bahn nach Pana. — Vor Ilo. — Vor Arica und Tacna. — Folgen der Erdbeben. — Vor Pisagua. — Guanolager.

Am 24. Dezember fuhr ich nach Callao und löste mir ein Billet für die Strecke von 1575 Seemeilen bis Valparaiso gegen 68 Dollars à 100 Cents für den Dampfer „Rimac", der an den verschiedenen

Häfen Perus und Chiles halten sollte und zum folgenden Tag seinen Abgang bestimmt hatte.

Am Abend zeigte sich Lima im volksfestlichen Glanze der Weihnachtsfeier, und namentlich war es die Plaza San Pedro, wo sich der Jubel entfaltete. Gleichwie auf allen solchen Festlichkeiten und Abhaltungen von Märkten, traf man auch hier zahlreiche Buden und Gerüste, die gefüllt waren mit Backwerk, Süßigkeiten, Früchten und anderem Hokuspokus, und auch hier, gleichwie in allen Ländern der wärmeren Zonen, herrschte die Spielwut in hohem Maßstabe. Bemerkenswert war die Verschiedenheit der Nationalitäten, die sich in der gedrängten Volksmasse in Sprache und anderer Weise zu erkennen gab.

Am 25. Dezember fand sich bei auffallender Lebhaftigkeit der Glocken und Glöcklein der Kirchen, der Trommeln und der Musik der durch die Straßen zur Parade marschierenden Liliputaner-Truppen des Staates mein Gepäck-Expeditor Nr. 215 ein, empfing meine Siebensachen, und mit dem Zuge um 2 Uhr 30 Minuten verließ ich Lima, das sogen. Klein-Paris seiner Cafés und Juwelierläden wegen, und traf pünktlich um 3 Uhr an Bord des „Rimac" ein, wo mir eine gute Kabine angewiesen wurde, die ich nun möglichst bequem einzurichten mich bemühte.

Um ½8 Uhr, als wir die Anker lichten sollten, signalisierte ein Boot der Polizei, uns Halt gebietend, und führte einen Passagier, der der Revolutionspartei angehörte, höflichst wieder an das Land, und um 8 Uhr lichteten wir hierauf und verließen Callao.

Am 26. Dezember um ½8 Uhr morgens warfen wir nach zurückgelegten 100 Seemeilen die Anker vor Tamba de Mora, einem kleinen Hafenort. Hier wurde Ladung gelöscht und neue empfangen, und um 10 Uhr fuhren wir nach einem vorzüglichen Frühstück längs der nahen Küste 21 Meilen weiter bis zur Bai von Pisco, in der wir um ½12 Uhr ankerten. Ich fuhr mit dem Majordomus des Schiffes an Land, d. h. zu dem ¾ Km. langen Werft, welches recht vernachlässigt erschien, da das Eisen stellenweise schon durch den Rost verzehrt war.

Die Stadt Pisco liegt weiter landeinwärts; eine Tramway, mit zwei Mauleseln bespannt, führte uns in fünf Minuten dahin. Der nichtssagende Ort zählt 2000 Einwohner und ist, von den Kupferminen von Ica ca. 45 Meilen entfernt, durch eine Bahnlinie mit diesen verbunden.

Um 1 Uhr waren wir an Bord des Schiffes, lichteten um 2 Uhr die Anker und zogen dem Ufer entlang, bald nahe, bald fern, jedoch stets in Sicht seiner sandbergigen Höhen. Um 3 Uhr erreichten wir zahlreiche Inseln und Riffe, fuhren zwischen dem Ufer und der Guano-Insel Chinca mit ihren steilen Ufern nahe vorbei. Die Insel war vegetationslos wie die Küste im allgemeinen, mit Ausnahme nur weniger höchst seltener Stellen, wie z. B. die der niedrigen Lage Piscos, wo gleichsam eine grüne Betünchung des Bodens sich zeigt. Als wir in die Enge, die das feste Land und die Insel bilden, einfuhren, erhob sich plötzlich ein heftiger Windstoß. Diese gefahrvolle Durchfahrt durch Felsenbänke und Riffe bei sonst hier charakteristisch anhaltenden Nebeln machten wir jedoch bei Sonnenschein und ruhiger See.

Stets blieb in Sicht das Ufer, welches am Tage häßlich öde, am Abend aber bei hellem Mondlicht und dem so glänzenden Sternenhimmel der südlichen Hemisphäre schmuck erschien.

Der 27. Dezember zeigte uns wieder gebirgige, vegetationslose Ufer des festen Landes, dessen rötliche auch goldbraune Farbe herrlich vom glänzenden Sonnenaufgang beleuchtet wurde, als ich um sechs Uhr das Deck betrat, nachdem die Nacht eine fühlbar frische gewesen war. Das Ufer war steil und reich an Riffen mit heftig schäumender Brandung.

In Islay sollte ein Spanier Perus aussteigen; er ging eine Goldmine untersuchen, auf die er große Hoffnungen baute. Es liegt so viel Reichtum in den Bergen Perus, dessen Ausnützung der Mangel an Händen, d. h. arbeiten wollenden Männern, vereitelt; es liegt soviel humusreicher Boden an der ganzen langen Küste auf ca. 20 Meilen Tiefe in das Land bis an das Gebirge ungenützt, da Mangel an Wasser den Anbau desselben erschwert.

Das Ufer ist wegen seines teils wellenförmigen, meist aber zerklüfteten, wild durcheinandergeworfenen Charakters und seines auffallend

grellen Farbenspiels und meist heftiger Brandung der Wogen als ein imposant schönes zu nennen, obgleich die Küste vollständig vegetationslos erscheint.

Um 3/48 Uhr zeigte sich vor uns Lomas, und um 1/29 Uhr warfen wir, nach zurückgelegten 168 Seemeilen von Pisco oder 289 von Callao, vor dem kleinen Ort mit ca. 20 Häusern, oder richtiger Hütten aus Erd-Pisée, Anker. Der Ort liegt auf einer kurzen schmalen, meist bergigen Landzunge, an deren Spitze große Felsenriffe sich zeigen; desgleichen erheben sich unzählige Felsenriffe aus der Meeresfläche der wilden kleinen Bai, die eine Brandung der Wogen verursachen, die die ganze Umgebung aufrührt und riesig lange und hoch sich türmende Wellen bildet, die sich ruhig aber kraftvoll erst dem schäumigen Ufer zuwälzen, sich mit der zurückkehrenden heftig wütenden Woge begegnen, vereinigt eine noch schäumendere Masse bilden, und alsdann die riesigen Felsen, die aus dem Meere ragen, von neuem umfassen, und hier, bei vollständig ruhiger See, einen bewerkenswert hohen Wellenschlag erzeugen, dessen Wucht eine derartige ist, daß die Barken, die uns Ladung zuführten, kaum an unser Schiff anlegen konnten, und als dieses ihnen gelang, bald hoch gehoben, bald in die Tiefe gesenkt wurden.

Um zwölf Uhr verließen wir Lomas, und unmittelbar an gefährlichen Riffen vorbei schwankte, bald rechts, bald links sich neigend, unser Riesenschiff aus der kleinen Bai, um bald wieder in südöstlicher Richtung der Küste zu folgen, die ein prachtvolles Bild durch das als Hintergrund sich stolz erhebende, an Schluchten so reiche Gebirge der Anden, mit seinen mit Schnee gekrönten Gipfeln lieferte. Das Ufer wurde allmählich steiler, und der Küstenstrich bis zum Gebirge war ein felsiger, vegetationsloser. Zahlreiche Störe folgten der schäumenden Spur unseres Schiffes, das Wasser erschien gelb-bläulich schimmernd durch die in das Meer mündenden Petroleumquellen. Die herrschende Südbrise war frisch, und die Temperatur 74° Farh. im Schatten und im Windschutz, wie bisher seit Callao.

Um 1/24 Uhr waren wir auf Schußweite von der heftig schäumenden Küste, und das Gebirge erschien wie üppig bewachsen, doch das Fernglas zeigte, daß diese Vegetation nur eine scheinbare war.

Es waren nämlich zahlreiche Felsspitzen und Auswüchse des sonderbaren Gebirges, deren Steinmasse grünlich in der Farbe war, oder die Flechten und Moos bedeckten, deren Formen oft täuschend niedrigen Wald oder einzeln stehende Stämme vorstellten. Ein starker Dunst raubte uns den Anblick des Schneegebirges, nur hin und wieder zeigte es sich, wenn die Sonnenstrahlen den Dunst durchbrachen, alsdann in farbenreicher Beleuchtung.

Um $^1/_2$5 Uhr ankerten wir, nach zurückgelegten 46 Seemeilen von Lomas, vor Chala, einem kleinen Orte mit ca. 14 Häusern, umringt von einem niedrigen Küstengebirgszug, welcher in verschiedensten Formen sich zeigte und die kurze Landzunge einnahm, auf deren Endspitze der Hafenort lag. Hier mußte Fracht ausgeladen und eingeladen werden, und zwar mit großer Schwierigkeit, da auch hier die Bai ähnlich derjenigen von Lomas eine wilde See charakterisierte und gleichfalls ein auffallender Reichtum dunkelschwarzer Riffe, die das Ufer und namentlich die Spitze der Landzunge mit heftig brandender See umgaben.

Um sechs Uhr zogen wir bei Sonnenuntergang und völlig ruhiger See weiter, demungeachtet, infolge eines unruhigen Tiefwassers, bei schwankender Bewegung des Schiffes.

Am 28. Dezember beleuchtete, nach sternenklarer Nacht und bei stetem Anblick der Küste, der Sonnenaufgang das Gebirge des schroffen hohen Ufers der Küste und die den Hintergrund bildenden, mit Schnee bedeckten bemerkenswerten Kordilleren. Der bisherige Charakter des Ufers änderte sich, umfangreiche Alkali-Ablagerungen zeigten sich, die die Gegend gleichsam wie mit Schnee bedeckten, zahlreiche Gießbäche mündeten in den Ozean, und das Gebirge zeigte, diesesmal scheinbar in Wirklichkeit, eine zunehmende Vegetation, als wir um zehn Uhr die Landzunge erblickten.

Um $^1/_2$11 Uhr ankerten wir, nach zurückgelegten 144 Meilen von Chala, vor Islay, einem Hafenort, der gleich groß wie Pisco, jedoch in einer kleineren und ruhigeren Bai, an einem bedeutend schroffen steilen Ufer liegt. Das Städtchen hatte Dächer, war demnach die erste Stadt mit solchen, die ich in Peru getroffen. Die Spitze der kurzen Landzunge, auf der Islay liegt, umgaben größere und kleinere Felseninseln

und zahllose Riffe. Die Felsen waren meist mit Salzablagerungen belegt. Die Umgegend, mit Ausnahme der grünen Übertünchung der meist unmittelbar den Ort umgebenden Gebirge, erwies sich, meinem früheren Ausspruche widersprechend, vollständig vegetationslos; demungeachtet ist die Lage des Ortes eine malerische, durch das wild durchbrochene, man könnte sagen zerfetzte Ufer, durch das außerordentliche Farbenspiel seiner Umgebung und durch die saubere Bauart der Häuser. Die Entfernung von Callao wird auf 479 Seemeilen gerechnet.

Um $^{1}/_{2}$12 Uhr setzten wir unsere Reise fort, um in $^{3}/_{4}$ Stunden den nur sieben Meilen entfernten Hafenort Mollendo, durch Riffe uns schlängelnd, zu erreichen. Die ganze Spitze der Landzunge Islays bestand aus porösen Felsriffen stahlgrauer Farbe, die, kranzartig sich in das Meer ziehend, die kleine Bai von Islay bildeten. Von Islay aus nahm der Umfang der Alkali-Ablagerungen zu, desgleichen die Höhe des Küstengebirges, welches zunehmend grüner erschien.

Um $^{1}/_{2}$1 Uhr ankerten wir vor dem bailosen Hafenplatz Mollendo, dessen See eine wilde und dessen Ufer einer heftigen Brandung ausgesetzt war. Im sogen. Hafen lagen zwei peruanische Kriegsschiffe, ein englischer Dampfer, der, von Europa kommend, und in verschiedenen Hafen haltend, nach Callao ging, und einige kleine Segler. Von Mollendo führte eine Bahn über Arequipa nach Pana am Titicaca-See (oder richtiger Lagune), von dort Dampfschiffe über den See, und dem vierzehn Leguas folgend fand die Beförderung mit Eseln und Pferden bis in das Gebiet Boliviens über die Kordilleren statt. Die Eisenbahnstrecke soll ca. 800 Leguas betragen. Der Handel mit Bolivien besteht in Häuten, Chinarinde und an der Luft getrocknetem Fleisch.

Mollendo ist gleich groß wie Pisco, aber obgleich ohne Bai, sozusagen an der offenen See liegend, bewies der Ort und sein Hafen bedeutend mehr Leben als Pisco.

Um $^{1}/_{4}$3 Uhr setzten wir unsere Fahrt fort, um noch gegen Abend den 55 Seemeilen entfernten Hafen von Ilo zu erreichen. Um $^{1}/_{2}$4 Uhr durchzogen wir den sichtbaren Einfluß des Tambo in die Bai gleichen Namens. Das gleichnamige Thal, durch welches dieser Bergstrom fließt, hat den Ruf des üppigsten Perus, in welchem Reis-

und Zuckerrohr=Plantagen sich befinden. Von hier aus wurde das Gebirge, gleichwie das Ufer, lebhafter im Anschein, die grüne Betünchung nahm zu und zahlreiche Gießbäche wurden sichtbar, in deren Umgebung kaktische Vegetation sich zeigte, die freilich spärlich und als eine niedrigere erschien. Wenn auch eine hochwüchsige Vegetation nicht vorhanden war, so war doch etwas da, und nicht mehr die Öde des bisherigen Anblickes. Auffallend erschienen die mannigfaltigen Wölbungen der Gebirgskämme.

Um sechs Uhr senkte sich die Sonne am wolkenfreien Horizont gleich einer purpurroten Kugel in das Meer und um $^1/_2$9 Uhr ankerten wir in vollständiger Finsternis vor dem hellerleuchteten Hafenort Ilo nach vorhergegangenem Signalschuß, dessen vielfältiges Echo unendlich wiederhallte. Die Bucht, die sich hier bildet, ist klein und hat eine ruhige See, obgleich in nördlicher Richtung das Getöse einer heftigen Brandung zu hören war. Der kleine Ort liegt am Fuße eines Gebirges, welches ihn von drei Seiten umgiebt.

Hier kamen vierzehn Personen I. Klasse und zwölf Zwischendeck-Passagiere noch zu. Unter den ersteren waren viele Frauen und Kinder mit ihren den Spaniern unvermeidlichen Nachtgeschirren, Südfrüchten, Kuchen u. s. w., aber wenig Kleidern und Wäsche. Die Kabine einer solchen Familie sieht daher mehr einer unordentlich gehaltenen Rumpelkammer ähnlich. Die Leute kauern so viel wie möglich auf dem Boden, obgleich sie die Gewohnheit haben, auf demselben ihre Naturbedürfnisse zu verrichten, abgesehen von ihrem unaufhörlichen Speien; auch entstanden hierdurch nicht nur in den Kabinen, sondern auch auf Deck höchst verdächtige, emsig rieselnde Bächlein und Pfützen im muntersten Fortlaufe, je nach der Bewegung des Schiffes.

Bei Fackelbeleuchtung und Laternenlicht wurde die Ladung gelöscht, und nachdem vier Barken dieselbe abgeholt, verließen wir um Mitternacht und bei fast tageshellem Mondlicht den Hafen, umkreisten die geisterhaft beleuchtete Spitze der kurzen Landzunge Ilos und zogen hierauf in südöstlicher Richtung wieder der Küste entlang, dem 81 Seemeilen entfernten Arica zu.

Der 29. Dezember begann mit schönem Sonnenaufgang, einer glänzend-ruhigen See und kaum einem Luftzug. Die Küste war in

Dunst gehüllt, so daß das hohe Gebirge gleichsam wie durch einen Schleier sichtbar war. Gegen neun Uhr klärte sich das Land und es zeigte sich eine Gegend, die etwas verschieden von dem bisherigen Anblick war. Die umfangreichen Alkaliablagernngen wurden nämlich geringer, an deren Stelle traten dünenartige Sandberge, d. h. mit Sand umstümte Felsen, die hin und wieder aus dem Sande ragten. Die Strahlen der Sonne waren drückend, als wir um elf Uhr vormittags vor Arica, 622 Seemeilen von Callao, ankerten.

Der Ort liegt am südlichen Ende einer Bucht. Auf Riffen, die zerstreut liegen, sind Befestigungen erbaut. Der Ort war 1868 infolge eines fürchterlichen Erdbebens in Ruinen verfallen, aus denen hier und da einzelne wieder aufgebaute Gebäude hervorragten, die die Ruinenstadt als solche besonders charakterisierten. Nördlich von Arica, den Befestigungen gegenüber, erhebt sich eine kolossale, in ihrer Farbe graue Felsmasse, der sogen. „Murra", sonderbar zerspalten und wie durch Meißelungen gefurcht. Der Molo war aus Eisen vorzüglich errichtet und für hiesige Verhältnisse gut erhalten. Als ich landete, waren zahlreiche Buben auf dem Molo beschäftigt, höchst gewandt mit Harpunen Sardellen zu fangen.

Trauer erweckend waren die Ruinen der Altstadt. Das heftige Erdbeben von 1868 hatte nämlich nach der Erschütterung das Wasser gehoben und eine Überschwemmung verursacht, die nach der Zertrümmerung des Ortes das Erdmaterial, aus dessen Quadern die Häuser erbaut waren, vollständig durchweichte und die zertrümmerten Teile fortspülte. Dieses Erdbeben soll damals Arica 4000 und dem benachbarten Orte „Tacna" 5000 Menschenleben gekostet haben. Die nach diesem Erdbeben erbauten Häuser sind mehr aus Stein als aus Holz errichtet, da die aus Stein erbauten und namentlich die Häuser, deren Thüren und Fenster mit Eisengittern verbunden waren, wenn auch aus Erdmaterial, sich als haltbarer bewährt hatten. Infolge solcher Gitter stand z. B. noch das Hotel de Françe inmitten der ärgsten Ruinen im verwüstetsten Teile der Stadt. Sehr sehenswert waren die Kirche, die nach dem Erdbeben nur aus Eisenmaterial erbaut worden war, das Zollhaus aus Ziegelstein mit eisernen Verbindungen und mit eisernem Dachstuhl in französischem Stil, und der schmucke Bahnhof,

von wo die Bahnlinie zu der 43 Leguas entfernten Stadt Tacna führt, die den Ruf eines üppigen Blumengartens hat und in einem an Wasser reichen Thale liegt. Infolge der sengenden Strahlen der Sonne, der Schwüle der Luft und der vegetationslosen Umgebung erinnert Arica an die Küste Afrikas, ein Eindruck, der durch die Unsauberkeit der Straßen und Häuser und durch den Ruinenzustand des größten Teiles des Ortes noch erhöht wurde.

Um $^1/_4$8 Uhr lichtete unser Dampfer die Anker und wir zogen wieder, nahe dem Ufer entlang, in südöstlicher Richtung weiter, bei Anblick eines hochbergigen, in der Farbe graubräunlichen, durchfurchten, sonderbar geformten Gebirges der Küste und des Strandes selbst, bis wir nach 75 Seemeilen am 30. Dezember um $^1/_2$6 Uhr früh in der malerischen Bai und vor dem pittoresk an einem Berge aufwärts erbauten Pisagua die Anker warfen. Von hier aus führte eine Gebirgsbahn im Zickzack, vom Hafen aus, zu den 40 Leguas entfernten Salpeterminen. Der Ort ist meist aus Holz recht zierlich und gut erbaut, und zwar aus nordamerikanischem Holz, und die Häuser sind mit Dächern versehen. Die Bai war mit zahlreichen Schiffen besetzt, der Ort gleichwie der Hafen machten den Eindruck eines regen Handels, in welchem namentlich der Guano eine Hauptrolle spielt, dessen Ablagerungen auf den Landzungen, die die Bai bilden, zu bemerken sind, die aber gegenwärtig, als zu sehr mit Schutt und verschiedenen mineralischen Stoffen gemischt, kein reines Produkt mehr liefern sollen. Unser Dampfer hatte hierher eine Lieferung von Holz-Baumaterial aus Kalifornien, Eisenmaterial für die Bahn und diverse Kisten und Ballen verschiedenartigster Waren.

Das Bild, das sich vom Schiffe aus gesehen entfaltete, war ein großartiges: den Berg hinauf fuhr nämlich im Zickzack ein Frachtzug, wild schäumend brandete die Woge an das Ufer, welches keinen Molo und auch sonst kein Bollwerk zeigte und den Charakter einer gefährlichen Landung trug; im Kontrast zu dem wilden Spiel der brandenden Wogen an den steilen Strand war die ruhige, sich glänzend kräuselnde Oberfläche des Wassers, auf der malerisch zahlreiche Fischerboote mit ihren Netzen und halbnackten Insassen zu sehen waren.

Um elf Uhr lichteten wir die Anker und steuerten auf die öde

durchwühlte Guanofelsenspitze der südlichen Landzunge der Bai zu, an einem schmucken russischen Dreimaster, der hier vor Anker lag, vorbei, um alsdann, wie bisher der Küste entlang, den 21 Seemeilen entfernten Hafenort „Mejillones del Peru" zu erreichen.

Gegen zwölf Uhr zeigten sich Guanolager, zu denen ein sehr künstlich angelegter Gebirgsweg führte. Das Ufergebirge war durchgängig vegetationslos wie bisher, nahm jedoch, wie schon erwähnt, in südlicher Richtung an Höhe zu. Schroff senkten sich seine westlichen Böschungen steil in das Meer, nur hin und wieder vereinzelte schmale Uferflächen porös-grauer Felsmassen bildend, aus denen verschiedenartig geformte Spitzen oder blasenartige Erhebungen gleicher Felsmassen hervorragten. Das steile, hoch hinaufragende Ufer begrenzen zahlreiche Riffe, ebenfalls grauer Farbe. Die Verschiedenartigkeit des Farbenschimmers der Felsmassen auf dem Lande und in der See ist hier eine bemerkenswerte.

Vor Mejillones. — Eindruck der Küste. — Vor Iquique. — Den Dampfer versäumt und die gefährliche Bootfahrt. — Die Westküste Boliviens. — Unter dem Wendekreis vor Antofagasta. — Feier des neuen Jahres auf dem Schiff.

Um $^1/_2$1 Uhr zeigte sich Mejillones del Peru, auf mit Schutt und Felsengeröll überfüllten Riffen erbaut, umgeben von einem hohen wüsten Gebirge. Graue poröse Riffe ziehen sich kranzartig in das Meer und bilden die kleine Bucht, die, durch die Brandung der Woge an den zahlreichen Riffen, als eine stets unruhige und wilde zu nennen ist.

Der Ort ist, wie gesagt, auf hohen, wild durcheinander liegenden Riffen erbaut, die von Natur mit Felsenschutt überfüllt, infolge einstmaliger vulkanischer Eruptionen eine wüste Fläche bilden, hinter der sich ein gelber hoher Hügel erhebt, an dessen Fuß der kleine Ort ungemütlich, jedoch sehr malerisch liegt. Das Gebirge, welches Mejillones umgiebt, erhebt sich von 1500' bis 2000' und umgiebt den Ort kranzartig. Die Ausläufer dieses Gebirges an das Ufer fallen steil in die Tiefe des Meeres nieder, mit grellem Farbenspiel, als: rotbraun, braun und gelb, in hellen und dunklen Nuancen — im Kontrast zum stahlgrau der porösen Massen der wild durcheinanderliegenden Riffe und zu dem

blendenden Weiß der Alkaliablagerungen, die die Gegend stellenweise zeigt. Das originelle kleine, durch Riffe gebildete Plateau nebst goldgelbem Hügel, an dessen Fuß der Ort liegt, zeigt sich auffallend scharf vom Gebirge getrennt. Der Farbenschimmer des Gebirges deutete klar und bestimmt auf die Mannigfaltigkeit seiner Minerale, unter denen Kupfer die hervorragendste Rolle spielt. Durch Mangel an arbeitenden Händen, durch nationale Trägheit, Fahrlässigkeit und Leichtsinn, durch die ewigen Revolutionen des Landes, wie auch durch die bedeutenden Schwierigkeiten, die das Terrain der Anden und ihrer Ausläufer dem Verkehr entgegenstellen, wird leider die vorteilhafte systematische Ausnützung dieses Reichtumes gehemmt.

Um $^1/_2$2 Uhr setzten wir unsere Küstenfahrt fort, bei Anblick einer vegetationslosen Gegend, jedoch eines in seinen Formen und seinem Farbenspiel imposanten Gebirges, und erreichten nach zurückgelegten 26 Seemeilen um $^1/_2$5 Uhr Iquique, nach Callao, der größte Hafenort Perus.

Vor Anker lagen zahlreiche Segelschiffe und fünf Kriegsschiffe der Republik in Reih und Glied. Die kleine Bai ist überfüllt mit Riffen und die Brandung an das Ufer ist eine derartige, daß man den Strand über Felsenbänke in kleinen Nachen fahrend nur mit Gefahr erreichen kann. Der Dampfer blieb ziemlich entfernt vom Ufer liegen. Ein kleines Boot brachte mich, den Majordomus des Schiffes und einen Chemiker der Kompanie „Salitrera del Rimac“ in 20 Minuten an das Land.

Die Stadt zählte 20000—25000 Einwohner. Die Gebäude, unter denen viele zweistöckige, waren aus Holz erbaut, stets mit Veranden versehen, und zierlich gestrichen. Die Straßen waren gerade, und machten einen angenehmen, für peruanische Verhältnisse sauberen Eindruck, was sich dadurch erklären läßt, daß fremdländische Nationalitäten den größten Teil der Bevölkerung bilden. Der Hafen, sowie seine Einrichtungen, waren schlecht erhalten und unsauber. Von hier aus führte eine Bahn vierzehn Leguas in das Gebirge und in die Salpeterwerke desselben, die fast ausnahmslos in den Händen von Chilenen sich befanden.

Da der Kapitän versprochen hatte, uns durch einen Kanonenschuß

zur richtigen Zeit vom Lande zu rufen, ließen wir uns ohne Besorgnis ein vorzügliches Mittagsmahl bei einem französischen Restaurateur munden, und als der gewaltig hallende Schuß fiel, wanderten wir ruhigen Schrittes zum Ufer, wo wir jedoch die unangenehme Nachricht erhielten, daß der Schuß der zweite gewesen, und wir sahen den Rimac schon langsam der offenen See zusteuern. Für zehn Pesos übernahmen es sechs rüstige Bootsleute, auf direktem Wege in südlicher Richtung den die Riffe langsam umkreisenden Dampfer zu kupieren. Mit unsäglicher Mühe der Ruderer, bei gefahrvoller See zwischen den schäumenden Riffen, erreichten wir im Dunkel um $^1/_2$8 Uhr den offenen Ozean und sahen das Licht des Dampfers, der infolge eines Passagiers, der uns erkannt und unser dreistimmiges Rufen gehört hatte, hielt, und dessen Deck wir endlich mittelst eines uns zugeworfenen Taues recht mühevoll erkletterten, um einer gründlichen Strafpredigt des Kapitäns unterworfen zu werden, der nur des Majordomus des Schiffes wegen noch gehalten hatte.

Der 31. Dezember zeigte bei Sonnenaufgang den gleichen Anblick wie bisher. Um neun Uhr fuhren wir längs der kurzen Küste Boliviens am Stillen Ozean. Um zehn Uhr zogen wir an seinem bis 1870 einzigen Hafenorte Cobya vorbei, dem Küstenvorsprung Boliviens zu, dessen Ufer gebirgig, weniger hoch, aber steil und umkantet von zahllosen grauen Riffen war. Die Temperatur blieb durchschnittlich seit Callao unveränderlich, im Schatten und im Schutz des Windes 74° Farh. Um zwei Uhr waren wir unter dem Wendekreis des Steinbockes bei recht sich hebender See und starken Schwankungen des Schiffes, als wir die südliche Spitze des Ufervorsprunges Boliviens erreichten und in die breite, seichte, sehr zugige Bai von Antofagasta einkehrten. Um sechs Uhr warfen wir vor dem 1870 eröffneten bolivischen Hafenort gleichen Namens Anker.

Antofagasta war 220 Seemeilen von Iquique entfernt, zählte 7000—9000 Einwohner, von denen nur 1% Bolivianer, die meisten Chilenen, und der Rest Europäer waren. Es ist ein Kupferminenort, zu dessen reichhaltigen Minen Bahngeleise führen. Der Ort liegt tief auf einer Ebene, die Schuttablagerungen auf Riffen bilden, und am Fuße eines porösen, in der Farbe graugrünen, durchwürfelten, an

Schluchten, Kluften und Spalten reichen Gebirges. Das Ufer ist einer wilden Brandung der Woge beständig ausgesetzt, ist von spitz hervorragenden Riffen umkantet und bietet eine unsichere Landung.

Am 31. Dezember um 1/4 8 Uhr abends verließen wir den Hafen bei gründlicher Finsternis, da der Mond erst spät aufging, und nachdem ich die Pracht des sternenglänzenden Firmamentes, welches in der südlichen Hemisphäre ein intensiv leuchtendes ist, genossen hatte, begab ich mich schon um neun Uhr in meine Kabine zur Ruhe. Um Mitternacht wurde ich aus festem Schlaf durch einen wahrhaftigen Höllenlärm geweckt, die Alarmglocke läutete, der kräftige Ton der Dampfpfeife der Maschine heulte, Trommeln und Pauken wurden geschlagen, und die verschiedensten Laute waren hörbar und ließen mich vermuten, daß Feuer ausgebrochen war, da ich durch meine Luke eine auffallende Helligkeit bemerkte. In meinem Nachtanzuge eilte ich auf Deck, und erfuhr, daß es die Abschiedsfeier des alten Jahres und die Begrüßung des neuen bedeuten sollte.

Es begegneten mir, als ich das Deck betrat, trommelnde Gruppen der Matrosen; der eine hatte nämlich eine zerbrochene Gießkanne, andere hatten Töpfe, Kasserolen, Flaschen, Blechstücke, Glas oder Bretter in den Händen, mit welchen sie einen unbeschreiblichen Lärm hervorbrachten und alle Leute in ihren Kabinen weckten, da zu dieser Stunde keiner auf dem Schiffe schlafen sollte. Ich wurde hierauf von den Beamten des Schiffes zum unerwarteten Nachtessen eingeladen, bei dem die verschiedenartigsten Weine nicht fehlten und zu dem ich meinerseits sechs Flaschen Champagner spendete.

Gegen zwei Uhr wurde wieder alles still, und als ich am 1. Januar um acht Uhr erwachte, war auf dem Schiffe keine Spur der Allotria der Nacht zu bemerken, das Deck war sauber gekehrt und alles im geordneten Zustande, nur manche Physiognomie trug noch die Zeichen der Folgen der lärmenden Nacht. Das Meer befand sich in einem sich erhebenden Zustande, dem man im Stillen Ozean oft begegnet; die Oberfläche desselben erschien nämlich glatt, gleichwie geölt, während in seiner Tiefe eine gewaltige Bewegung zu bemerken war, denn die ganze Fläche des Wassers hob sich gleichwie ein Teppich

durch starken Wind, und unser Schiff befand sich in einer Bewegung, die gleich derjenigen in der wogenden See war, obgleich, wie gesagt, die Oberfläche des Wassers glänzend und vollständig glatt erschien.

---

3. Abteilung.

Staat Chile.

Valparaiso. — Reise nach San Jago. — Reise nach Curico.

Die Küste von Chile. — Hafenort Chaneral und Coldera. — Vor Carrizal. — Veränderung des Uferbildes. – Vor Huasco. — Eindruck der Gegend. — Vor Coquimbo und Serena. — Ankunft in Valparaiso. — Eindrücke der Stadt. — Reise bis San Jago. — Eindrücke der Stadt. — Die Reize der Stadt. — Ursache der Flauheit der Geschäfte in der Welt. — San Jago am Abend.

Die chilenische Küste, die von Antofagasta aus beginnt, ist weniger steil als die bisherige am Strande, blieb jedoch gleich hoch, gleich öde, und gleich farbenreich in den Schattierungen ihrer Felsenmassen. Die Witterung war eine prachtvolle und die frische Südbrise kühlte angenehm die drückende Hitze der sengenden Strahlen der Sonne.

Um drei Uhr hielten wir nach zurückgelegten 175 Seemeilen vor Chaneral, einem kleinen Orte in flacher, fast tiefer Lage, umgeben vom Gebirge, in welchem sich zahlreiche Essen der Kupfererz-Schmelzöfen erheben, die die Gegend charakterisieren. Die unmittelbare Umgebung bilden in der See zahlreiche Riffe, und auf dem Lande sonderbar geformte Felsen, deren dunkle Farbe meist kupfererzgrün erscheint. Die Gegend ist vollständig vegetationslos.

Um vier Uhr setzten wir unsere Fahrt fort, das Gebirge näherte sich allmählich wieder dem Strande, oft pittoreske Anblicke bietend, da Chiles Küstengebirge, welches jetzt vor uns lag, oft durchbrochen, wild zerrissen mit kantigen Formen erscheint und vor demselben gewaltige Ansammlungen von Sand sich zeigen, aus denen spitz und rauh grünschwarze Riffe hervorragen.

Um 1/2 10 Uhr ankerten wir, nach zurückgelegten 48 Seemeilen, vor Caldera, ein wichtigerer Hafenort als der vorhergehende, da er in Eisenbahnverbindung mit der an Erzen reichen Minengegend der

Stadt Copiapo steht und das Depot der Minenstadt bildet. Der kleine Hafen ist ein sehr unruhiger, das Werft desselben ein kunstvoll errichtetes, jedoch schlecht erhaltenes.

Ich ging mit dem Contador des Schiffes und mit dem jugendlichen Sekretär der chilenischen Gesandtschaft in Bolivien ans Land, wo ich die Gelegenheit hatte, in einem spanischen Privathause das neue Jahr, ähnlich wie wir es zu Weihnachten thun, zu feiern, und zwar in einer chilenischen Damengesellschaft, in der faktisch nur hübsche Gesichter und Gestalten zu treffen waren und die in dieser Beziehung den Ruf Chiles vollständig bestätigten. Das Städtchen war klein und nichts weniger als anmutig.

Gegen Mitternacht lichteten wir die Anker und durchzogen die Riffe, die die kleine Bucht bilden und auf deren südlichstem Ende wieder nach langer Zeit ein Leuchtturm sich zeigte, der auf die geordneteren Verhältnisse der Republik Chile hinwies. Mit den Lichtstrahlen des Turmes wetteiferte das Phosphorleuchten des Meeres mit besonderer Intensivität.

Am zweiten Januar hielten wir um $^3/_4$8 Uhr früh, nach zurückgelegten 70 Seemeilen, vor Carrizal. Den kleinen Hafen bilden zwei kurze Landzungen, deren Spitzen durch zahlreiche Riffe verlängert werden, die in Reih und Glied, immer kleiner werdend, sich im Wasser allmählich verlieren. Das Städtchen ist klein und seine Häuser, aus Brettern errichtet, sind längs dem Hügel aufwärts erbaut. Zahlreiche Essen der Schmelzöfen für das hiesige Rotkupfererz charakterisieren auch diesen Ort. Von hier aus zieht eine Bahn in die Gegend des kupferreichen Minenortes Visto Blanca. Abgesehen vom Hügel, auf dem die Stadt erbaut, ist das Terrain derselben auch an und für sich ein gehügeltes. Das Ufer ist flach. Das Gebirge der Küste ist niedrig, schwülstig und oft durchbrochen. Das Hauptgebirge der Kordilleren zieht sich entfernt vom Ufer in seiner Großartigkeit hin. Das ganze Terrain der Gegend, d. h. Berg gleichwie Hügel, so auch die sanft sich erhebenden sandigen Strecken sind bedeckt mit unzähligen, meist kleinen schwarzgrauen, oft ins Grüne schimmernden, sehr porösen, blasenartigen Auswüchsen, die warzenartig erscheinen, einen absonderlichen Eindruck hervorrufen und die vulkanische Gegend deutlich charak-

terisieren. Das Ufer ist vollständig bunt besetzt mit schwarzen, grün schimmernden Riffen, die bald zackig, bald scharfkantig und meist spitz hervorragen.

Viele neue Passagiere erhielten wir, namentlich viel Damen, und nach kurzem Halt zum Empfang der Reisenden zogen wir weiter, der Küste folgend, an den Resten des Dampfers Delphin, der im November 1874 hier unterging, und zahlreichen anderen Unglücksstellen vorbei, und erreichten nach zurückgelegten 24 Seemeilen um $^1/_2$12 Uhr den Hafenort Huasco, und zwar nach langer Zeit wieder einen Ort in der etwas grüneren Umgebung einer, wenn auch spärlichen, so doch vorhandenen Vegetation in den Niederungen. Der Ort ist sehr klein und trägt den Typus einer wilden Lage durch die sonderbar geformten Riffe einerseits, die mannigfaltige Seevögel in zahlreichen Scharen umkreisten, und durch die Felsengebilde anderseits, die ihn umkränzen Das ganze Bild lieferte einen malerischen Eindruck, den das prachtvolle Gebirge der Kordilleren mit seinen imposanten Höhen und seinen charakteristischen vulkanischen Formbildungen noch erhöht. Den Stempel des Eindruckes bildeten jedoch die zahlreichen Schmelzöfen mit ihren Essen, die den mineralischen Reichtum der Gegend beweisen und den Beschauer unwillkürlich zum hierbleiben und zum verwerten des Reichtums der Erze der Gegend verlocken.

Um ein Uhr zogen wir weiter an der zunehmend unansehnlicher werdenden Küste entlang. Die Kordilleren schwanden mehr und mehr in das Land hinein, nur der mineralreiche Boden der Küste gab noch durch seinen bemerkenswerten Schimmer im verschiedenartigsten Farbenspiel dem Anblick einen Reiz.

In der Nacht vom dritten auf den vierten Januar hielten wir, nach zurückgelegten 98 Seemeilen von Huasco, um $^1/_2$2 vor Coquimbo, am südlichen Ende der bedeutenden Bucht gleichen Namens, während am nördlichen Ende derselben, dieser gegenüber, die Stadt Serena liegt, mit der sie durch eine Eisenbahn verbunden ist.

Coquimbo ist ein kleiner, jedoch sauberer Ort, den breite Straßen durchziehen, die sogar einige zweistöckige Häuser umgeben. Viele Essen mit zahlreichen Schmelzöfen charakterisieren denselben, wie auch seine vegetationslose, daher öde Umgegend. Serena ist es, welches Coquimbo

die Produkte seiner fruchtbaren Umgegend liefert, denn Serenas Landschaft hat den Ruf der üppigsten Vegetation Chiles.

Coquimbo liegt genau auf dem 30.° südlicher Breite.

Um zehn Uhr früh verließen wir den Hafen, durch die Riffe sonderbarster Formen uns schlängelnd, in Sicht Serenas wellenförmiger Ebene und des üppigen Thales. Die unmittelbare Küste war sandig und meist flach, jedoch unterbrochen durch Hügel von bedeutender Höhe, als Ausläufer der Hügelkette, die in einiger Entfernung vom Strande dem Ufer beständig folgte und zu der das Gebirge der Kordilleren, in blauen Dunst gehüllt, einen schmucken Hintergrund bildete.

Um zwei Uhr änderte sich der Anblick; ein kurzer Ausläufer der Kordilleren zog sich an das Ufer, lieferte pittoreske, an Schluchten und Klüften reiche Ansichten und bildete sofort wieder ein steiles, schroff felsiges, imposantes Ufer, bis vier Uhr, als wir weiter vom Lande steuerten und sich dieses Bild wieder vollständig verlor. An dessen Stelle trat ein ödes Ufer — das trostloseste Bild, das man sich nur denken kann!

Als ich am vierten Januar um sechs Uhr früh das Deck betrat, lag vor uns überraschend schön der prachtvolle Hafen von Valparaiso nach zurückgelegten 196 Seemeilen von Coquimbo und 1575 von Callao.

Der Hafen ist, obgleich nur einen unbedeutenden Einschnitt in das Land bildend, nach Callao in Peru der beste Hafen der Westküste von Amerika seit Franzisko. Die Hügelstadt macht einen malerischen Eindruck: der größte Teil derselben ist an dem Berge hinauf oder auf den Hügeln des Terrains erbaut, nur ein schmaler Ufersaum liefert für zwei lange Straßen, die eben liegen, Raum, während die übrigen Gassen hügelauf, hügelab bergig sind.

Um sieben Uhr warfen wir, nach zurückgelegten 1575 Seemeilen von Callao, vor Valparaiso die Anker. Bald hierauf brachte mich für zwei Soles ein Boot ans Land und ich begab mich mit meinem Gepäck, nach überaus rascher Untersuchung desselben durch das Zollamt, in das sehr zu empfehlende „Hotel d'Aubry", wo mir ein vorzügliches Zimmer, jedoch gegen den hohen Preis von 2 Soles 50 Centavos angewiesen wurde. Für die Beköstigung, exklusive Wein,

wurde 1 Soles 50 Centavos verlangt, wodurch der Pensionspreis pro Tag, inkl. Wein, nur auf vier Soles, annähernd zwanzig Franken, zu stehen kam, echt peruanisch, doch war man auch gleich gut aufgehoben. Der hohe Preis bewog mich, im Falle ich länger hier weilen würde, was sich bald entscheiden mußte, trotz gutem Unterkommen eine Privatwohnung zu suchen, durch die ich um die Hälfte billiger und freier in meinen Wanderungen leben konnte.

Valparaiso ist eine gemütliche Stadt und macht einen sauberen Eindruck, während das kosmopolitische Wesen der Bevölkerung einen höchst unsympathischen Eindruck erweckt, da sie sich, je nach Nationalität: charakteristisch unfreundlich, grob und namentlich geldstolz zeigt; dieses natürlicherweise mit Ausnahme der Eingebornen und sogar der Mischlinge, die übrigens in Valparaiso unter der Masse der Fremdländer verschiedenartigster Nationalitäten Europas vollständig verschwinden, daher der südlichste und zweitgrößte Hafenort der Westküste Amerikas mehr den Eindruck eines Stückes von Europa macht, das hier zufällig niedergefallen war, und welches das poetische, namentlich musikalische Wesen des Spaniers und hin und wieder die Reste der Tünchung einer fast verschollenen Urbevölkerung umgab. Viel Militär sah man auf den Straßen, dessen Orchester an den so wonnigen Abenden der südlichen Hemisphäre an verschiedenen Stellen der an öffentlichen Plätzen so reichen Stadt spielten.

Der Holzdamm, der das Ufer der langgestreckten Stadt bildet, ist ein Riesenwerk, war noch teilweise im Bau begriffen und bildet einen höchst anmutigen Spaziergang mit prachtvollem Blick auf die Segelschiffe und Ozeandampfer, die im Hafen lagen. Er ist wechselreich durch die zahlreichen Gruppen, die sich auf demselben zeigten und sich aus Liebhaberei oder als Verdienstquelle des Angelns nach den mannigfaltigen Fischen, die die Bai liefert, erfreuten. Der Ort ist in jeder Beziehung ein lebhafter, das Klima desselben ein gesundes und erfrischendes und erinnerte unwillkürlich an den ermunternden Einfluß desjenigen von San Franzisko Kaliforniens in der nördlichen Hemisphäre der westlichen Küste Amerikas.

Bis zum 9. Januar verbrachte ich heiter und vergnügt fünf glanzvolle Tage mit dem Durchwandern der lieblichen Hügelstadt, mit dem

Kennenlernen ihres recht demoralisierten Volkes, das den echten Typus der Bevölkerung einer Hafenstadt trug, mit dem Bewundern der großen Anzahl schöner Frauen, die sie barg, mit dem Besuche des vorzüglichen dramatischen Theaters, welches leider wenig Besucher hatte, mit dem Besuche des Vittoria-Theaters, in welchem eine Truppe höchst mittelmäßig Operetten aufführte und welches trotz der Mittelmäßigkeit stets gefüllt war. Hauptsächlich jedoch genoß ich an den hier stets herrlichen Abenden die Musik auf den Plätzen der Stadt oder am Quai, am Tage im Gewühl des sich entfaltenden Lebens der Werfte, oder am Abend bei frischer Brise und dem Vortrag des Orchesters der Polizei, das vorzüglich war, inmitten eines Gewimmels Hin- und Herwandelnder, bei spärlicher Gasbeleuchtung, jedoch bei prachtvoll funkelndem Sternenhimmel.

Ausflug nach San Jago.

Am 9. Januar, einem Sonnabend, bezahlte ich um 6 Uhr in der Frühe meine Rechnung für fünf Tage in Summa Summarum mit 17 Soles 16 Centavos, hinterließ meinen Koffer im Hotel und fuhr mit leichtem Gepäck zum Bahnhof für 50 Centavos. Die Vehikels in der Stadt sind außer den Tramways, die die Straßen durchziehen, vortrefflich, namentlich was ihre munteren Pferde anbelangt, die meist Ponys des Landes mexikanischer Rasse sind.

Der Bahnhof liegt entfernt außerhalb der Stadt und war von primitiver Bauart; die Wagen der Eisenbahn waren europäisch, jedoch sehr klein, fast tramwayartig; die Ordnung auf der Station war eine vorzügliche, alles ging systematisch vor sich und trug in keiner Weise den fahrlässigen Charakter der Bahnen anderer Republiken Süd-Amerikas.

Um 8 Uhr ging der Zug ab, kurvenreich und in fürchterlicher Eile dem Strande folgend, bei erstaunlich schwankenden Bewegungen des Wagens.

Bei prachtvollem Anblicke der Bai und des schmuck gelegenen, hügeligen, fast bergigen Valparaiso, an zierlichen Villen vorbei, die stets inmitten blumenreicher und recht geschmackvoller Gärten lagen, durchzogen wir eine Gegend, die nur eine spärliche natürliche Vege-

tation zeigte. Charakteristisch waren die zahlreichen, schlanken Pyramidalpappeln, die in Unmassen, Alleeen bildend oder in regelrechten Quadraten, die Felder umgeben. Das Land war durchgehends bebaut, die zahlreichen Viehherden, die sich zeigten, erschienen mager.

Um 1/2 9 Uhr durchfuhren wir zwei unmittelbar nach einander folgende kurze Tunnels durch die Hügelkette, welche Valparaiso umgiebt, worauf das Terrain ein hügelig-gebirgiges wurde. Der Himmel war trübe. Zahlreichen zweiräderigen Gebirgsfrachtwagen, wie man sie in den Pyrenäen trifft, jedoch mit acht Paar Ochsen bespannt, begegneten wir. Aus humusreichem Sand bestand der sich in Hügeln erhebende Boden, und Sandanschwemmungen bedeckten seine Vertiefungen. Gleich nach dem letzten Tunnel hielten wir vor Vinna del Mar, fuhren vor El Salto, Quique und Penna Blanca mit Windesschnelle vorbei und hielten erst um 9 Uhr vor Limache, einem sauberen, lieblich gelegenen Orte mit zierlichen Häusern, üppigsten Anpflanzungen, mit gediegenem Feldbau der Umgegend, die, so weit das Auge reichte, waldlos erschien; nur Pappelanlagen waren zu sehen, die dem meist künstlich bewässerten Terrain den in dieser Hemisphäre so erforderlichen Schatten zur Erhaltung der Feuchtigkeit gewährten.

Nach kurzem Aufenthalt sausten wir im richtigen Sinne des Wortes weiter, erst durch einen ziemlich langen Tunnel, dem eine herrlich grüne Gegend folgte, wo Reben-, Gemüse- und Feldbau sich zeigte und außerdem Pappeln und viele schmucke Trauerweiden zu sehen waren. Der Rundblick auf das Gebirge wurde allmählich anmutiger und imposanter, um 10 1/4 Uhr hielten wir vor Quillota, einem lieblich gelegenen Städtchen, dessen Umgebung namentlich im Weinbau eine reiche Vegetation aufwies. In den Wiesen, die grün und strotzend erschienen, zeigten sich überaus hochstämmige Disteln in vollster Blüte, welche merkwürdigerweise die allgemeinen Nachfolger der weißen Eindringlinge sind, und zwar namentlich die so schrecklich wuchernden Mariendisteln, deren Vertilgung in Amerika gegenwärtig als unmöglich angesehen wird.

Quillota liegt in einem breiten Thale, welches gefällige Höhen des Gebirges umgeben, und es erinnerte mich diese Thalfläche lebhaft an den Charakter der Ebene der Bretagne. Das Stationsgebäude war

dicht umgeben von Obstbäumen, und zum Kauf wurden uns schwarze und weiße Feigen, Aprikosen, verschiedenartige Pflaumen, Birnen etc. und Erdbeeren außerordentlicher Größe angeboten. Die Wohnungen des Ortes d. h. Haus und Hütte waren meist aus Erdpisée errichtet, desgleichen bestanden aus demselben Material die Umzäunungen der Felder, Gärten und Wiesen, wenn sie nicht ein Erdwall und alsdann Pappeln umschlossen. Die Wiesen zeigten feine Gräser, waren üppig grün und, da sie künstlich bewässert werden, sehr eben und wasserreich. In den Wiesen, gleichwie in den Feldern waren Obstbäume in Reihen gepflanzt, und auf den geschnittenen Grasflächen zeigten sich recht fette Schafherden.

Weiter nahm der Boden in seiner Produktionsfähigkeit zu, umfangreiche Strecken zeigten sich unter Luzerne (Alfalfa). An La Cruz vorbei, hielten wir um 9 Uhr 30 Min., nach zurückgelegten 65 Km. von Valparaiso, vor Callera, 118 Km. von San Jago, lieblich gelegen inmitten auffallend gelungener Kanalisierungen zur Entwässerung und Bewässerung der Gegend. Alles was man sah, wies auf Fleiß und Wohlstand und entsprach der Lage der Gegend zwischen zwei der Landesprodukte bedürftigen Hauptstädten der Republik.

Nach kurzem Halt ging es weiter, die natürliche Feuchtigkeit des Bodens nahm zu und es folgte eine umfangreiche Strecke, die bedeutenden Überschwemmungen ausgesetzt zu sein schien. Man sah Abzugsgräben durch üppiges Schilf sich ziehen; es zeigten sich Strecken unter Weizen, der strotzend an Wuchs und gerade in seiner Reife stand, und aus der Mitte eines Weizenfeldes erhob sich eine wahrscheinlich vor langer Zeit importierte uralte Dattelpalme, die sonst in Chile nicht zu treffen ist.

Das Spiel der Gebirgsformen, das sich höchst abwechselnd entfaltete, war mannigfaltig und stets dem Auge gefällig. Die Pappelanpflanzungen schienen zuzunehmen, und bald zeigten sich symmetrisch angelegte Wäldchen dieser Wucherpflanze, die einer baumarmen oder einer von ihren Waldungen entblößten Gegend nützlich ist und auch für das entwaldete Australien von Nutzen sein könnte. Der Boden wurde reicher an Steinen und an scheinbar gewaltig angeschwemmtem Geröll, welches oft die Flächen der Vertiefungen überdeckte. Die

Umzäunungen waren meist aus kleinen Steinen in Gemisch mit Erde errichtet.

Um zehn Uhr hielten wir vor Los Vegas, von wo aus eine Bahn nach San Phelipe abzweigt. Nach kurzem Halt fuhren wir über ein stark überschwemmtes Land, wo stellenweise üppiger Weizen und meist prachtvolle Wiesen waren; natürlich zeigte sich durchwegs die systematisch gepflanzte Pappelvegetation, die sogar in terassenförmigen Reihen längs der Berge hinaufgezogen worden war.

Um 10 Uhr 10 Min. hielten wir vor Llaly, einem unansehnlichen Orte, wo uns gegen 55 Centavos ein schlechtes Mittagsessen gereicht wurde.

Um 10 Uhr 35 Min. verließen wir Llaly, und nachdem wir einen Tunnel durchfahren, wurden unserem Zuge zwei Lokomotiven zur weiteren Steigung angelegt.

Das Gebirge von Valparaiso war stets vegetationslos, bis auf einzelne Stellen, wo niedriges spärliches Gestrüpp und rötlich blühender Kaktus in Stämmen sich zeigte. Demungeachtet ist der Anblick des Gebirges ein schöner, da es wild durchrissen erscheint, sehr reich an Stein- und Felsengeröll und an hängenden Felsblöcken ist, und in eigentümlichsten Formen zahlreiche Spitzen und Kämme in grauer Farbe bildet. Die Felsen sowohl, als auch das Stein- und Felsengeröll sind Granit, Basalt, sowie auch Porphyr, in verhärteten Lehm gehüllt.

Nachdem wir gegen elf Uhr zwei Tunnels durchfahren waren, folgten wir einer Felswand, die wir links von uns vom Wagen aus mit der Hand berühren konnten, während rechts von uns, scharf an der Bahnlinie, in der Tiefe ein liebliches Thal sich zeigte, dessen Anblick wir nur einige Minuten genossen, da wir bald hierauf uns inmitten einer schwülstigen, recht wüsten Gebirgsgegend befanden, deren Charakter ein sandiger, dürrer, sozusagen gleichwie von den Sonnenstrahlen verbrannter war. Der Himmel war wieder wolkenfrei, die Sonne hellglänzend und warm.

Um ³/₄12 Uhr fuhren wir an dem Grenzpfosten der Provinzen von Aconcagua und San Jago vorbei und schlugen eine südliche Richtung ein. Die Gegend blieb dieselbe, starr, mit Aus-

nahme der unmittelbaren Umgebung einzelner kleiner Ortschaften oder Haciendas, die künstliche Vegetation, d. h. die der Pappeln, aufwiesen.

Um zwölf Uhr eröffnete sich vor uns eine breite, umfangreiche Hochebene, umringt von majestätischen Spitzen der Kordilleren, und überaus auffallend durch ihre systematisch gezogene Pappelvegetation. Es zeigten sich lieblich erbaute Haciendas, umgeben von Weinbau, Obstgärten und Feldern, unter üppigem Getreide oder Luzerne. Die Haciendas waren, was Chile charakterisiert, von aus Erde errichteten Umzäunungen umgeben und ihre Dächer sorgfältig mit roten Dachpfannen gedeckt.

Von Llalay aus fuhren wir ohne anzuhalten an den kleinen Stationen: Mentonegro, Tiltil, Lampa, Bataco, Celina, Quilaura und Renca eilig vorbei, und erreichten um 1/21 Uhr San Jago, die in einer üppig grünen Umgebung schmuck gelegene Hauptstadt der Republik, 1300' über dem Spiegel des Ozeans.

Der Bahnhof lag außerhalb der Stadt, inmitten einer schönen Parkanlage, und erinnerte an die Bahnhöfe Süddeutschlands. Die Einfahrt in denselben war eine gedeckte, und es befanden sich unter dieser Bedeckung zwei von einander vollständig getrennte Bahnstationen, von denen die eine der Bahnlinie „Valparaiso-San Jago", 113 Km., und die andere der Bahnlinie „San Jago-Curico", 185 Km., gehörte.

Vom Bahnhof aus fuhren Tramways, zahlreiche Omnibusse und kleinere recht bequeme Fuhrwerke zur zwei Kilometer entlegenen Stadt, zu der eine von beiden Seiten doppelreihige Pappelallee führt, und die ich mit dem Omnibus gegen 5 Centavos in einer Viertelstunde erreichte.

Ich stieg im „Gran San Jago-Hotel", einem imposanten Gebäude, am Zentralplatz gelegen, ab. Dieses Gebäude ist das größte und prachtvollste der Stadt, und seinen Block durchziehen sich kreuzend zwei Passagen von Straße zu Straße. In diesen Passagen befinden sich, gleichwie unter den Säulengängen, die den ziemlich umfangreichen Platz umgeben, viele reich ausgestattete Läden. In der Mitte des Platzes ist ein Garten mit vier kleinen runden Teichen nebst Springbrunnen. Links von dem Hotel, welches die ganze eine Seite des Platzes einnimmt, liegt, die andere Seite einnehmend, der bischöfliche

Palast nebst Kirche, rechts das Palais der Ministerien, und dem Hotel gegenüber das alte Regierungspalais, welches schon zur Zeit der Spanier erbaut worden war und gründlich verfallen erschien.

Das Zimmer, welches mir angewiesen wurde, lag hoch, mit prachtvollem Blick über die Stadt auf das Gebirge der Kordilleren und auf den lebhaften Platz unmittelbar unter mir. Die Einrichtungen in dem umfangreichen Gasthause waren in jeder Beziehung vorzügliche, und es war durch die verschiedenartigsten Vorrichtungen der Neuzeit recht kühl, obgleich wir im Schatten 78° Farh. hatten und die Sonnenstrahlen auffallend glühend waren.

Nach einer gründlichen Säuberung meiner Person vom Staube der Fahrt durchwanderte ich die im Quadrat erbaute Stadt, die mit ihren geraden Straßen, meist einstöckigen Häusern, zahlreichen Plätzen und vorzüglicher Wasserzirkulation einen auffallend sauberen, sehr geordneten Eindruck machte, welcher übrigens alle Städte und Ortschaften Chiles, die ich kennen gelernt, charakterisiert; kaum daß man ein Stück Papier in den kleinsten und abgelegensten Straßen findet. Auch trifft man keinen Betrunkenen, keinen Lärm. Freilich ist, in San Jago besonders und im allgemeinen in Chile, die Fuß- und Reiterpolizei zahlreich. Diese Überzahl des ordnunghaltenden Elementes mag der Grund der exemplarischen äußeren Reinlichkeit der Städte Chiles sein, da man in den Häusern der Privatleute und auch der Regierungsorgane der Republik oft Ausnahmen von dieser sich öffentlich zeigenden, so hoch zu schätzenden Eigenschaft trifft, denn im allgemeinen charakterisiert den Chilenen die Sucht nach äußerlichem Anstand und Glanz, und den Trieb nach innerer Ordnung pflegt er als Nebensache zu betrachten.

Die Hauptreize San Jagos bilden: die vorzüglich schattige und großartig angelegte Pappelallee vom Bahnhof zur Stadt, in deren breitem Zentralgang zahlreiche kostspielige und recht geschmackvolle Monumente errichtet sind, während die beiden Seitengänge der Allee Statuen verdienstvoller Männer der Republik zieren, deren Anzahl eine schwer zu zählende war — alsdann der Felsen von Santa Lucia, der unmittelbar an den Hauptteil der Stadt angrenzt und von einem an Blüten reichen Garten umringt ist. Die höchste Stelle dieses sonder-

baren Felsens ist 616′ höher als die Stadt, oder 1917′ über dem Spiegel der Südsee, und liefert einen imposanten Blick auf die Stadt, die Landschaft und das Gebirge. In der Nähe trifft man auf einer 609′ hohen kleinen Plattform die vorzügliche Restauration eines Franzosen, Monsieur Bertain, mit Bassin-Bad. In der Umgebung dieser Restauration befindet sich ein sehenswertes Museum, alsdann ein Spiel- und Turnplatz der Jugend und andere öffentliche Vergnügungseinrichtungen. Sehr auffallend sind in dieser gelungenen Gartenanlage die im Felsen vulkanisch erzeugten Schichtungen diversester Formationen, die geadert, teilweise aus Basalt, teilweise aus Granit bestehen. Sehr gelungen in den zahlreichen Vertiefungen des Felsens sind kleine Gruppen charakteristisch-ausgesuchter Gewächse, zu denen künstlich gebildete Wege und Pfade führen, die mit Sitzplätzen und mit Bänken versehen sind, von denen aus stets eine schöne und wechselreiche Aussicht sich bietet. Die meisten Wege sind mit Stufen versehen, die steil sind und an der Seite der Abhänge eiserne Geländer haben. Die kolossalen Auswüchse und Hervorragungen dieses absonderlichen Felsenkolosses machen es unmöglich, die Stufen oder Pfade bequem zu errichten; übrigens zieht sich eine Fahrstraße bis fast zum Gipfel, an einer anderen Restauration und an einem kleinen Café vorbei, die nur während zwei Monaten des Jahres, d. h. während der lebhaften Saison San Jagos im Winter, geöffnet sind. Ein schönes Gebäude ist das Theater mit seinem prachtvollen Park, alsdann das Justizpalais. Unter den zahlreichen Kirchen waren die bemerkenswertesten die im erzbischöflichen Palais und die 1760 aus Trachyt erbaute Kathedrale, die beide reich und glanzvoll ausgestattet und akustisch sind, jedoch an wirklichen Kunstwerken sich, gleichwie die anderen Kirchen, arm erweisen.

Was das Geschäft in der Hauptstadt betraf, so war die allgemeine Klage über Flauheit desselben, gleichwie überall in Amerika, natürlicher Weise auch hier hörbar, und ich glaube, daß die Ursache dieser Flauheit, die die ganze Welt, mit Ausnahme von China und teilweise Ostindien, monopolisiert, „in der Beherrschung des Geldumsatzes durch die maßlos zunehmenden Spekulationen der Banken liegt!“

Den Abend verbrachte ich in der Gartenanlage des Zentralplatzes der Stadt, die gefüllt von einer Menge war, die, auf den Bänken sitzend, oder lustwandelnd, bei Mondlicht, sternenfunkelndem Himmel, bei geräuschvollem Wasserspiel der Fontänen und dem Jauchzen spielender Kinder, die in San Jago sehr zahlreich sind, die köstliche Abendluft genoß. Hier, gleichwie in allen spanischen Ländern, beginnt das Aufleben der Bevölkerung erst nach Sonnenuntergang, während am Tage, mit Ausnahme des geschäftlichen Treibens, die Städte oft wie ausgestorben erscheinen; auch ist es hier nur am Abend möglich, die Donnas der Bevölkerung unverschleiert zu erblicken, da sie am Tage, wenn man ihnen begegnet, was selten geschieht, nur umhüllt von ihrem spanischen Schleier sich zeigen, den sie nach Sonnenuntergang vollständig oder wenigstens teilweise beseitigen. Den Reiz der Abende sowohl hier, als wie in allen spanischen Ländern, erhöht die Beleuchtung der Häuser und die nationale Tanzmusik in denselben, oder hinter den halbgeöffneten Vorhängen einiger Fenster die Töne einer wohlklingenden Harfe mit meist melancholischem, jedoch melodischem Gesang, der den Wanderer durch die Gassen oft in Träumerei und in die fantastische Zeit der Mauren in Spanien versetzt und ihn der prosaischen Neuzeit entrückt.

Am folgenden Tag, am 10. Januar, durchlief ich nochmals die Stadt, und verbrachte denselben meist in der Anlage des Felsens von Santa Lucia, die in ihrer Art als einzig zu betrachten ist, da, ähnlich wie in Miramare bei Triest, sich eine auffallende Vegetation aus dem Felsen wuchernd zeigt. Obgleich, sogar im Schatten, das Thermometer 78° Farh. zeigte und die Sonnenstrahlen heißer als diejenigen unter dem Äquator waren, wirkte die von den Schneebergen kommende Brise hier erfrischend auf den Körper und ermunternd auf den Geist!

Ich entschloß mich am folgenden Morgen mit der Bahn nach Curico zu fahren, um die mir als herrlich geschilderte Hochebene Chiles kennen zu lernen.

Reise nach Curico. — Curico und seine Eindrücke. — Rundblick vom Berge. — Sonderbarer Charakterzug. — Inschrift eines geheimnisvollen Kreuzes. — Die unsichere Pappelallee. — Rückkehr nach San Jago. — Entvölkerung der Stadt im Sommer. — Der Felsen Santa Lucia. — In Valparaiso.

Am 11. Januar fuhr ich mit dem Omnibus zum Bahnhof und bezahlte ein Billet erster Klasse bis Curico mit 4 Soles. Die Wagen dieser Linie waren amerikanischen Systems, d. h. mit Eingängen von den Enden derselben und einem Zentraldurchgang. Zahlreiche Familien mit ihren munteren Kindern füllten lebhaft den Wagen und bildeten anmutige Familienbilder; frisch und wohl aussehend, heiter und vergnügt zeigte sich die Jugend und auffallend schön und graziös das weibliche Geschlecht als Mütter und Töchter. Die Männerwelt zeigte in ihrem Benehmen eine Höflichkeit den letzteren gegenüber, wie ich sie noch nirgends so ausgesprochen getroffen hatte; doch lag in ihrem ganzen Wesen ein gewisses Etwas, das auf gründliche Scheinheiligkeit und auf Komödie wies, oder, um einen Vergleich anzuwenden, auf das wies, — was der Dolch mit Honigkuchen vereinigt darstellt.

Um $^1/_2$9 Uhr zogen wir in südlicher Richtung mit Windesschnelle über eine fast unabsehbare Ebene, die bemerkenswerte Entwässerungs- und Bewässerungsanlagen zeigte. Auffallend waren die umfangreichen künstlichen Wiesen — denn Naturwiesen giebt es hier nicht — durch ihren üppigen Wuchs der Luzerne. Der Feldbau, den man sah, war tadelfrei geordnet, die zahlreichen Viehherden, die man erblickte, zeigten einen großen Schlag, waren jedoch mager, die Pferde, stets in umzäunten Weideschlägen (Corrals) gehalten, waren kräftig und feurig in ihrem Wesen und bewiesen eine gediegene Zucht. Die Corrals, die künstlichen Wiesen sowie auch die Felder umgaben fast ohne Ausnahme sorgfältig gehaltene Zäune oder Erdquadermauern, die mit Dachpfannen belegt und mit Lehm verstrichen werden. Stellenweise stand schöner Weizen in der Reife und schöner Flachs auf den Feldern. Auch auf dieser Strecke, gleichwie von Valparaiso nach San Jago, umgaben Pappeln in Reih und Glied die Zäune und Mauern der Felder, Wiesen und Corrals, oder bildeten in kleinen Gruppen Gehege, die

Gegend oft einem englischen Park ähnlich machend. Die Bahn umgaben meist von beiden Seiten zwei Reihen Pappeln, sodaß die Bahnlinie gleichsam eine Pappelallee durchzog. Daß die Bäume einen genügenden Schatten gaben, ist begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Pappeln stellenweise nur 1' von einander entfernt standen. Oft zeigte sich recht üppiger Weinbau, und zwar zunehmend, als wir um 9 Uhr in San Bernardo hielten, einem kleinen Ort, dessen niedrige, jedoch zierliche Häuser mit rotem Dach aus Erdpisée erbaut waren. Die Bahnstation lag im Schatten alter, schöner Akazien, und sie war ein nettes, recht sauber gehaltenes Gebäude.

Nach fünf Minuten Aufenthalt setzten wir unsere Reise durch schöne künstliche Wiesen oder im Anblick von Maisfeldern fort. Umgeben waren Feld und Wiesen wie bisher von Zäunen, Erdmauern, Steinmauern oder Pappeln. Als Abwechslung zeigte sich auch hier und da üppiger Weizenbau, und der Eindruck, abgesehen von der üppigen Pappelvegetation, war sehr identisch mit dem eines Stückes des südlichen Europa. Der Bau der Bahnlinie war ein gelungener, kaum daß man eine Bewegung spürte.

Die Ebene wurde allmählich hügeliger und das Vieh auf derselben scheinbar magerer.

Um $^1/_4$10 Uhr näherten wir uns mehr und mehr dem vollständig vegetationslosen, schwülstig geformten Gebirge und hielten in Nos, einem kleinen unbedeutenden Orte inmitten zierlicher Anpflanzungen und in weitem Umkreise umgeben von üppigem Landbau. Während der Fahrt wurde im Wagen meisterhaft die Mandoline gespielt, was natürlicher Weise den Genuß im Anblick der an und für sich sehr anziehenden Landschaft noch erhöhte.

Weiter folgte der gleiche Anblick und auffallend war das Gedeihen der Obstbäume in Wiese und Feld, als Aprikosen, Pfirsiche 2c., stellenweise zeigte sich jedoch, gleichwie bisher immer wieder, auch eine üppige Vegetation der Disteln in riesenhafter Höhe, unter denen das Vieh aber gerne zu weiden schien.

Um 9 Uhr 25 Minuten überfuhren wir die Brücke des Maypa, und gleich darauf hielten wir vor Quindos im üppigsten Grün der Pappeln. Auffallend sind in Chile im allgemeinen die geraden und

gut chaussierten Landstraßen, denen nie eine lückenlose Pappelumgebung fehlt. Um 9 Uhr 35 Minuten hielten wir vor Buin bei herrlichem Duft der Blüten auf den Wiesen. Der Ort selbst lag einige Kilometer entfernt und Wagen standen für die Reisenden vor der Station bereit.

Um 9 Uhr 45 Minuten hielten wir vor Linderos, einem kleinen Hüttennest, lieblich inmitten üppigen Weinbaues und in unmittelbarer Nähe des Gebirges gelegen. Hierauf folgte weiter der Anblick von Pappeln, Trauerweiden, Mais- und Weizenfeldern, Wiesen, rankenden Kürbissen und Melonen, umfangreichen Distelflächen als Weide, bis um 10 Uhr 4 Minuten der Zug in Hospital, 47 Km. von San Jago und 138 Km. von Curico entfernt, hielt. Die Bahnstation lag reizend im Schatten prachtvoller Akazien und Trauerweiden. Omnibusse erwarteten die Reisenden, um sie zur Stadt zu führen.

Um 10 Uhr 10 Minuten überfuhren wir eine Brücke und befanden uns hierauf im Gebirge; rechts von uns zeigte sich die Höhe des Aculco. Mit Hospital ändert sich die Vegetation, d. h. es tritt an Stelle derselben das öde Gebirge, steiniger Boden, viel Geröll, spärliche Pyramidenpappel-Anpflanzungen. Es zeigt sich, wie gesagt, der absonderliche Charakter des hiesigen starren Gebirges mit seinen Schwülstungen und zugleich spitzen Erhebungen, und nur in den wasserreichen Schluchten und Vertiefungen derselben eine kräftige künstliche Vegetation.

Während wir westlich den Aculco erblickten, näherte sich östlich von uns der Anblick der mit Schnee bedeckten, unabsehbaren Kämme, und hohen Gipfel, und die merkwürdig dunkeln, zahlreichen Schluchten und Klüfte der Kordilleren, als wir um 10 Uhr 30 Minuten vor San Franzisko in einem üppigen Thale hielten, welches Weizen, Mais und künstliche Wiesen aufwies und dessen Umgebung ein schmuck geformtes Gebirge bildete. Die Haziendas, die sich zeigten, waren kleine Hütten aus Erdpisée, mit Schilf oder Stroh gedeckt. Unter dem Volk, welches hier versammelt erschien, zeigten sich viele schöne Frauen und eine Unmasse Bettler, namentlich verkrüppelte, und viele Jünglinge mit verbundenen Gliedmaßen, wahrscheinlich infolge des in allen spanischen Ländern so beliebten Messerspiels. Hier wurden uns von schönen Frauen

Zwiebelkuchen gereicht, die vorzüglich schmackhaft waren und durch die der Ort einen besonderen Ruf genoß.

Das Thal ist lang gestreckt; westlich umgiebt dasselbe ein schwülstiges, oft durchbrochenes Gebirge ohne Schnee und östlich die stark mit Schnee bedeckten Kordilleren. Das Thal ist fleißig bebaut, und gerade, vorzügliche, breite Landstraßen, stets mit Pappelalleen geziert, machen einen angenehmen Eindruck. Das ganze Thal wird quer von Reihen pyramidaler Pappeln durchzogen, die ein sonderbares, höchst gleichförmiges Quadratmuster bilden. Die Felder und Wiesen beweisen den Wasserreichtum der Gegend, und ein auffallend kräftiges Gras und Getreide, sowie aromatischer Blumenduft und lebhafter Vogelgesang charakterisieren das schöne Thal.

Um 10 Uhr 52 Minuten hielten wir in Graneros, einem kleinen Ort mit freier Rundsicht. Das lange Thal wurde oft durch einzelne, sich plötzlich konisch erhebende Hügel unterbrochen. Die Bevölkerung desselben sah frisch aus, die Kinder gesund, mit auffallend kräftigen Stimmen, und die bunten Farben der Tücher, die sie trugen, erhoben noch mehr die rosige Färbung der dunklen Gesichter mit ihren schönen, großen, schwarzen Augen. Die Häuser von Graneros waren primitive Erdhütten und mit sehr unvollkommenen Strohdächern versehen; demungeachtet war Feld, Wiese und Alles in der Umgebung sorgfältig gehalten, bis 11 Uhr, als wir über eine umfangreiche Weidestrecke fuhren, auf der überraschend fettes Vieh sich zeigte und wo die Haziendas wieder sorgfältiger erhalten erschienen; sehr bemerkenswert waren die guten Pferde, die man unter den zahlreichen hier weidenden Herden sah.

Um 11 Uhr 13 Minuten hielten wir vor Rancagua, wo uns ein vorzügliches Frühstück nebst einer halben Flasche roten Landweines gegen Bezahlung von 30 Centavos gereicht wurde. Der Wein war gut und erinnerte an den Burgunder und war auch aus derselben Traube bereitet. Der Ort selbst lag vier Quadros (Leguas) entfernt und Wagen, d. h. alte, sehr staubige, rasselnde Archen, mit Vier- oder Dreigespann, kamen sehr wild angefahren, um Reisende abzuholen.

Um 11 Uhr 35 Minuten fuhren wir weiter, und fünf Minuten später überfuhren wir die schmucke Brücke über den Cochapual. Der

reißende Fluß mit seinem rotbräunlichen, schleimigen Wasser war stark ausgetreten und hatte die Gegend überschwemmt. Östlich zeigten sich prachtvolle Formen der Kordilleren mit ihren gewaltigen Spitzen und ihren an Auswüchsen reichen Kämmen, die stark mit Schnee bedeckt waren, der im Kontrast zu den dunkelfarbigen Abhängen und tiefen Schluchten und zu den finsteren Tünchungen der schroffen Spitzen, die schneelos aus den mit Schnee bedeckten Kämmen hervorragten, einen prachtvollen Anblick boten.

Die Gegend war gründlich bebaut, bis wir um $^3/_4$12 Uhr vor der an Blumen reichen Station Gultro hielten, die rauschendes Wasser und üppiger Weinbau umgab und deren kleines Gebäude zierlich erhalten unter dem Schatten einer alten Trauerweide stand und einen idyllischen Eindruck hervorrief, dieses besonders dadurch, daß sich auch hier wieder lieblicher Vogelgesang hören ließ. Hier hatten wir 87 Klm. von San Jago zurückgelegt und es blieben noch 98 Klm. bis Curico.

Nach kurzem Halt überfuhren wir die Brücke des Claraflusses, der mit gelblich-schleimigem Wasser die Gegend überschwemmte.

Um 11 Uhr 52 Minuten erreichten wir Canquenes, ein kleines Erdhütten-Nest, dessen flache Umgebung westlich angeschwemmtes Steingeröll und östlich eine üppige Vegetation zeigte.

Weiter fuhren wir dem Bache entlang aufwärts, bei Anblick zierlicher, farbenreich gestrichener Haziendas und einer breiten, vorzüglichen Landstraße, die der Bahnlinie westlich folgte. Die Wagen waren stark gefüllt, jede Station empfängt und giebt zahlreiche Reisende, die gleich wie die Bevölkerung, die sich in den Stationen zuschauend oder geschäftlich einfand, ein heiterer und wohlgemuter Sinn charakterisierte, was für die günstigen Verhältnisse der Republik Chile deutlich sprach.

Um 12 Uhr 6 Minuten hielten wir in Requinon, einem reinlich und sauber gehaltenen Hüttendorf. Polizei zu Pferde und zu Fuß war auf der ganzen Strecke, namentlich aber hier zahlreich zu sehen.

Um 12 Uhr 29 Minuten hielten wir in Rango. Es zeigte sich Wein- und Obst- und Gemüsebau. Um 12 Uhr 40 Minuten machten wir Halt vor Pelequen, 117 Klm. von San Jago und 68 Klm. von Curico. Von hier aus nahmen die Hügel, die wir überfuhren, an

Steigung zu, die Gegend wurde gebirgiger, blieb jedoch wasserreich und bebaut. Während der ganzen Fahrt wurde beständig Gelata (Fruchteis) gegen die kaum nennenswerte Bezahlung von fünf Centavos gereicht.

Die Gegend wurde öder und die bisher scheinbar unvermeidlichen Pappeln verschwanden. Das uns umgebende Gebirge war vollständig vegetationslos, die Flächen nur spärlich mit Gestrüpp, Weiden und Schilf, namentlich aber mit üppigen Disteln auf dem scheinbar dürren Boden bewachsen, der jedoch eine gute Weide für Schafe lieferte. Es soll in der Gegend, da dieselbe wasserreich ist, auch viel Wild sein.

Um 1 Uhr 5 Minuten zeigte sich wieder bebauteres Land und fünf Minuten später erschien von neuem die üppige Pappelvegetation, und zwar in einer auffallenden Fülle. Hier spielte „die Entwässerung des Bodens" die Hauptrolle und die Einrichtungen zu diesem Zwecke durch die üppigen Wiesen- und Weidestrecken waren gelungene.

Um 1 Uhr 15 Minuten fuhren wir über die Brücke des Tinquinirica-Flusses und hielten vor der Station San Fernando.

Die Stadt gleichen Namens lag, einen Kilometer entfernt, am entgegengesetzten Ufer. Hier fand ein starker Passagier-Umtausch statt.

Bald, nachdem wir um 1 Uhr 25 Minuten den Ort verlassen und wieder über eine Brücke gefahren waren, zeigte sich eine sumpfige Vegetation. Die Hügel und die höher gelegenen Stellen waren unter Weizenbau, der ein überaus reich tragender schien, und zahlreiche Rinder- und Pferdeherden zeigten sich. Um 1 Uhr 45 Minuten machten wir Halt vor Chimbaronga, und um 2 Uhr vor Quinta.

Bis hierher durchzogen wir nasses, sumpfiges Weideland, in welchem Sauergräser vorherrschten, oder es zeigten sich stellenweise sumpfiges Buschland und Wiesen mit harten, scharfhalmigen Gräsern. Von Quinta aus fuhren wir über Brücken zahlreicher Bäche, deren Umgebung, wo es nur irgend möglich war, unter Mais- und Weizenbau stand. Um 2 Uhr 15 Minuten zeigte sich südlich in der Ferne der Vulkan „Peteroa", außerdem verschiedene andere Spitzen seiner Umgebung unter Schnee und ein prachtvoll gezackter Kamm des Gebirges. Um 2 Uhr 25 Minuten hielten wir vor Teno, umgeben von einer umfangreichen grünen Fläche, die sich südwärts unabsehbar aus-

dehnt, bei imposantem Anblick des Gebirges und zahlreicher Vulkane. Um ½3 fuhren wir über die Brücke des stark ausgetretenen „Teno-Flusses" und durchzogen eine stark überschwemmte Gegend, die nur Weideland bildete, durch welches bedeutende Entwässerungsgräben gezogen waren. Die tiefen Lagen charakterisierte eine sehr hohe Schilfvegetation, die höheren wiesen nur stellenweise auf Feldbau. Wir folgten aufwärts dem bedeutend sich schlängelnden Teno, der ein Nebenfluß des Mattagurto ist, an welchem Curico liegt, und den zahllose kleine Brücken überziehen. Der gleichförmigen Ebene gaben Abwechslung, abgesehen von den Pappelalleen, Pappelhainen, Pappelumzäunungen und Pappelreihen in Kreuz und Quer, die zahlreichen Rinder- und Pferdeherden.

Die ganze Strecke von San Jago bis Curico war in jeder Beziehung, trotz der Einförmigkeit der künstlichen Vegetation und trotz der vollständigen Ermangelung einer natürlichen Vegetation, eine recht liebliche und schöne zu nennen, denn man fand die Reize der Natur im Umriß der Flächen, des Gebirges und der Hügel, und die der Kultur in der Üppigkeit der künstlich geschaffenen Vegetation, und auch in den Bequemlichkeiten der Einrichtungen eines wirklich zivilisierten Landes.

Um ¾3 Uhr, nach zurückgelegten 185 Meilen einer sechsstündigen Fahrt von San Jago, hielten wir vor Curico, d. h. vor der Bahnstation, da der Ort, obgleich durch kleine Häuser und Hütten verbunden, einen Kilometer entfernt war.

Ich wanderte zu Fuß zum Hotel, während ein flinker Indianerbube mein Gepäck trug, und fand ein Parterrezimmer, dessen Fenster auf den schmucken, mit Blumen reich geschmückten Hofraum ging.

Nachdem ich mich umgekleidet und mit „Helados à la canela" erfrischt hatte, durchwanderte ich die kleine Stadt bis zur Pappelpromenade, von der aus ich einen Berg bestieg, von dessen Gipfel sich ein lohnender Blick auf die sauber gehaltene Stadt und den sonderbar schwülstigen Gebirgszug darbietet.

Vor mir lag nur ein Teil der Häuser Curicos, und über diese hinweg zeigte sich eine unabsehbare Thalfläche, welche der Malazurto und seine Nebenbäche schlängelnd durchziehen, und in welcher zahlreiche

Haziendas mit ihren roten Dächern zu sehen waren, deren Umgebung Wiesen, Felder, Gärten, an Pappeln reiche, sorgfältige Umzäunungen und gelungene Entwässerungs= und Bewässerungsgräben bildeten. Vieh und Pferde waren in Massen zu sehen. Der Blick östlich zeigte unabsehbare Kämme der mit Schnee bedeckten Kordilleren, nördlich die dunklen Höhen des Aconcagua, und südlich von diesen die Spitzen des San Franzisko und des Plomo, weiter südlich die sonderbaren Formen des Linderos, die zersplitterte Masse des Vulkans Maypa und diejenige des zersplitterten San Fernando. Es zeigten sich die zinnenartig zackigen Kämme des finsteren Cerro Negro mit seinen dunklen, aus dem blendenden Schnee hervorragenden scharfkantigen Spitzen. Gerade nach Osten zu zeichnete sich der Höhenpaß des Planchon und als nächster die schöne Form des Vulkans Pecerba, und andere vulkanische Erhebungen von unbedeutenderer Höhe südlich und nördlich.

Den Blick, der sich hier entfaltete, stelle ich unter die schönsten auf die Gebirge der Welt; er erinnerte mich täuschend an den pompösen Anblick der Alpen, von Neufchatel aus gesehen. Ähnlich lang zeigte sich auch hier ein unabsehbarer, mit gewaltigen Schneemassen bedeckter Kamm, nur mit dem Unterschiede, daß hier aus der weißen Bedeckung desselben zahlreiche höhere und durch die steilen Wände derselben schneelose, daher düster schwarze, schroffe Spitzen hervorragen.

Westlich zeigte sich über einer kurzen Fläche, die Curico umgab, ein schwülstiges Gebirge, welches in östlicher Richtung sozusagen sich mit den Kordilleren zu vereinigen schien. Nördlich zwischen demselben und den Kordilleren zeigte sich die hochhügelige Enge des Thales, die wir, von Fernando kommend, durchfahren waren. Unter mir ringsherum, mit Ausnahme der Stadt, zeigten sich, in üppigem Wuchs der Pflanzen, Wiesen, Feldbau, Gärten und Pappelvegetation, zahlreiche Flüsse, Bäche und Wasserab= und Zuleitungen, und über mir ein herrlich blauer Himmel, bei stechenden Sonnenstrahlen, deren Wirkung die von den Schneebergen kommende Brise verringerte.

Die Stelle, von der aus ich den Prachtblick genoß, war am Fuße eines einfach gearbeiteten, alten hölzernen Kreuzes gewaltiger Dimension, welches auf einem aus Ziegelsteinen errichteten Fundamente ruhte. Den Zweck, oder richtiger die Ursache, der Errichtung dieses Kreuzes

konnte ich trotz wiederholter Nachfrage nicht genau erfahren, was mich nicht wunderte, da die Leute hier gern geheimnisvoll erscheinen wollen und den Fremden, wenn sie sehen, daß sie denselben nicht belügen können, stets mit kargen Antworten abfertigen, d. h. wenn man die Ehre hat, von ihnen eine Antwort zu erhalten, denn meist bleiben sie dem Fragenden dieselbe schuldig. Auch muß ich gestehen, daß trotz meiner gerechten Vorliebe für die Republik Chile, ich kaum in der Welt ein Land gefunden habe, wo so dünkelhafter Stolz sich in einem so hohen Grade eingebürgert hätte, als wie in diesem Lande, in welchem im Vergleich zu den anderen Staaten Südamerikas, mit Ausnahme Brasiliens, der Fortschritt der Zeit so vernünftig und gediegen sichtbar ist; denn Geld oder Kleidung, die den Besitz desselben zeigt, spielten hier die Hauptrolle in der Beurteilung eines Individuums.

Ohne Auskünfte erhalten zu haben, gebe ich demnach die Inschriften des Monumentes, welches das Kreuz trug, wieder. An der einen Seite des kolossalen Fundamentes war eine Marmortafel, auf der stand:

Mission
del singuenta
Yhuno.
Hun-padre-nuctro
pr el yventor
de esto P. H. E.

Nachdem ich ein Vaterunser gebetet, warf ich noch einen Blick auf die Kordilleren und auf die in Quadrate geteilte Stadt, mit ihren geraden breiten Straßen, ihren sauberen kleinen Häusern, in deren Hofräumen (Patios), wie es in Chile allgemein üblich ist, sich zierliche kleine Gärten zeigten und in deren Mitte der in allen spanischen Städten unvermeidliche Stadtplatz (Plaza Mayor) nebst Springbrunnen und einer Gartenanlage zu sehen war. Alsdann sah man östlich außerhalb der Stadt den Bahnhof, und in gleicher Richtung demselben entgegengesetzt die schattenreiche Pappelallee, mit zahlreichen Bänken versehen, und am Schlusse derselben eine umfangreiche Gartenanlage, und dieser folgend das zu meiner Zeit im Bau begriffene gigantische

Gefängnis. Dieses Gefängnis wird ähnlich demjenigen von Quito, d. h. als ein Zellengefängnis im Zentralsystem, aus Ziegelstein erbaut.

Um 1/26 Uhr war ich wieder im Hotel La Paz, wo ich wohnte, und wo ich ein gutes Mittagsmahl vorfand. Die Zubereitung der Speisen war eine echt chilenische, und ich wußte nicht genau, was mir gereicht wurde, denn die Gegenstände waren unerkennbar, jedoch schmackhaft. Namentlich mundete mir der hiesige Wein aus der Traube von Bordeaux, der hier „Chacra de Ohagavia" genannt wurde und als zweijähriger einen Soles = fünf Francs pro Flasche kostete.

Als ich gegen Abend meine Zigarre in der Pappelallee rauchte und gemütlich auf einer Bank sitzend die Dunkelheit erwartete, kam ein Herr, der an der Allee wohnte, setzte sich zu mir und riet mir, als er mich verließ, nicht länger in der Allee zu bleiben, da Räubervolk dieselbe benutzte, um Leute, die wie ich keinen Begriff von der Unsicherheit des Landes hätten, zu plündern oder mit dem Stich eines Messers bekannt zu machen. Da ich unbewaffnet war, so mußte ich dem guten Rate folgen, und hatte auf meinem Rückweg die Gelegenheit, so mancher unheimlichen Physiognomie zu begegnen.

Am folgenden Morgen, dem 12. Januar, um fünf Uhr in der Früh, bezahlte ich meine Rechnung mit drei Dollars sechzig Cents und fuhr mit dem Omnibus zum Bahnhof, löste ein Billet mit vier Dollars bis San Jago, und traf daselbst um 11 Uhr 20 Min. ein, ließ mein Gepäck in der Restauration des Bahnhofes und fuhr mit der Tramway durch die lange Pappelpromenade, an den zahlreichen Statuen und Monumenten vorbei, stieg kurz vor dem Hotel San Jago ab, durchwanderte nochmals die Straßen der sauberen Residenz, deren wohlhabende Bewohner meist in Valparaiso zum Seebad oder in den kleinen Badeorten des Landes oder während der Sommermonate, von denen der Januar der heißeste ist, was mir sehr begreiflich war, da das Thermometer 83° Farh. im Schatten zeigte, in ihren Haciendas im Gebirge sich befanden. Eines nur blieb mir unverständlich, nämlich wie diejenigen, die nach Valparaiso gezogen waren, das Seebad genießen konnten, da die Einrichtungen zu demselben in der, der Flut und Ebbe sehr ausgesetzten, engen Bai, sehr primitiver Art sind. Die Badeeinrichtungen in Valparaiso bildeten nämlich

aus altem Material gezimmerte Baracken auf Flößegrund, die Badestellen umgaben nur Fetzen einer Segelleinwand, und sie befanden sich inmitten eines durch die Flut stets angeschwemmten Unrates der zahlreichen Schiffe im Hafen, bestehend aus Fleischresten, krepierten Tieren, verfaulten Früchten, Scherben, Lumpen u. s. w. Übrigens zogen die meisten Einwohner nach Vinna del Mar, einer Bahnstation am Strande, $^1/_4$ Stunde von Valparaiso entfernt.

Den Schluß meiner Wanderung bildete die wiederholte Besteigung des Felsens Santa Lucia durch das Thor gleichen Namens mit folgender Inschrift:

Pasco
de
Santa Lucia
inaugurado solemente 17. de Setiembre de 1872
obra dedios el pueblo de Santjago
consus ofrendas la hizo soya.

Während die Inschrift auf der anderen Seite des Thores lautete:

Huelen!
1541.

An der „Grotta de Neptuno" vorbei, in deren grüne Gartenanlagen ein kleiner aber hübscher künstlicher Wasserfall sich ergießt, folgte ich einer steilen Stiege hinauf bis zur Restauration Bertain, wo ich ein vorzügliches Mittagsmahl gegen einen Dollar zehn Cents erhielt und mit dem liebenswürdigen Eigentümer, der in Nordamerika Minenbesitzer gewesen war, jedoch sein Vermögen, wie so viele, verloren hatte, mich angenehm unterhielt. Er war an demselben Tage von zwei seiner Kellner bestohlen, und beide waren nach kurzem Prozesse sofort zu sechs Monaten Zwangsarbeit verurteilt worden!

Nachdem ich den Blick von der Höhe des Felsens nochmals genossen und die reizenden Partieen desselben durchwandert, erreichte ich um fünf Uhr zu Fuß den Bahnhof, löste mein Billet bis Valparaiso gegen fünf Dollars, verließ um 5 Uhr 15 Minuten San Jago bei gedrängt vollem Wagen, durchzog die Gegend bei prachtvoller Beleuchtung des Mondes und traf am 13. Januar um 10 Uhr 20 Minuten abends in der lärmenden Hafenstadt wieder ein.

4. Abteilung.

Vom Stillen Ozean zum Atlantischen oder von Valparaiso bis Buenos Ayres über Land.

Chile. (Fortsetzung). — Argentinien.

Von Valparaiso bis Los Andes. — Zusammenstoß von zwei Zügen. — Los Andes. — Vorbereitung zum Ritt. — Aufbruch mit Damen. — Rast unter dem Feigenbaum. — Der Grenzzoll Chiles. — Nachtlager auf Mist. — In der Schneeregion. — Nachtlager unter dem Felsen. — Ursache der langen Rast. — Charakter der zurückgelegten Strecke. — Abritt bei Aufgang des Mondes. — Auf der Höhe des Cumbre-Paßes.

Am 23. Januar war es, als ich für $10^1/_2$ Tage meines hiesigen Aufenthaltes im Hotel meine Rechnung mit 43 Dollars 80 Cents bezahlte und meine Reise von Valparaiso über die Kordilleren und durch die Pampa nach Buenos Ayres antrat. Mein Gepäck hatte ich per Dampfer abgefertigt und nur ein geringes für den Ritt zurückbehalten, hatte mir das Erforderliche zum Ritt, wie auch die erforderliche Munition für meine Schießwaffen angeschafft und meine Barschaft für die Weiterreise, je nach Bedürfnis der Gegend, die ich zu durchziehen hatte, in Silbermünze, in Papiergeld und Anweisungen gewechselt und war bereit zum Aufbruch.

Die Zeit vom 13. bis 23. Januar war, was die Witterung anbelangt, stets heiter, meist regenlos, und die Temperatur variierte im Durchschnitt des Tages im Schatten von 74 bis 78° Farh. Die Abende verbrachte ich meist auf der „Plaza di Victoria" oder am Quai, bei Genuß des Vortrages eines vorzüglichen Militärorchesters, oder hin und wieder auch in den zwei Cirkussen, die hier gastierten, von denen ich dem einen zuletzt in Lima, und früher schon in Kalkutta, Hong-kong und in San Franzisko begegnet war; beide waren vorzüglich.

Um neun Uhr führte mich ein Wagen gegen Bezahlung von 60 Cents zur Bahn, ich löste mein Billet bis Los Andes für die Strecke von 133 Klm. für 3 Dollars 60 Cents, um zehn Uhr ging

der Zug ab und ich rief ein Adio dem mir so lieb gewordenen Stillen Ozean zu.

Allmählich entfernten wir uns von den roten Bergen der Bergstadt Valparaiso. Fünfzehn Minuten fuhren wir an dem brausenden Strand entlang, bei Anblick badender Kinder und bei erquickender Seebrise bis Vinna del Mar, mit seinen schattigen Gärten, von wo aus eine hochhügelige, fast bergige Gegend beginnt, die öde erschien, da das Terrain bis Los Vegas, welches vollständig vom Gebirge umschlossen wird, ein sandiges ist.

Um 1 Uhr 40 Minuten, nachdem der Zug von Los Andes, den wir erwarten mußten, an uns vorbeigefahren war, setzten wir unsere Fahrt in östlicher Richtung fort. Die Gegend wurde allmählich bergiger, zeigte Feldbau, Wiesen und zahlreiche Viehherden. Um 1 Uhr 50 Minuten hielten wir in Chagre, in einer umfangreichen Thalfläche, die weniger Pappelvegetation aufwies, daher baumarm erschien, obgleich in Feld und Wiese junge Obstbäume gepflanzt waren. Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir weiter, bei Anblick imposanter Schattierungen des Gebirges, dem wir in östlicher Richtung entgegenfuhren. Das Gebirge zeigte sich reich an Schluchten und erschien wie mit einem grünen Schimmer übertüncht. Wir folgten dem linken Ufer des „Aconcagua-Flusses", der, obgleich sich schlängelnd, beständig zu sehen war. Wie sehr die See auf die Temperatur wirkt, zeigte sich an diesem Tage, indem wir in Valparaiso um neun Uhr in der Früh 78° Farh. bei Windstille im Schatten hatten und gegen ein Uhr das Thermometer in Chagre bei recht frischer Brise 84° Farh. im Schatten zeigte, wo jedoch um neun Uhr in der Frühe 82° Farh. gewesen waren.

Um zwei Uhr, als ich eben im Begriff war, eine Notiz in mein Buch zu schreiben, fühlte ich einen starken Stoß, der alle Insassen des Wagens an das Fenster trieb, und wir erblickten einen uns hastig entgegen eilenden Zug. Viele der Passagiere sprangen aus dem Fenster, während ich mit wenigen im Wagen blieb, jedoch durch den bald erfolgenden Anprall über drei Bänke geschleudert wurde und mir das Schienbein leicht verletzte, während sich die Hinausgesprungenen mehr Schaden gethan hatten. Ein Glück war es gewesen, daß unser Ma-

schinist die Maschine rückwärts getrieben hatte, wodurch wir den vorhergehenden Stoß gespürt, jedoch einen heftigeren Anprall vermieden hatten. Diesmal blieb es bei der Verletzung einer Maschine und der Zertrümmerung des Gepäckwagens, ernste Unglücksfälle fanden nicht statt. Der Fall ereignete sich kurz vor San Roque, wo wir demnach, nachdem die zertrümmerten Wagen beseitigt worden waren, erst um 2 Uhr 35 Minuten anlangten. San Roque lag umgeben von üppigem Feldbau und Pappelvegetation, östlich erhoben sich glanzvoll die schneebedeckten Kämme des Gebirges mit ihren schwarzen Spitzen.

Um $^1/_2$3 Uhr zeigte sich der 7385 Meter hohe Vulkan „Aconcagua“ in seiner ganzen Pracht, als wir die Brücke des Flusses gleichen Namens überfuhren und alsdann seinem rechten Ufer folgten. Um $^3/_4$3 Uhr hielten wir vor dem reizend gelegenen Orte San Philippe, am Fuße der Kordilleren. Die Gegend zeigte eine üppige, künstliche Vegetation, als Wein- und Feldbau, Wiese und Obstzucht u. s. w.

Um 2 Uhr 50 Minuten setzten wir unsere Fahrt fort; um drei Uhr fuhren wir wieder über den Aconcagua, der die Gegend überschwemmte und dessen Bett geröllreicher und wilder wurde. Um 3 Uhr 5 Minuten hielten wir in Curimon und bald hierauf, nach zurückgelegten 133 Klm. von Valparaiso, vor der Bahnstation von Los Andes, unmittelbar am Fuße des gewaltigen Aconcagua, mit prachtvollem Blick auf denselben und auf die mannigfaltigen Erhebungen seiner Umgebung. Die Thalflächen charakterisierten künstlich bewässerte Wiesen, Feldbau und sehr viel Pappelvegetation.

Angelangt ließ ich mich in das Hotel Colon führen, wo mir ein kleines, recht unsauberes Zimmerlein Nr. 8 angewiesen wurde, in welchem jedoch ein sauberes Bett mich tröstete.

Da erst um fünf Uhr gespeist wurde, so durchlief ich die reinliche kleine Stadt, die ca. 2000 Einwohner zählte, deren Straßen ohne Pflaster waren. Das Zentrum bildete ein zierlicher Platz, in dessen Mitte ein Springbrunnen mit Hochdruck sein Wasserspiel entfaltete.

Zu meinem Unglück meldete sich mir als Reisegefährte ein unwillkommener Begleiter, nämlich ein heftiges Zahnweh, ohne Hoffnung, dasselbe hier zu beseitigen.

Am folgenden Tag, dem 24. Januar, nach einer infolge des Zahnwehs schlaflosen Nacht, erschien schon in der Früh um sieben Uhr der von mir bestellte Arieros, mit welchem ich den Ritt über den Aconcagua bis Mendoza akkordierte. Er verpflichtete sich, mir einen tüchtigen Maulesel mit gutem Sattel und einen Packesel für mein Gepäck und den Proviant, und sich selbst als Führer gegen Bezahlung von 15 Dollars zu stellen, und erbat sich die Erlaubnis, noch zwei argentinische Damen mitzunehmen, die hier während der Revolution in der argentinischen Republik als Flüchtlinge geweilt und wieder heim nach Mendoza zurückkehren wollten; der Aufbruch sollte am folgenden Morgen um fünf Uhr früh stattfinden.

Den Tag verbrachte ich mit dem praktischen Richten meines Gepäckes, und da es vielleicht manchen interessieren könnte, die Einteilung und den Bestand desselben zu erfahren, so will ich dies im folgenden mitteilen.

Ich besaß zwei Satteltaschen aus festem Schweinsleder. In die eine derselben that ich einen feinen Alpacca-Rock, der wenig Raum nahm, meine spärlichen Toilette-Gegenstände, Kleiderbürste, drei Schachteln Sprengpatronen für meine Revolver, einige Medikamente, als Arnica, Chloroform, Oppodeldoc und Chinin, und drei Handtücher. In der anderen Satteltasche barg ich meine Barschaft, meine sämtlichen Tagebücher in den Grund, darauf etwas weiche Wäsche, Schreibmaterial, eine Karte auf geöltem Papier, und ein Handtuch. In meinem leichten Kautschuksatteltornister mit ledernem Überzug befand sich eine vollständige Alpacca-Kleidung, vier Hemden, drei wollene Unterjacken. Mein Jagdrock, in dessen Taschen eine wollene Halsbinde, Schnürmaterial, Riemen und die Utensilien zum Reinigen der Waffen sich befanden, war derart eingerichtet, daß ich ihn vorne nebst meiner Oberjacke am Sattel befestigen konnte. Eine englische Reisedecke, wie auch meinen Plaid, schnallte ich über dem Sattel fest. Mein Anzug bestand aus einem wollenen Hemd, einer wollenen Hose, einer Weste, einer wollenen Überjacke, einem alten grauen Filzhut, spanischen Reitstiefeln mit Sporen, dem sogen. Puncha als Überwurf, um die Taille eine rotseidene Gurte Ostindiens, in welcher martialisch meine Revolver, mein Jagdmesser, meine Pfeife und mein Trinkhorn

eingeschoben waren, und einer über die Schulter hängenden Tasche, in welcher Karten, Aneroid, Thermometer, Kompaß, Nadeln, Zwirn, Messer, Schere u. s. w., mein Tabaksbeutel, Dokumente, mein Tagebüchlein, Schreibmaterial u. s. w. sich befanden. In dieser Weise erschien ich mir leicht zum Ritt nach Buenos-Ayres gerüstet, und doch war die Bürde noch eine viel zu lästige.

Am 25. Januar war ich um fünf Uhr zum Aufbruch bereit, jedoch der Arieros noch nicht erschienen, und ich verließ erst um sechs Uhr mein Gasthaus, nachdem mir der freundliche Wirt desselben mein Speisebündel mit erforderlichem Proviant bis Mendoza gefüllt hatte, dessen Inhalt 30 kleine Brötchen, 4 Büchsen Sardinen, Käse, Schinken, 12 hartgekochte Eier, Zucker, Salz, Pfeffer und drei Flaschen vorzüglichen Cognaks bildeten, die mir zehn Pesos forte resp. Dollars kosteten.

Wir ritten erst zu der Stelle, wo wir die Damen abholen mußten. Es war eine ältliche Frau mit ihrer sehr hübschen Tochter und einem Adoptivmädchen von sieben Jahren. Sie hatten viel Gepäck, viel zu viel für die Frachtmaulesel, die der Arieros gestellt hatte. Erst um acht Uhr war ihr Kram auf den Tieren befestigt. Die alte Donna bestieg ihren Maulesel, auf dessen Kreuz das kleine Mädchen in männlicher Stellung gesetzt wurde. Auf hohem stolzen Gaul nahm die reizende Sennorita Dorina, wie die Tochter hieß, ihren Platz. Sie trug zum Schutze gegen Fliegen, Sonne und Wind eine graue Larve über dem Gesicht. Die Larve hatte natürlich wie gewöhnlich Ausschnitte, aus denen die glanzvollen schwarzen Augen der Dame zu sehen waren, und einen kleinen Ausschnitt für den Mund, aus welchem die zarten rosa Lippen eigentümlich hervortraten. Ich bestieg einen kernigen Maulesel, der Arieros ein auffallend hohes Roß, sein rüstiger Junge einen kleinen Maulesel, und wir verließen das 1200′ über dem Spiegel des Ozeans lieblich gelegene Los Andes um acht Uhr.

Vorwärts mit munterem Pfiff des Arriero und seines Jungen, in den ich unwillkürlich mit einstimmte, ritten wir dem Gebirge zu, dessen Schnee, durch die vor uns aufgehende Sonne beleuchtet, glänzte, stets bei Anblick des stolzen Vulkans Aconcagua, über dessen Paß wir die Kordilleren überreiten sollten.

Unser Weg führte uns anfänglich durch das anmutige, üppige Aconcaguathal voll Weingärten mit reichen roten und weißen Trauben und der unvermeidlichen Pappel dazwischen. Um 9 Uhr folgte eine kurze Steigung, alsdann wieder die Thalfläche, dem Gießbach Aconcagua aufwärts folgend, der wild rauschend uns entgegenfloß. Um 10 Uhr begannen die Sonnenstrahlen sengend zu wirken und wir hielten dieser Ursache wegen vor einer Hazienda unter dem Schatten eines uralten Feigenbaumes.

Wir lagerten und machten uns an unser kärgliches Frühstück. Ich reichte den Damen von meinem Cognak und diese mir von ihrem süßen Kuchen. Kaum waren wir mit dem Speisen beschäftigt, so umringten uns zahlreiche Schweine, Hühner, Truthähne, und einer der letzteren war so dreist, mir auf die Schulter zu springen und es zu versuchen, mein Brot mir aus der Hand zu stehlen; bald erschienen auch Kühe und Ochsen, und das Bild, welches wir darstellten, muß der Landung Noahs sehr ähnlich gewesen sein.

Im Schatten des dicht belaubten und an Früchten reichen Feigenbaumes, dessen Stamm genau zwei englische Fuß im Durchmesser hatte, und bei herrschender Brise von den Bergen, hatten wir 82° Farh. um 10 Uhr. Man kann sich demnach die Hitze in der Sonne vorstellen. Die Maulesel wurden, da wir die Steigung beginnen sollten, mit dünnen, sehr leichten Hufeisen, und zwar auf kaltem Wege in vorzüglich gewandter Weise beschlagen. Gleich rechts vom Baume befand sich der einem Kalkofen ähnliche Backofen der Hazienda, und während wir speisten, erschienen die hübschen weiblichen Bewohner derselben, um ihre flachen, runden Brote in den schon angeheizten Ofen zu schieben.

Gleich nach 1 Uhr waren die Tiere gesattelt und munter setzten wir unsern Ritt fort. Um $^1/_2$2 Uhr nahm die bisherige Vegetation ab und wir begannen die Besteigung des Gebirges. Um 2 Uhr überritten wir den Gießbach Aconcagua und folgten alsdann seinem linken Ufer. Um 3 Uhr hielten wir vor dem Zollhause mit der Aufschrift: „Republica de Chili", inmitten des wilden Gebirges am Rio Colorado hoch gelegen, mit einem Garten und etwas Gemüsebau umgeben. Die hohe Lage des Gebäudes war erforderlich, da während der Regenzeit,

die hier vom Januar bis März dauert, der Gießbach gewaltig austritt und die Gegend überschwemmt, daher in seiner Umgebung sich etwas Graswuchs zeigte, während sonst die Gegend, soweit das Auge blickte, vegetationslos erschien. Das Gebirge ist felsig, wild durchbrochen und herrlich in seinem Farbenspiel und seinen Schattenbildungen; in den Farben herrscht die grüne in verschiedenartigen Tünchungen vor, infolge des reichhaltigen Kupfererzes, welches sich im chilenischen Gebirge so massenhaft vorfindet, denn es soll Chile vom ganzen Quantum des in der Welt erzeugten Kupfers 62% liefern. Der Weg, dem wir folgten, war breit, jedoch durch Steingeröll recht uneben.

Um 4 Uhr schloß sich das Thal zu einer engen Spalte mit vertikalen Wänden, durch die der uns entgegenströmende Aconcagua als echter Gießbach über ein wildes Geröll schäumend, grünlich schimmernd sich stürzte.

Um 5 Uhr folgte eine bedeutend steile Steigung und dieser wieder ein schroffes Bergab in ein an Spalten reiches, sehr langes Thal, welches seiner Enge wegen und infolge seiner rauhen Sohle eher eine Schlucht zu nennen ist, da es so eng wurde, daß der Gießbach, während wir auf der Höhe einer der Böschungen des Thales ritten, nicht zu sehen war und seine unmittelbare Nähe nur durch sein Rauschen kundgab.

Um 7 Uhr erreichten wir Loroano, ein kleines Gebäude, 12 altspanische Leguas oder 60 Km. von Los Andes entfernt, welches uns keine Bequemlichkeit, unseren Tieren aber in der sonst vegetationslosen Gegend etwas grüne Weide bot.

Wir lagerten neben dem Hause im Freien an einer Mauer, auf trockenem Mist, unter dem Schatten riesiger, recht stattlicher Disteln. Wütend umschwirrten uns zahlreiche Schmeißfliegen, im Bogen hin und her ziehende Hornwespen und heftig uns angreifende Mücken von gewaltiger Größe, und doch war gerade diese Stelle die einzige, die wir wählen konnten, da die sonstige Umgebung nur scharfkantiges Steingeröll war.

Die Nacht vom 25. auf den 26. Januar verbrachten wir im Freien auf dem Misthaufen. Als Unterlage hatte ich mir ein Ochsenfell verschafft, auf welches ich drei Decken ausgebreitet hatte, als Kopf-

kissen diente mir der Sattel, als Bedeckung meine englische Reisedecke und als Mosquitonetz mein Poncho, und ich verbrachte wider Erwarten eine vorzügliche Nacht trotz Mücken und dem intensiven Schein des Mondes, der um 11 Uhr abends aufging und fast Tageshelle verbreitete.

Nachdem wir gefrühstückt d. h. gleich wie am vergangenen Abend heißes Wasser mit Zucker und Cognak getrunken und zwei harte Eier nebst Brot genossen, brachen wir um 6 Uhr auf. Wir folgten dem rechten Ufer des Giesbachs, bald steigend, bald abwärts, bald flach über eine Hochebene, jedoch bei stets zunehmenden schroffen Steigungen und bei wilder, rauher und zerrissen sich zeigender Umgebung, bis wir um ½10 Uhr im Ort Juncal, nur 17 Leguas oder 85 Km von Los Andes entfernt, eintrafen, den wir schon am vorhergehenden Abend erreichen sollten.

Rings um uns waren die Schluchten unter Schnee, und sehr bemerkenswert waren die gleichsam wie aus Schnee errichteten Gebäude, die hin und wieder inmitten der Schluchten sich zeigten und deren Ausgangsöffnung stets gegen eine vertikale Felswand mündete. Diese gleichwie aus Schnee errichteten Häuschen sind aus Ziegelstein erbaut mit zwei dicken Wänden, meist 12 Fuß lang, 9 Fuß breit und hoch im Zentrum des Gewölbes, welches die Bedeckung bildete. Ebenso war auch das Haus von Juncal.

Um 10 Uhr folgte eine starke Steigung an schwindelerregenden tiefen Abgründen vorbei, einem schmalen und allmählich enger werdenden Wege folgend und im Anblick einer wilden Gebirgsgegend.

Unsere Frachtesel stöhnten unaufhörlich, und merkwürdigerweise besonders, wenn wir einer der zahlreichen, von Mendoza kommenden Karawanen begegneten, als wollten sie ihren Geschlechtsgenossen die an ihnen begangene Tierquälerei mitteilen.

Wir befanden uns um ½1 Uhr in der Schneeregion, als wir seitwärts vom Wege auf einer fast zirkelrunden, kleinen, grünen Hochebene in der Nähe der kleinen Lagune „del Inca“ hielten, die deutlich die Form eines ausgefüllten alten Seitenkraters des Aconcagua zeigte. Inmitten dieses Plateaus lag am Fuße eines aus wild durcheinander

geworfenem Felsengeröll gebildeten Hügels ein gewaltiger Felsblock, den viele Adler in majestätischem Fluge hoch umkreisten.

Unter einer im spitzen Winkel nach Osten gerichteten starken Schrägung dieses Felsens lagerten wir und machten Feuer an, um uns die wohlverdiente Nachtmahlzeit zu bereiten. In unserer unmittelbaren Umgebung lag ein verwesendes Pferd, dessen Kopf uns einen starren Blick zuwandte, und dessen Kadaver teilweise von Vögeln verzehrt war, teilweise durch die Bewegung der Maden und Aaskäfer in demselben eine sonderbare, fast lebendige Beweglichkeit zeigte und auffallend wenig Ausdünstung entwickelte, daher meine Schlafstelle, die nur drei Fuß von demselben entfernt, eine ziemlich erträgliche war; es lag sogar ein Teil des Sattelzeuges der Damen auf den noch behaarten Füßen des Tieres. Im Allgemeinen war die Menge der Gerippe halbverwester Pferde, Maulesel, Esel, Ochsen u. s. w. in den verschiedenartigsten Stadien ihrer Vernichtung eine unglaubliche.

Ich bereitete mein Mittagsmahl, welches aus Sardinen, Brot, harten Eiern und dem auf Reisen so wohlthuenden Grog bestand, dessen Zuckergehalt nährt, dessen Cognak kräftigt und ermuntert, und dessen heißes Wasser den Körper erwärmt und den durch die Strahlen der Sonne, durch die Trockenheit der Luft und den Staub erzeugten Durst löscht.

Die meinem Schutze empfohlenen Damen nebst ihrem kleinen Mädchen indianischen Geblütes kochten ihre Puchero (Suppe), eine Fleischbrühe mit Reis, Kartoffeln und Zwiebeln. Wir tauschten, ich gab Grog und Sardinen und sie gaben mir von ihrer schmackhaften Brühe und später Mate (peruanischen Thee) in mein Büffeltrinkhorn.

Wir mußten hier den Aufgang des Mondes erwarten, da man nur bei Mondlicht die steile Besteigung des Aconcagua oder richtiger des 3900 Meter hohen Cumbre-Passes unternehmen kann, um mit Sonnenaufgang den Gipfel desselben zu überschreiten, da nur zu dieser Zeit der auf demselben beständig herrschende Sturm weniger heftig ist, dessen Vehemenz im Laufe des Tages eine derartige sein soll, daß oft Tollkühne, die es gewagt, am Tage die unwirtliche Höhe zu überschreiten, nebst ihren Pferden in den tiefen Abgrund gestürzt worden sind.

Während unserer Rast herrschte hörbar heftiger Sturm auf den imposanten, mit Schnee bedeckten Höhen, die uns eng umgaben, und zarte Strichwolken zogen mit bedeutender Geschwindigkeit von Osten nach Westen.

Die ganze Gebirgsstrecke war bisher durch die Steilheit der rauh porösen, granitischen, basaltischen nnd porphyrschen Felswände, die in ihren Gebilden horizontal über einander liegende Schichtungen zeigten, welche jedoch oft durch vertikal aneinander gereihte unterbrochen wurden, eine imposante. Abgesehen von den Zeichen verschiedenartigster Minerale, charakterisierten das felsige Gebirge meist Kupfererz = Durchzüge, und im allgemeinen die grüne Färbung dieses Metalles. Die Gebirgsgegend erschien vollständig vegetationslos, und nur hin und wieder zeigte sich an den Ufern des wild niederstürzenden Aconcagua oder an den Quellen der geringzähligen anderen Gießbäche spärliches Gestrüpp, lorbeer= und myrtenblättrige Gewächse, etwas Graswuchs und Blütenpflanzen.

Um vier Uhr am Abend, während wir unter dem Felsen hielten, zeigte mein Thermometer 35° Farh., während in Juncal am Morgen 40° im Schatten waren, demnach im Verhältnis zur Höhe, auf der wir uns befanden, kein großer Unterschied sich zeigte, was ich der geschützten Lage der Stelle zuschrieb. Am Abend bereiteten wir uns eine kommunistische Mahlzeit und streckten uns unter den Felsen, umringt von Gerippen oder von Aas und daher von einer unbeschreiblich mannigfaltigen Insektenwelt.

Nach einer eisigkalten Nacht, die wir fast schlaflos verbracht, rief uns der Arieros, dessen Pferde schon bereit waren, zum Aufbruch, und nachdem wir einen warmen Grog getrunken, ritten wir um vier Uhr bei 35° Farh. und im Schutz vor dem kräftigen Winde, bei schönem Mondlicht und intensivem funkeln der Sterne nüchtern ab.

Es folgte ein unbeschreiblich steiler Weg, der in jeder Beziehung durch jähe Abhänge, die sich oft an beiden Seiten des schmalen Pfades zeigten, schwindelerregend war, und der durch den lockeren Schutt, über den wir reiten mußten, sich als unsicher erwies.

Mit scharfen Kurven, oft über jähe Spalten setzend, bei zunehmender Steilheit des Pfades, erreichten wir frierend und bei heftigem

Winde die Spitze des Passes. Ich sage die Spitze, weil der Kamm desselben kaum eine Quadratfläche von 6' bildete, und diese sogar nicht flach, sondern gewölbt ist. Die Umgebung dieser kleinen Fläche bildeten mit Schnee bedeckte hohe Spitzen, die bis in unabsehbare Ferne sich zahllos erheben, unter denen oft schneelose, dunkelschwarz oder in das grünliche schimmernd aus dem glänzenden Schnee der Kämme hervorragten und im grellsten Kontrast abstachen. Der Anblick von der Höhe aus war ein imposanter, der Genuß desselben jedoch ein schwieriger, da der heftige Wind, der hier fast wirbelnd herrscht, jede längere Rast unmöglich machte.

Es war sieben Uhr, als wir die Spitze des Passes, 3910 Meter über dem Spiegel des Ozeans, die „Portilla de la Cumbre" erreichten, 23° Farh. zeigte mein Thermometer, natürlich im Winde oder, richtiger gesagt, im jagenden Sturm, der die Wolken, die nahe an unseren Häuptern vorüberzogen, gleichwie Federn jagte.

Die Mitte dieses Passes ist bezeichnet und bildet, freilich ohne Zollamt, die Grenzscheide zwischen Chile und der argentinischen Republik.

Abwärts in die argentinische Republik. — In Puenta del Inca. — Flucht vor Soldatenwesen. — Nacht in Punto de Vacho. — Überfall. — Weiter bis Villa Vicenzia. — Der unvergeßliche Ritt bis Mendoza. — Die Nacht der Pampa. — Endlich fließendes Wasser.

Niedersteigend setzten wir unseren Weg fort. Die Damen stiegen ab, da der Pfad unbeschreiblich steil uns über lockeres Geröll führte. Bald folgte auch ich dem Beispiele derselben, jedoch, weil wir schon im Niederritt begriffen waren, mit vieler Mühe. Ich überließ es meinem wackeren Maulesel, nachdem ich den Zügel am Sattel befestigt hatte, seinen Weg selbst zu suchen, und wanderte zu Fuß bergab, ohne Weg, geradeaus, oft mit dem Geröll eine weite Strecke fast schleifend niedergleitend.

Wir begegneten zahlreichen Ochsen, die nach Chile zum schlachten getrieben wurden. Um $^1/_2$9 Uhr waren wir glücklich unten, mit zerrissenen Kleidern und wunden Händen, d. h. wir erreichten den Fuß des Cumbre-Paßkammes, und um neun Uhr, nachdem wir einen Gieß-

bach durchritten waren, der später den Rio Mendoza bildet, der sich nördlich in den Guanacacho-See ergießt, entfaltete sich ein prachtvoller Anblick des Gebirges, bei schöner Beleuchtung seines Porphyrs, Marmors, Granits, Basalts und seiner diversen Durchzüge verschiedener Erze, namentlich des Kupfers. Das Geröll buntester Gesteine zeigte sich meist teilweise in einer verhärteten Sand-, Thon- oder Lehmumhüllung. Auffallend war das sich entwickelnde Farbenspiel und die sonderbaren Schattenbildungen des Gebirges.

Um zwölf Uhr erreichten wir, nach zurückgelegten nur acht Leguas oder 70 Km. von Juncal, Puenta del Inca (die Brücke des Inka), 9350' über dem Spiegel des Ozeans, eine natürliche prachtvolle Felsenbrücke über den Rio Mendoza, die sich 30 Meter über den normalen Wasserspiegel des Flusses erhebt und 40 Meter lang und 15 Meter breit ist. Unter dieser Brücke befinden sich verschiedene heiße Quellen, die, sinnreich in diverse Bassins geleitet, zum baden benutzt werden, und deren heißeste beständig genau 40° Celsius zeigt. Auch eine kalte Quelle befindet sich inmitten der heißen, und eine lauwarme wird zum trinken benutzt, wirkt in kleinen Quantitäten genossen als Brechmittel und als Gift in größeren. Die Bestandteile des Wassers dieser Quellen bilden viel Pottasche und Eisen, etwas Schwefel und in verschiedenartigem Gehalt Kupferoxid. Die ganze Unterlage des schmucken Bogens der Brücke zeigt überaus gelungene Tropfsteinbildungen, denen die in den Quellen sich entwickelnden kupferhaltigen Gase eine liebliche, jedoch giftige milchgrüne Farbe geben.

Ich speiste in dem kleinen Ort, den nur die Posada, d. h. das Gasthaus, bildete, und erhielt Zwiebelsuppe (Puchero), Schaffleischbrühe (Caldo), ein Glas weißen argentinischen Wein und eine Tasse Kaffee, alles schmackhaft und für hiesige Verhältnisse recht gut zubereitet, und zahlte für mein erstes argentinisches Mahl 80 Cents. Während der Mahlzeit machte ich die Bekanntschaft eines Herrn P. aus Cassel, der als Telegraphist in der Republik angestellt und mit der Besichtigung der Linie gerade zur Zeit thätig war. Meine liebenswürdigen Damen lagerten im Freien entfernt vom Hause, welches mit argentinischen Soldaten gefüllt war, die der jüngeren Sennorita

kein genügendes Vertrauen einflößten, was sich als berechtigt erwies, da dem Arieros fünf Pesos, freies Futter für alle seine Pferde und freie Station geboten worden war, wenn er es zu stande brächte, daß die Damen die Nacht hier zubringen.

Infolge dieses Vorfalles verließen die Frauen schon um ½3 Uhr heimlich den Ort, und ich folgte ihnen, um die Aufmerksamkeit der kriegerischen Bande abzuleiten, erst später, und erreichte sie in einer Schlucht, von der aus der Anblick des Gebirges ein überaus merkwürdiger war. Es bildeten nämlich die Spitzen und die Kämme desselben bald riesige Festen, bald in Trümmer geschossene Bastionen, bald den Riesenschädel eines Menschen oder die Form eines Tieres u. s. w., stets von dem Farbenspiel umgeben, welches den Kordilleren im allgemeinen, namentlich jedoch dem chilenischen Gebirgszug, ausdrücklich eigen ist, und welches namentlich in den zahlreichen Zacken und gewaltigen scharfen Felsenspitzen der porösen grauen Kämme des Gebirges, bald karminrot, bald ockergelb, oder weiß, oder schwarzbraun, oder grün, oder mit Schwefel oder Asche geädert sich zeigt; namentlich sind es die Nuancen in braun und gelb (Schwefel), die die auffallendsten sind.

Um sieben Uhr waren wir, nach zurückgelegten zehn Leguas oder fünfzig Klm. scharfen Rittes vor Punto de la vacho, umgeben von einer üppigen Alfalfa-Wiese und umringt von Pappeln — die erste Vegetation wieder seit Los Andes! — und der Duft derselben wirkte auf uns wohlthuend, nachdem wir während drei Tagen nur, wenngleich sehr schöne, so doch wüste, kahle, vegetationslose Felsen gesehen hatten. Die Vegetation war auch hier nur eine künstliche und die Strecke derselben daher eine sehr kurze.

Wir schliefen im Freien, da das Haus und der kleine Hof von Soldaten gefüllt waren, die nach dem erst kürzlich beendeten Bürgerkriege hier noch lagerten, die ein ungeordnetes, sehr wenig Vertrauen einflößendes Wesen charakterisierte, und die, wie unser Arieros sich aussprach, nicht gerade für die Sicherheit unseres Eigentumes da waren. Er riet mir wiederholt, meinen Speisesack und namentlich meine Flaschen Cognak zu beaufsichtigen, da der Diebstahl unter diesen

aus allen Nationen zusammengewürfelten Beschützern des Landes sehr verbreitet sei.

Ich wählte mir zur Nachtstätte einen kurzen Mauervorsprung, der mich vor dem heftig wütenden Sturm schützen sollte, während die Damen in einiger Entfernung, zwischen mir und dem Arieros nebst seinem Sohne Ciro, lagerten, so daß wir dieselben im Auge hatten und beschützen konnten. Unser Arieros nannte sich Leandro Sassi, war aus Mendoza gebürtig und gleichwie sein Sohn eine für hiesige Verhältnisse auffallend redliche Seele.

Mein Abendessen bestand aus Sardinen, Brot, Käse und kaltem Grog, und ich genoß dasselbe mißmutig gestimmt, da finstere Wolken den Himmel bezogen, die uns mit Regen bedrohten.

Am 28. Januar erwachte ich nach einer vorzüglich verbrachten Nacht. Mein Gepäck hatte ich am Abend mit einem Riemen verbunden und das Ende des Riemens an den Sattel befestigt, welcher mir als Unterlage des Hauptes diente, so daß im Falle jemand dasselbe berührte, ich geweckt werden mußte. Die Notwendigkeit dieser Maßregel bewährte sich, denn in der Nacht weckte mich das Flüstern zweier Stimmen hinter der Mauer, und bald sah ich eine schmierige Hand über dieselbe nach meinem Eigentum fahren; ich sprang leider zu früh auf, die Hand verschwand, und spurlos auch die zwei Flüsternden.

Um sechs Uhr setzten wir unseren Ritt fort, erst über die Brücke eines wilden Gießbaches mit seinem gelben Wasser, dann hinab, hinauf, durch schmale Schluchten und bei Anblick einer wilden Gebirgsgegend, bis ein Uhr, worauf wir hielten, uns lagerten und unser mageres Mittagsmahl einnahmen. Um $^1/_2$3 Uhr brachen wir wieder auf, durchritten den Gießbach und folgten einem gleichen Wege wie bisher, bei gleicher Rundsicht und bei sengenden Sonnenstrahlen bis $^1/_2$5 Uhr, meist niedersteigend. Hierauf verließen wir das enge Thal und vor uns zeigte sich eine breite, sich hügelnde Hochfläche, die steinreich, demungeachtet mit zunehmender Vegetation erschien. In der Ferne zeigten sich Pappeln, endlich hier und da wieder Wasser, Vieh auf üppiger Weide, und man spürte den Duft einer Vegetation, die erquickend nach der wilden, öden, starren Gebirgsstrecke war. Bald sah man in der Ferne

einige Häuser, Hundegebell wurde hörbar und um sechs Uhr hielten wir, nach zurückgelegten 18 Leguas oder 90 Klm., recht ermüdet in Uspalata, d. h. vor der Posada, einem Gasthause, welches inmitten einer umfangreichen Alfalfa-Wiese, umgeben von einer Erdmauer, lag. Der Duft des Alfalfa (Luzerne) schien unseren Tieren sehr willkommen zu sein, denn die Pferde wieherten und die Maulesel ließen ihren sonderbaren Laut mächtig hören. Auch mein Magen jauchzte, da ich hier beköstigt werden konnte, und sofort bestellte ich mir ein Mittagsmahl für zwei Pesos forte, das aus guter Suppe, Lammfleisch, Kaffee und einer Flasche argentinischen Rotwein bestand, der gut war und 30 Cents, d. h. drei Reale kostete. Mein Lager zur Nacht schlug ich dieses Mal unter dem Vorbau des einstöckigen Hauses auf dem Boden auf, d. h. auf einer Büffelhaut, über die ich meine Decken gelegt hatte. Die Damen hatten ein Zimmer eingenommen, in welchem keine Möbel waren, daher sie auf dem Erdboden liegen mußten.

Den größten Teil der Nacht verbrachte ich schlaflos, da mich auch hier merkwürdigerweise ein ähnliches Erbrechen, wie in der Indianerhütte auf dem Passe des Chimborazo überfiel, und da ein Fohlen, welches man zur Nacht an einen Pfosten des Vorbaues gebunden, fortwährend stampfte, schnaufte, wieherte und sich meist unter dem Vorbaue befand. Demungeachtet schlief ich gegen Mitternacht ein und erwachte gegen fünf Uhr auffallend frisch.

Nach dem Genusse eines Grogs, den ich mir bereitet, verließen wir um sechs Uhr bei herrlicher Beleuchtung des mit Schnee bedeckten Gebirges den Ort und setzten unsere Reise in nordöstlicher Richtung fort, einem schwülstigen Gebirge zu, durch die üppige Umgebung der Posada, deren Rundblick folgender war: Nordwestlich zeigte sich das südlich sich ziehende imposante Gebirge der Kordilleren, welches sich durch Ausläufer bis nach Südosten mit ihren mit Schnee bedeckten Kämmen und gewaltigen Höhen zog, nordöstlich das schwülstige Erz-Gebirge von Uspalata, und nördlich und östlich, durch letzteres unterbrochen, in unabsehbarer Weite — eine grenzenlose Fläche.

Die Vegetation nahm bald wieder ab, und ein hügeliges, dürres Terrain trat an deren Stelle. Um neun Uhr befanden wir uns

auf einer Hochebene mit weitem Rundblick und vollständiger Vegetationslosigkeit. Um zwölf Uhr folgte eine starke Steigung, deren Abhänge überaus schroff und tief waren und die unser kurvenreicher, schmaler Weg umzog. Um 1/22 Uhr waren wir im erwähnten Erzgebirge mitten drinn und lagerten uns an einer Gebirgsquelle, wo wir nach langer Zeit der Entbehrung des frischen Wassers uns laben konnten. Die Vegetation nahm zu, und zwar medizinische Kräuter, deren Duft ein streng aromatischer und mannigfaltiger war und fast betäubend wirkte. Die verschiedenartigsten Kräuter im üppigsten Wuchs zeigten sich nämlich bis hoch zu den Gipfeln der Berge, und zahlreiches Vieh weidete inmitten derselben. Bemerkenswert war die Enge sämtlicher Schluchten dieses Gebirges und ihre sonderbar kurvenreichen Wendungen, in denen meist Höhlen sich zeigten, deren Tropfsteinbildungen oft die sonderbarsten Gebilde hatten, die Täuschungen hervorriefen, indem man glaubte, menschliche Gestalten mit bewaffnetem, oft auf uns zielendem Arm zu erblicken. Die Vegetation der Kräuter ist hier ihrer Mannigfaltigkeit und Üppigkeit wegen eine unglaublich bemerkenswerte und dem Botaniker von größtem Interesse.

Wir kamen an mehreren verlassenen Minenstellen vorbei. Um drei Uhr nahm plötzlich die Vegetation, die übrigens in diesem Gebirge nur aus Kräutern bestand, wieder ab, und wir hielten vor Villa Vicenzia, der letzten Station vor Mendoza, 16 Leguas oder 80 Km. von Uspalata (die alte spanische Legua = fünf Km.) und 15 Leguas oder 75 Km. von Mendoza.

Das kleine einzige Gebäude des Ortes trafen wir gefüllt mit Minern und Soldaten, und zogen daher an demselben vorbei und lagerten später am Wege, an einer an Schmeißfliegen, Mücken und Hornwespen sehr reichen, schattenlosen Stelle, um eiligst etwas zu genießen und alsdann um sechs Uhr wieder aufzubrechen. Wir wollten nämlich die Strecke bis nach Mendoza während der Nacht zurücklegen, da am Tage auf derselben eine unerträgliche Hitze herrscht und sie eine allmählich sich senkende Hochebene bildet, die ohne Schatten, ohne Wasser, nur Sand und hin und wieder dürres Gestrüpp der Wüste zeigt.

Um sechs Uhr verließen wir unsere qualvolle Lagerstelle, um im

scharfen Trab die wilde Gebirgsschlucht, der wir abwärts folgten, zu durchreiten. Um sieben Uhr befanden wir uns auf der anfänglich an Gestrüpp reichen Hochebene, die stellenweise tiefer Sand und durchwegs vollständige Wasserlosigkeit charakterisierte. Durch den schärfsten Trab beförderten wir unseren Ritt, während welchem mein wackerer unermüdlicher Maulesel stets voraus war und das sichtbare Streben zeigte, das ihm seiner guten Alfalfaweide wegen bekannte Mendoza rascher zu erreichen.

Die Schwüle der vollständig unbeweglich erscheinenden Atmosphäre wirkte bei einer Temperatur von 82° Farh. beklemmend, als allmählich die Nacht der Pampa erschien. Erst trat Stille, fast Grabesstille, ein, bis plötzlich, gleichwie auf Kommando, erst stellenweise, bald allgemein, das Zirpen der Grillen und Heuschrecken begann, und diesem folgend, die Laute unsichtbarer Nachttiere, bei taktmäßigem Schall der Tritte unserer wackeren Tiere, die sieben an der Zahl waren, und bei den Lauten des unermüdlichen Geschnatters des Arieros mit den Damen. Im scharfen Trab ging es um elf Uhr vorwärts bei dem Leuchten des am östlichen Horizonte aufgehenden Mondes, welcher einer Feuerkugel glich und dessen Beleuchtung in Verbindung mit derjenigen des hier so intensiv blinzelnden Sternenhimmels sonderbare, fast lebhafte Schatten warf, und wir überritten die unabsehbare wüste Ebene.

Es hat diese Fläche ihr ausdrücklich Schönes. Unwillkürlich hebt sich trotz Ermüdung die Brust des Wanderers, er fühlt sich frei von jeglicher Begrenzung, und das Gefühl der wahren Freiheit bemächtigt sich seiner, und zwar namentlich des Wanderes, dessen Heimat mehr Flächen als Gebirge oder Hügel bilden, und so manches wahre Traumbild entwickelt sich im Gehirn desselben und erweckt, was ich selten so eindrucksvoll gefühlt — das Heimweh. Der Blick über die Ebene zog sich unendlich fern, ebenso unbeschränkt auch die unsteten Gedanken des Durchreisenden in der nächtlichen Stille, die nur die Tiere der Nacht unterbrachen. Traumbilder, meist schöne, erschienen auch mir und wurden nur zu oft unterbrochen durch die störenden Laute der über das unebene Terrain stolpernden Reittiere unserer Gesellgesellschaft oder durch den Lärm aufgescheuchter Nachttiere oder durch

die sonderbaren Schattenerzeugungen der unabsehbaren, oft nächtlichen Luftspiegelungen unterworfenen Gegend, die wir gleich Lützows Jagd durchritten.

Um 11 Uhr in der Nacht ging, wie schon gesagt, der Mond gleich einer Feuerkugel auf, und mit ihm entstand eine erquickende Brise, die jedoch die treibhausartige, schwüle Temperatur nicht im geringsten änderte. Mein Thermometer blieb nach wie vor bei 82° Farh.

So ging es vorwärts in scharfem Trabe bei geisterhafter Beleuchtung der Gegend durch den nächtlichen Himmel, bei gespensterhaften Schattenbildungen der dornigen Gestrüppe, in allmählich schärfer werdendem Tempo unserer Tiere, denn heim ging es für dieselben, daher verdoppelten diese geplagten Geschöpfe des unwirtlichen Gebirges und der wüsten Ebene der Pampas die Hast ihres meist paßartigen Schrittes.

Um Mitternacht wurde es frisch, so daß ich, ohne anzuhalten, meine Überjacke anzog und mir meinen Poncha (Regenmantel) überwarf. Bald hörten wir das muntere, auf unsere Tiere wirksame Gekläff zahlreicher Hunde, und bald zeigte sich in der bisher wasserlosen Ebene der Schatten einer Hazienda. Unser Arieros ritt hin, um uns frisches Wasser zu holen, und wir rasteten beim Genuß einer höchst trüben, schleimigen Flüssigkeit aus der hiesigen Wasseransammlung nur zehn Minuten und setzten hierauf unsern nächtlichen, höchst phantastischen Eilritt fort.

Um 3 Uhr morgens hörten wir fließendes Wasser, welches wir bald erreichten und an welchem sich unsere Tiere scheinbar unersättlich tränkten.

Hierauf durchzogen wir eine endlos erscheinende Pyramidenpappelallee und hielten nach zweistündigem, langsamen Ritt durch dieselbe vor dem Hotel Concordia in Mendoza. Es war ein geräumiges Haus mit fensterlosen, dunklen aber frischen Zimmern, in welchem ich jedoch, nachdem unser Arieros dem uns die Thür öffnenden Wirte über die hohe Person meiner Wenigkeit einen sogen. „Floh in's Ohr" gesetzt hatte, ein Zimmer mit einem Fenster auf die Straße erhielt, welches ich, nachdem ich den Arieros liquidiert, sofort bezog und mich zum Einholen der versäumten Nachtruhe niederlegte.

Eindrücke von Mendoza. — Charakter der Bevölkerung. — Sonderbare Kochkunst. — Ausflug nach Lagunita. — Patriotismus und Gefühllosigkeit. — Pferdekauf zum Weiterritt. — Dolch als Antwort. — Chimbo und seine Bewohner. — Das Erzgebirge Uspalata. — Tägliche Erderschütterungen. — Apotheker und Klienten. — Zum Weiterritt. — Geldwechsel mit Verlust.

Um 10 Uhr war ich frisch auf und angekleidet und unterhielt mich mit Herrn Sergent, dem Hotelbesitzer, der von Geburt ein Franzose, von Beruf ein Chemiker und ein sympathischer, sehr unterrichteter Mann war. Er hatte den Krymkrieg mitgemacht, und ich hatte ihn zufällig damals schon kennen gelernt.

Ein freilich absonderliches Frühstück wurde uns gereicht, welches mir jedoch wohlschmeckend erschien, nachdem ich während unserer fünftägigen Reise von Los Andes bis Mendoza wenig oder gar nichts genossen hatte. Die von uns zurückgelegte Strecke erwies sich als 425 Kilometer.

Nach dem Frühstück durchwanderte ich die 1861 durch ein fürchterliches Erdbeben zertrümmerte Stadt, deren Ruinen, namentlich diejenigen der Kirchen, sehr sehenswert waren. Eine glanzvolle Neustadt ist anbei wieder aufgebaut worden, die Altstadt muß jedoch anmutiger gewesen sein, denn die Ruinen derselben zeigten breite, gutgepflasterte Straßen und geräumige Plätze, die allen Anzeichen nach unter Gartenanlagen gestanden hatten. Ich besuchte die Stelle, an der in der Nähe des zertrümmerten Gebäudes der Munizipalität 1821 der General Don José Miguel Carrira erschossen worden war, und in der Nähe der romantisch zertrümmerten Hauptkirche die Stelle, wo zu derselben Zeit die Hinrichtung der 15 Hauptmänner des Landes am Schluß der Revolution von 1821 stattgefunden hatte.

Die Ruinen der Altstadt erregen unwillkürlich ein gewisses Grausen, denn sie tragen die deutlichen Zeichen einer fürchterlichen Erschütterung. Die Armen der Bevölkerung haben auf ihren Grundstücken inmitten der Trümmer ihres Hauses ihre Wohnung wieder aufgeschlagen, und dieses Bewohnen der Ruinen ist es, was Alt-Mendoza einen nirgends wieder zu findenden Eindruck verleiht. Oft

kommt es vor, daß der Wanderer durch die Trümmer eine öde Ruine vor sich zu sehen glaubt — er tritt, vor Schlangen sich fürchtend, vorsichtig in dieselbe, um auch im Innern die Wirkung des Erdbebens zu betrachten, und wird alsdann meist sehr ungastlich von einer Schar magerer Hunde empfangen, welche die vollständig bewohnte, jedoch unsichtbare Wohnung hüten.

Die Neustadt ist anmutig angelegt und nimmt einen bedeutenden Umfang ein, die Straßen derselben sind meist mit schattigen Pyramidalpappeln, mit großblätterigen amerikanischen Linden, mit Trauerweiden oder Akazien umkantet. Drei große öffentliche Plätze, mit schattenreichen Anlagen und Bänken versehen, zieren in verschiedenen Richtungen den Ort, und an einem derselben (Plaza Major), der das Zentrum bildet, liegt das schmucke Gebäude des Theaters.

Fließendes Wasser strömt beständig durch alle Straßen. Die Häuser sind einstöckig mit flachem Dach. Die Straßen sind breit und sorgfältig mit breiten Steinen gepflastert. Die unmittelbare Umgebung der Stadt ist vegetationsreich und üppig, da sie der Rio Mendoza durchzieht und mit genügender Feuchtigkeit speist. Viele Wagen durchfahren die Stadt und entwickeln in derselben ein scheinbar reges Leben. Die Bevölkerung charakterisiert ein wildes Temperament, Gesprächigkeit und Arroganz, und sie erweckt keinen angenehmen Eindruck. Der Geschäftsgang schien hier ein regerer zu sein, als in den Städten Chiles, Perus und sogar im allgemeinen in den Städten Südamerikas am Stillen Ozean mit Ausnahme von Valparaiso. Die Revolution war zur Zeit meiner Ankunft erst seit zwei Wochen besiegt, doch gährte es noch heftig unter der Bevölkerung.

Die Gesellschaft im Hotel war zahlreich und bestand aus den hervorragendsten Persönlichkeiten der Republik; ihr Wesen war hart und wild, ihr Benehmen viel redend und auffallend heftig gestikulierend, und ich fühlte mich unwillkürlich gleich einer verwaisten Mücke unter Drohnen.

Den Tag benutzte ich zur gründlichen Durchwanderung der Stadt und erholte mich in den zwei Cafés, die der Ort besaß, in denen aber sehr wenig Labendes zu haben war. So armselig sie erschienen, waren sie jedoch von Besuchern recht gefüllt, mehr als die Einrichtungen

dieser Art in den Städten Südamerikas, die ich kennen gelernt hatte. Was viel wert war, ist, daß man sich um die erschienenen Fremden gar nicht kümmerte, so daß ich mich höchst befriedigt, frei und ungesehen fühlte, obgleich hier bekanntlich Dolch, Messer und Revolver hinter dem Rücken stets zu erwarten sind. Dies erhellt schon daraus, daß man auf offener Straße häufig ernsthafte Balgereien mit bewaffneter Hand und Diebstähle zu sehen bekommt.

Im Schatten zeigte das Thermometer 86° Farh., man kann sich daher die Glühhitze unter den Sonnenstrahlen vorstellen; die Hitze war ärger als in Guayaquil unter dem Äquator, obgleich Mendoza 4500′ über dem Meeresspiegel auf einer Hochebene liegt, die sich allmählich dem Atlantischen Ozean zuneigt.

Eine sehr sonderbare Kochkunst entfaltete sich hier: das Frühstück, von 8 bis 10 Uhr gereicht, bestand nämlich aus Tomato-Suppe, die gut war, aus irgend einem Fleisch (carne) mit Zwiebeln, meist Spießbraten (Azado), und Tomatos, Zwiebeln und Tomato-Salat mit Öl, Tomatos und Zwiebeln mit Eingeweiden oder sehnigem Fleisch gekocht oder eingemacht, Zwiebeln und Tomatos mit süßer Sauce und etwas kaltes Fleisch dazu, dann einer Tasse Kaffee ohne Milch, da letztere hier recht schlecht ist, rothem Landwein nach Belieben und gutem frischen Wasser. Das Abendessen, von 5 bis 6 Uhr gereicht, bildeten dieselben Gegenstände, nur mit dem Unterschiede, daß die Tomatos-Suppe am Morgen in Schalen, am Abend in Tellern gereicht wurde und daß Tomatos und Wassermelonen als Dessert auf dem Tische standen.

Nach einer erquickenden Nacht durchwanderte ich am 31. Januar um 6 Uhr früh die Stadt, die in allen Richtungen gleich erschien, d. h. es zeigten sich mit schattigen Bäumen bekantete Straßen mit fließendem Wasser, einstöckige Häuser, die aus gebrannten Ziegeln oder Erdpisée, oder aus Erdquadern und stets mit flachen Dächern errichtet sind, die wenige und stets geschlossene Fenster hatten, während der innere Raum der meist im Quadrat erbauten Häuser einen geschlossenen Hofraum, den sogen. Patio besaß, auf welchen die zahlreichen Thüren aus den Zimmern, jedoch keine Fenster mündeten und in dem üppige Reben und eine auffallende Pracht von Blumen sich entwickelten. Die

Fruchtbarkeit des Bodens um Mendoza ist eine bemerkenswerte, da die erforderliche Feuchtigkeit reichlich vorhanden ist. Die hier gezogenen Gemüse liefern kolossale Exemplare, die Weinstöcke besitzen eine erstaunliche Tragfähigkeit und die Bäume einen raschen Wuchs; so ist z. B. ein 15-jähriger Stamm hier gleich einem 25-jährigen anderwärts.

Am 12. Januar ritt ich mit Herrn S., einem pensionierten Major aus Peru, nach Lagunita, zwei Leguas (ca. 10 Km.) von Mendoza entfernt, durch eine auffallend üppige Gegend. Es ist ein Lust- und Badeort Mendozas mit bemerkenswerter Kälte seiner Quellen und sehr primitiven Anlagen. Wir fanden viele Besucher vor, die am grünen Tische hoch spielten, eine wilde, rohe, unerträglich lärmende Gesellschaft, und doch waren sie Commendatore, Obersten, Majors und Civilbeamte der argentinischen Republick.

Major S. hatte die Absicht, hier eine Uhr verloosen zu lassen. Der Arme hatte Familie und wollte mit derselben am folgenden Morgen nach San Jago de Chili, wo ihn seine Mutter erwartete, der er seine Frau sowie zwei Kinder anvertrauen wollte, um selbst wieder nach Peru oder wenigstens an die Grenze des Staates zu gehen und gegen das ihm feindliche Gouvernement zu agitieren. Solcher unzufriedener Peruaner und zwar hervorragender Persönlichkeiten wie Major S. gab es viele, daher war es vorauszusehen, daß Perus innere Ruhe nur eine kurzdauernde sein konnte. Ähnlich stand es auch in der argentinischen Republik; eben war die Revolution besiegt und schon gährte es von Neuem, und zwar, wie man behauptete, unter einer geregelteren und kräftigeren Leitung.

Um fünf Uhr war ich wieder in Mendoza, nachdem ich langsam zurückgeritten war, um die üppige Vegetation der Gegend zu genießen, und um durch dieselbe den Eindruck der demoralisierten rohen Scenen, deren ich in dem vegetationsüppigen Lagunita Augenzeuge gewesen, zu vergessen.

Um diesen Eindruck zu schildern, will ich hier einen Fall erwähnen, der deutlich den Charakter der hiesigen Bevölkerung kennzeichnet. Der Verkäufer am Buffet der Restauration von Lagunita,

war während der Revolution Nationalgardist gewesen, und mußte mit seinem Bataillon als Feldwebel gegen ein revolutionäres kämpfen, in welchem sich drei seiner Söhne befanden. Seine Kompanie kam ins Feuer, und zwar gegen die Kompanie, in der sich seine Söhne befanden. Seine Kompanie durchbrach siegreich die der Feinde, und im Kampf sah er seine drei Söhne wieder, den einen tot, den andern verwundet und den dritten mit freistehenden Eingeweiden, und er gab dem Serganten den Befehl, den beiden letzteren den Gnadenstoß zu geben. Der Mann sah frisch und wohlgemut aus, und man konnte seinen stählernen Zügen kein Zeichen vom Kummer ansehen, den ihm die verflossenen Wochen bereitet hatten.

Die Diligence nach Rio Quarto war wieder im Gang und forderte für die Strecke von 120 Leguas, d. h. 540 Km., 43 Pesos fuerte 40 Cents für einen unbequemen Sitz, daher entschloß ich mich am ersten Februar, mir zwei Pferde zu kaufen und Rio Quarto über San Louis, an den Schlachtfeldern und der großen Lagune vorbei reitend durch die Pampa zu erreichen.

Nachdem ich ein Pferd in Mendoza für fünfzehn Pesos fuerte gekauft, verbrachte ich vom ersten bis zum fünften Februar meine Zeit mit dem Suchen eines zweiten Pferdes für meinen Peon, der ein Soldat der revolutionären Partei war, sich in San Louis der Behörde als Kriegsgefangener stellen mußte, und daher erfreut war, mich begleiten zu können, da er, unbemittelt, sonst die weite Strecke zu Fuß hätte zurücklegen müssen. Das Finden eines kräftigen Tieres wurde mir schwer; ich machte zu diesem Zweck einen Ausflug zu Wagen nach Chimbo, jedoch resultatlos, hatte aber durch diese Fahrt die Gelegenheit, die Bosheit der hiesigen Leute kennen zu lernen. Die Fahrt von zwei Leguas, gleich neun Km., nahm nämlich nur 1 1/2 Stunde in Anspruch, und ich akkordierte den Wagen für einen Pesos; zurückgekehrt, forderte der Fuhrmann drohend vier, und als ich ihn mit zwei Pesos befriedigte und er sich auch zufrieden stellte, verließ er mich, fluchend mir mit dem Tode drohend und mich „Gringo“ benennend. Am Abend, als ich in mein Zimmer trat, lag auf meinem Tisch ein aus Holz geschnitzter Dolch. Es blieb mir zwar ein ungelöstes Rätsel, wer dieses drohende Zeichen niedergelegt

hatte, doch schien es mir, daß es wahrscheinlich der rachevolle Fuhrmann gewesen war.

Ein wiederholter Besuch Chimbos zu Pferde war ein günstiger indem ich von einem gewissen Aristides Ollan ein gutes Pferd für fünfzehn Pesos nebst kräftigem Lasso zum heimführen kaufte. Es waren zwei Brüder, schon ältliche Männer, die hier eine sogen. Landwirtschaft betrieben, die die Besitzer des Tieres waren. Als ich sie bei meiner Ankunft ansprach, hielten sie gerade ihre Mittagsmahlzeit im Freien, und forderten mich nach hiesiger Sitte auf, mit zuzugreifen, was ich auch that, und wir speisten aus einer Schüssel, Suppe (Puchero) und gutes Fleisch. Es waren einfache Leute und arme Bauern der Gegend, und doch war ihre Nahrung, wenn auch einfacher zubereitet, doch besseren Stoffes als die unsrige im ersten Hotel von Mendoza.

Einen höchst angenehmen Umgang bot mir während meines Aufenthaltes der Direktor der Minen des Erzgebirges von Uspalata, dessen Mitteilungen über den mannigfeitigen Reichtum des Erzgebirges erstaunlich waren. Es birgt dasselbe, laut seinem Ausspruche, außer dem reichhaltigen Kupfererz auch Eisenerz und sogar reines Eisen in Klumpen, Schieferbrüche als Tafelschiefer und auch porösen Alabaster, Kreide, Marmor und Gips, Alaun, Salpeter und Schwefel in großen Lagern, und auch natürlicher Weise Porphyr, Basalt und Granit, und im letzteren oder in den Anschwemmungen Granaten und Rubinen. Die Ausbeutung der Minen liegt meist in den Händen der Franzosen.

Mit ihm durchwanderten wir gewöhnlich am Abend die schwach mit Petroleum — ebenfalls ein Produkt des Erzgebirges — beleuchtete Stadt, in der ich fast jede Nacht, und zwar regelmäßig um zwei Uhr, Erderschütterungen gespürt und namentlich am 2. Februar eine recht heftige, die die Leute hier kaum beachten, indem sie sich in ihren Häusern, namentlich in ihren Schlafgemächern, in einer Weise eingerichtet haben, daß sie ihre Habseligkeiten rasch zusammengethan und im Notfall eiligst mit denselben das Freie erreichen können.

Wir besuchten gewöhnlich einen Apotheker, der ein Franzose war, und bei dem sich mir die moralische Verkommenheit der Bevölkerung,

namentlich der hiesigen Frauen zeigte. Es erschienen z. B. Frauen, sogar junge Mädchen, und forderten ohne Scham die charakteristischen Medikamente für die geheimen Geschlechtsleiden ihrer Väter, Männer und Söhne, und sprachen über den ekelerregenden Zustand des Erkrankten mit lauter Stimme wie von einem katarrhalischen Schnupfen. Die Krätze und der Aussatz waren hier im Lande weit verbreitet, und namentlich zeigten es die Köpfe. Im allgemeinen charakterisiert sie Gemeinheit in der That und im Ausspruche, Herzlosigkeit und Rohheit im Gefühl. Um Entschuldigung bitte ich die zahlreichen Ausnahmen unter der Bevölkerung von Mendoza für diesen meinen unwiderruflichen Ausspruch, denn ich will und kann nicht glauben, daß die hohen Persönlichkeiten, die hier zum Kriegsgericht sich versammelt hatten, um die gefangenen Führer der Revolution zu richten, die Ursache dieses Eindruckes waren.

Bis zum 4. Februar war die Witterung bei durchschnittlicher Temperatur von 84° im Schatten eine heitere. Am 4. Februar bereitete ich mich zum Abritt, und wie gewöhnlich regnete es daher. Demungeachtet richtete ich Pferde, Sattelzeug und meinen Proviant zur Reise. Letzterer bestand: aus vorzüglichen Birnen, die mir die liebenswürdige Hausfrau des Hotels schenkte, einigen Galettes (Brotkuchen), die mir der Direktor der Minen zur Erinnerung an unser Freundschaftsbündnis übergab, aus einigen Cervelas (Cervelatwurst) und Zwieback, die ich mir selbst vermachte, und einer Flasche Kognak, die mir der Wirt des Gasthauses zum Trank auf das Wohl seines Hauses mitgab. Wie man sieht, nahm mein Proviant keinen Umfang ein und kostete mir wenig, enthielt jedoch viele Erinnerungen an liebe Menschen, die ich unter der brutalen Bevölkerung Mendozas getroffen hatte.

Als Gegensatz zu den letzteren galt das Benehmen der Bank von Mendoza, bei der ich Gold gegen Münze gewechselt hatte und gründlich betrogen wurde, da ich, wie es sich später erwies, Münzen erhielt, die nicht überall gangbar waren, was übrigens der Krebsschaden der finanziellen Verhältnisse der argentinischen Republik ist, der die Krösusse bereichert und den Armen benachteiligt. In keinem Lande der Welt findet man verschiedenartigere Gepräge der Münzen, die laut demselben: in einem Bezirk des Landes gangbar und im

andern ungültig sind oder nur mit gewaltigem Defizit angenommen werden, wodurch dem Reisenden, der nicht Kreditive auf die verschiedenen Bezirke besitzt, die Reise durch das Land um bedeutendes erschwert und verteuert wird.

Bis Radio del Medio. — Ritt durch die Pampa und die Hazienda Nuova Verda. — Ein billiger Wirt. — Uber San Rosa bis La Paz. — La Paz und sein Charakter. — Wildes Nachtlager. — Sonderbarer Eulenruf. — Fatale Hitze. — Erlebnisse in La Paz. — Die Indianer bei Guitarrenspiel. — Rast unter der Trauerweide. — Die Fauna der Gegend. — Die Strecke bis San Luis. — Sandsturm und Rast in der Pampa. — Wassermangel und täuschende Luftspiegelungen. — Gefährliche Begegnung. — Ankunft in San Luis.

Am 5. Februar war ich um vier Uhr in der Früh zum Aufbruch bereit, sattelte meine zwei Pferde, bezahlte mein Soll für sechs Tage im Gasthause mit nur sechs Pesos fuerte, resp. 30 Franks, und bald erschien auch mein Mossa oder Peon mit seinem hinterlistigen Gesicht. Um sieben Uhr nach herzlichem Verabschieden von meinen hiesigen Freunden, die erschienen waren, um mir Glück auf den Ritt zu wünschen, schwangen wir uns in den Sattel, und vorwärts ging es, bald nördlich bald östlich, im scharfen Paß der rüstigen Ponys, durch Mendoza seiner unabsehbaren Umgebung zu.

Der Ritt durch die weit sich ziehende Stadt, im Schutze der Alleeen, an den aus Erde erbauten Häusern vorbei, bei Anblick der Ruinen der Altstadt mit ihren hin und wieder sich zeigenden Hütten, war ein angenehmer und blieb durch Alleeen auch außerhalb der Stadt ein schattiger. Unsern Rückblick, den wir hin und wieder durch Kurven auch vor uns hatten, bildeten die mit Schnee bedeckten Höhen der Kordilleren, die kranzartig von Nord über Westen nach Süden sich ziehen, oder die Gebirge von Uspalata. Die Glut der Sonnenstrahlen war, wo dieselben uns erreichen konnten, eine bedeutende, die Gegend zeigte Wein- und Gemüsebau, namentlich viel Melonen, Wassermelonen und Kürbisse, und Rosensträucher in üppigster Blüte umkanteten den Weg auch als wir die Allee verlassen hatten und die Sonnenstrahlen mächtig auf uns wirkten.

Um elf Uhr erreichten wir den Ort und das Hotel von Radio del Medio, fünf Leguas gleich 25 Km. von Mendoza, wo wir zu Mittag

speisten und für die Pferde Grünfutter für zehn Cents pro Bündel erhielten. Ich sage „wir“, und das ein dreifaches, da gerade als ich abritt ein echter Spanier erschien und, mit Grandezza mich begrüßend, um die Erlaubnis bat, sich mir anzuschließen, da er denselben Weg einschlagen mußte und hoch erfreut war, einen Cavaleros zu treffen, mit dem er im angenehmen Gespräch die wüste Strecke zurücklegen konnte. Ohne weiter meine Antwort zu erwarten, die natürlicher Weise eine zustimmende sein mußte, zählte er sich sofort zu unserer Gemeinschaft, und dieses mir zum Verdruß, da sein Wesen in keiner Weise sympathisch war und sein Blick, ein gleich hinterlistiger wie derjenige meines Führers, mein Vertrauen nicht erweckte. Im Hotel, welches nur den Namen eines solchen trug und das ein Italiener seit einem Jahre hielt, bezahlte ich das Mittagessen für mich und meinen Mossa mit 1 Pesos 20 Cents und für das Futter meiner Pferde den üblichen Preis von zehn Cents pro Bündel = 20 Cents.

Wir blieben bis zwei Uhr, um der höchsten Hitze des Tages auszuweichen, denn in der Sonne zeigte das Thermometer 135° Farh. und im Schatten des Hauses 87° Farh. Zwei Diligencen trafen mit vielen Passagieren ein, so daß der Saal mit Speisenden gefüllt war.

Radio del Medio lag im Grün einer nicht hochwüchsigen Vegetation. Das Haus, einstöckig, langgestreckt, umgeben von einem Vorbau, bildete ein Quadrat mit Zentralhof, von welchem aus eine Thür in den ummauerten Pferdehofraum führte, in dessen Mitte sich eine Pfütze mit grünem Wasser befand und dem nur die Unterdachung von zwei spitzzulaufenden Winkeln seiner Mauer Schatten gab. Der Besitzer war Argentiner und der früher erwähnte Italiener sein Stellvertreter, Koch und Diener.

Um 2 Uhr verließen wir Radio del Medio mit der Absicht, in die Nacht hinein zu reiten. Die Reise durch die Pampa nach Mendoza zu ist eine lohnendere, als die unserer Richtung, da wir vor uns nur die gestrüppige Fläche sahen, statt dessen man entgegengesetzt stets den Prachtanblick des Schneegebirges vor sich hat, welchen ich nur mit Halsverdrehen genießen konnte. Demungeachtet war auch unsere Aussicht eine schöne, denn auch in der weiten Fläche der Pampa, die wir nach Radio del Medio erreichten, zeigte sich in ihrer Art eine

großartige Pracht; es entwickelte sich sozusagen in derselben, wie ich vor Ankunft in Mendoza erwähnt, der Begriff des Gefühls der unbeschränkten Freiheit.

Nachdem wir unter dem Vorbau des Gasthauses, auf unser Sattelzeug gestreckt, eine wohlthuende Siesta gehalten hatten, ritten wir um 2 Uhr ab. Die Hitze der Sonne in der schattenlosen Fläche nahm bis 4 Uhr nicht ab, als wir den Fluß Rio Salado zu Pferde durchschwammen, dessen Umgebung wieder Pappeln und Weiden bildeten, um bald hierauf vor dem reizend gelegenen Hause „Palmyra" zu halten. Es war ein halbwegs zweistöckiges Haus, inmitten eines schattigen Gartens, und demselben angrenzend war eine zweistöckige Mühle zu sehen.

Von hier aus ritten wir unter Palmenschatten, der Weg war meist überschwemmt, und um 5 Uhr, in der Nähe von Alta-Verda, mußten wir durch eine umfangreiche Überschwemmung, während wir die zahlreichen früheren umreiten konnten.

Um 7 Uhr hielten wir vor der Hazienda Nuova Verda, einem sauberen, hoch und hübsch erbauten Hause mit breiter Veranda und grasreicher Umgebung, nach zurückgelegten 11 Leguas (55 Km.) von Mendoza. Die unmittelbare Umgebung bildeten Palmen und Trauerweiden. Sehr reich war das Haus an Fledermäusen und anderen Nachttieren, an Mosquitos und diversem Ungeziefer.

Da der Spanier plötzlich unwohl geworden und der Mossa, obwohl als Führer angenommen, keine Ahnung von der Richtung hatte und sich eher führen ließ, so entschloß ich mich, da es dunkel zu werden begann und man hier mit Schafrippen und Schaffleischsuppe beköstigt werden konnte, die uns bevorstehende finstere Nacht hier zu verbringen, und ich streckte mich nach der Mahlzeit, die uns um 9 Uhr gereicht wurde, auf dem Boden der Veranda aus.

Am 6. Februar weckte mich um 4 Uhr die dunkelrot aufgehende Sonne, die mir ins Gesicht schien. Ich sprang auf, suchte den Buben des Hauses, holte die Pferde aus dem Potrero (Viehhof) selbst, da der Mossa noch fest schlief und nicht zu erwecken war, und der Spanier, auf einer Bank liegend, krankhaft stöhnte. Um 5 Uhr war gesattelt, und zu meinem Erstaunen weigerte sich der Wirt, eine Be-

zahlung anzunehmen, daher ich dem Hausbuben ein gutes Trinkgeld gab, und fort ging es in meist östlicher Richtung bis 6 Uhr, wo sich der Charakter der Pampa zu entwickeln begann und wir vor der Hazienda Zanblan hielten, um unsere Tiere vor der wasserlosen Strecke zu tränken und unsere Schläuche mit Wasser zu füllen.

Die Umgebung bildete nur Sand, welchen hin und wieder Kugelsträucher bedeckten. Die Wärme nahm zu, die Sonnenstrahlen wurden glühend, und gegen 8 Uhr zeigten sich in der Ferne einzelne Pappeln, ein Beweis von Wasser und Bewohnern.

Um 10 Uhr erreichten wir San Rosa, 4 Leguas = 20 Km. von Zanblan, ein einzelnes Gebäude, und gegen ½10 Uhr das letzte Schlachtfeld der Revolution von 1874/75, auf welchem noch halbverweste Leichname und die Gerippe Gefallener lagen; noch sah man deutlich die Reste eines befestigten Lagers und in dessen Umgebung kleine hölzerne Kreuze, auf denen Käppis oder eine Schärpe befestigt waren, hin und wieder Stäbe, auf denen ein Schädel nebst Käppi gespießt sich zeigte. Im Hause von San Rosa wollte der dummdreiste Peon oder Mossa für nichts in der Welt halten und mir auch die Ursache seiner Weigerung nicht mitteilen.

Um 12 Uhr erreichten wir eine Hazienda, 4 Leguas von San Rosa. oder 9 Leguas (45 Km.) von Nuova Verda, vor der wir bis 3 Uhr rasteten, wo jedoch keine Beköstigung zu finden war, daher ich mit zwei Birnen, Zwieback und einem Schluck Brandy vorlieb nehmen mußte, nachdem meine letzte Mahlzeit am vorhergehenden Abend um etwa 9 Uhr stattgefunden hatte. Die Haziendas hier zu Lande, ob groß oder klein, sind fast ohne Ausnahme aus mit Gras- oder Schilf-Häcksel oder Mist gemischter Erde erbaut, auch meist ohne Dach, welches ein Geflecht vertritt, das mit Mist verschmiert wird. In dem Hause einer solchen Hazienda befindet sich auch die sogen. Küche, die eigentlich nur einen Kohlenbehälter vorstellt, und der unvermeidliche meilerartige Backofen. An das Haus angrenzend befindet sich stets ein geräumiger Hofraum (der Potrero), der gewöhnlich von Pappeln umgeben ist, viel Unrat birgt und eine Masse Fliegen erzeugt, welche die Bewohner belästigen.

Auffallend war die Unmasse großer Heuschrecken in der Pampa,

die oft den Sand derart bedeckten, daß dieser grün erschien. Um 12 Uhr zeigte das Thermometer 90° Farh., als wir die Hazienda ererreichten, die 11 Leguas von Alta Verda, demnach 20 Leguas resp. 100 Km. von Mendoza, oder 53 Leguas, gleich 265 Km., von San Luis entfernt war.

Um 1/2 5 Uhr, nachdem wir uns gründlich unter dem Vorbau des Hauses erholt hatten, brachen wir wieder auf, nachdem der Wirt auch hier für die Fütterung der Pferde nichts annehmen wollte. Halb 7 Uhr hatten wir in schnellem Ritt in zwei Stunden 5 Leguas gleich 25 Km. zurückgelegt und hielten in der Pampa, machten uns Thee, und um 7 Uhr, schon im Dunkel, ritten wir bei dem schlechten Wege weiter.

Es folgte meist Sand, welchen Kugelbusch und hin und wieder hartes büscheliges Gras belegte. Um 8 Uhr trafen wir ein kleines Lager, das Bataillon Rio Quarto, ohne Zelte, nur Wagen zum Schutz benutzend, welches wir durchreiten mußten.

Um 9 Uhr holten wir eine Karawane ein, die vor vier Tagen Mendoza verlassen hatte. Um 10 Uhr machten wir, um unsere Pferde verschnaufen zu lassen, einen kurzen Halt.

Nachdem wir im scharfen Paß die nächtlich lautlose Fläche überritten, zeigten sich um Mitternacht wieder Pappeln, Weiden u. s. w., und bald erreichten wir die Stadt La Paz, 42 Leguas (210 Km.) von Mendoza, deren Bewohner in festem Schlafe lagen. Alles war still, bis auf eine Kneipe, in welcher der Klang einer Guitarre durch einen wilden Lärm zu hören war.

Wir fanden eine Pasta (umzäunten Weideplatz), führten ohne weiteres die Pferde hinein und lagerten, machten Feuer an und brieten uns an der Luft getrocknetes Fleisch, welches uns, nachdem wir sechsunddreißig Stunden gefastet hatten, schmackhaft mundete. Nach dem Fleisch aßen wir Brot, Birnen und Käse und legten uns hierauf befriedigt auf unser hartes Lager, denn von einem weichen Rasen konnte hier keine Rede sein. Ich hatte freilich mein Schaffell, welches mir als Unterlage des Sattels diente, und über dasselbe meinen Plaid ausgebreitet, sodaß ich noch ziemlich behaglich lag, jedoch nur mit dem Poncho bedeckt, während der feuchten Nacht, nach der Tageshitze recht

gründlich fror, denn bemerkenswert ist die Feuchtigkeit in der Pampa, wo alles während der Nacht bis zum ausringen naß wird.

Am 7. Februar, einem Sonntag, erwachte ich morgens 5 Uhr durch den sonderbar deutlichen oft wiederholten Ruf einer Eule mit heiserer, sehr tiefer Baßstimme: „Murru-scalda-scoldi-scaldias". Die unser Lager umgebenden Pappeln waren durch die Massen von Heuschrecken, die oft während unseres Rittes gleich Wolken die Sonne verdunkelten, völlig entblättert. Schon der Morgen war heiß und prophezeihte einen gründlichen Glühtag, heißer als den gestrigen, der meinen Kognak in der Flasche erhitzte, und natürlich auch das von uns mitgeführte Wasser bis auf die Bereitung von Thee unbrauchbar machte. Die Hitze war derartig, daß sie mich zum Entladen meines Revolvers zwang, da er fast glühend wurde, und ich die Patronen in meinen wollenen Shawl hüllen mußte. Selbst die hiesigen Leute hatten eine solche Hitze seit langer Zeit nicht erlebt.

Um sieben Uhr tränkten wir unsere Pferde am gelbschleimigen Bache, labten uns selbst an dem Widerwillen erweckenden Gewässer des Rio-Tunuyan in Ermangelung eines besseren, und machten uns hierauf auf die Suche eines Potreras (ein Alfalfaweide-Hofraum) für die Pferde, und fanden ein solches in der Nähe der Hütte einer alten Indianerin, die sich zum Stamm der Moluches rechnete, jedoch blendend weiße Urenkel hatte.

Nachdem wir unsere Tiere in das Gras gelassen, machten wir uns an das Besorgen unserer Provisionen zum Weiterritt, da von hier aus, wie man meinte, 30 Leguas oder 150 Km. kein Futter für die Pferde, weder Wasser noch Speise zu finden war.

Man kann sich keinen Begriff von dem Zustande des Schlachthauses machen, in welchem wir uns Fleisch kaufen mußten. Mehr herumschleichende magere Hunde, als Fleischwaren zeigten sich, und letztere trugen mehr Schmutz- als Naturfarbe. Wir kauften vom unerkennbaren Fleische das erforderliche, hierauf drei kleine Flaschen fuseligen Kognak, der natürlicher Weise Frankreich nie gekannt, Zucker und Salz, und meine Ausgabe für dieses schlechte Zeug betrug Summa Summarum drei Pesos fuerte 40 Cents.

Wir speisten in derselben Schenke (Posada), die ich in der Nacht als noch erleuchtet erwähnte, da der elende Ort kein Hotel resp. Gasthaus besaß. Unser Mittagsmahl bestand aus Mate, dem sogen. peruanischen Thee, der uns in geflickten schmutzigen Krügen gereicht wurde, und den wir durch ein Rohr ziehend genossen, der jedoch in der Hitze sehr labend und wohlthuend ist. Außerdem wurde uns indianisches, ohne Hefe gebackenes Brot, recht schmackhafte Fischsuppe mit charakteristischer Schmutzfarbe und gekochter Kürbis gereicht, und hierzu roter Most, der sehr süßlich war, und für diese Kräftigung mußte ich drei Pesos bezahlen.

Mein Führer spielte, während wir in der Schenke waren, die Guitarre und lockte so manche charakteristische Gruppen in den engen Raum oder an die Thür desselben.

Die indianischen Männer, echte Pampa-Indianer gelb-bräunlicher Gesichtsfarbe, rechneten sich zum Stamm der Pehuenchen. Sie trugen statt der Hose ein buntes breites Tuch faltenreich über die Lenden geschlagen, Strümpfe und hohe Stiefel, aus welchen das kräftige Bein und das Knie nackt erschien. Das Hemd war ein weites und hing frei nieder, und auf der Schulter gestülpt befand sich der Poncha (Kragenmantel). Um den Hals trugen sie meist ein buntes Tuch mit den Knoten auf der Schulter, und wenn das Hemd nicht lose darniederhing, so trugen sie über dem Hemde, sonst unter demselben, einen mit großen Gold- und Silbermünzen alter Prägung besetzten Gürtel und auf dem Haupte einen Filzhut mit breiter Krempe, der meist zerfetzt und stets reich an Fettflecken war. Die Frauen trugen, wie in allen spanischen Ländern, ein langes, in der Taille breites Schleppkleid, und unter demselben meist gar nichts. Auf dem Haupte trugen die Frauen in der Mehrzahl ein buntes Tuch. Die Hautzierde derselben bildeten ihr pechschwarzes Haar, auffallend schön geformte Füße und ein schöner Arm. Das Leben der Leute in Argentinien, der Indianer sowohl als auch der Gauchos (Mischling), ist mehr ein Vegetieren zu nennen, sie haben wenige, fast gar keine Bedürfnisse, besitzen jedoch einen ausdrücklichen Hang zur Depravation, und Keuschheit ist, glaube ich, ein Wort, welches in ihrer Sprache nicht vorhanden sein kann.

Zur Mittagsstunde lagen wir unter dem Schatten einer Trauer-

weide in der Nähe der Hütte der alten Indianerin, bei der unsere Pferde untergebracht waren. Wir reckten unsere Glieder, die nach dem hastigen Ritt von Mendoza bis hier sozusagen fühlbar geworden waren, nnd unsere Pferde hatten sich, wie es schien, gesättigt oder vor den Sonnenstrahlen oder vor der Mücken- und Fliegenwelt fliehend, in unsere Nähe begeben, um gleich wie wir den Schatten des Baumes zu genießen. Um sechs Uhr in der Früh zeigte das Thermometer 60° und um zwölf Uhr im Schatten 92°, ein Beweis des schroffen Temperaturwechsels in der Pampa, der durch den starken Tau der Nacht und durch den meist heißen Wind, der am Tage herrscht, hervorgerufen wird. Die herrschende Hitze schien jedoch auf die Vogelwelt ermunternd zu wirken, indem im hier ausnahmsweise dichten Laube der uns umgebenden Bäume und Pflanzen, mannigfaltige Papageien rastlos schwatzten und zahlreiche Vögel zwitscherten und kreischten, denn Singvögel giebt es hier nicht; außerordentlich munter waren die Picaflores (argentinische Kolibri) mit ihrem schwänkenden Flug und ihrer Winzigkeit.

Um fünf Uhr verließen wir La Paz, und vorwärts ging es über die endlose Fläche, zahlreiche Vögel, als: Strauße, verschiedene Fasanen u. s. w., aufscheuchend; auch vielen Hasen und Füchsen begegneten wir, obgleich sich keine Spur von Wasser zeigte. Der Sandsturm, der sich plötzlich erhoben hatte, trocknete uns den Gaumen, und bald war unser kleiner Wasservorrat zu Ende. Um zehn Uhr in der Nacht erreichten wir nach zurückgelegten sieben Leguas = 35 Km. die Hazienda Turb, in deren Nähe zwei kleine Lagunen mit spärlichem, etwas salzigem Wasser brauner Farbe sich befanden, an deren schleimiger Flüssigkeit wir uns demungeachtet labten. Nach einer Rast von fünfzehn Minuten, die uns von verschiedenartigsten Insekten, als: Mücken, Spinnen, Taranteln, Skorpionen, verleidet wurde, setzten wir bei unaufhörlichem Sandsturm unseren nächtlichen Ritt fort und hielten um Mitternacht in der Fläche, uns so gut es ging mit Wurzeln und Gras ein Feuer machend, an welchem wir uns das an der Luft getrocknete sogenannte Dürrfleisch brieten, welches uns diesesmal jedoch nicht schmeckte, da dasselbe durch den Sandsturm sandig geworden und wir nicht genügend Wasser mithatten, um es zu

waschen. Hierbei wäre zu bemerken, daß dieses Dürrfleisch nur ohne Umhüllung frei am Sattel angebunden erhalten werden kann, und zwar in einer Weise, daß die Pferde durch die Bewegung ihres Schweifes die Fliegen von demselben verjagen können; die geringste Umhüllung des Fleisches zum Schutz vor dem Staub verdirbt es sofort. Nach einer Stunde Rast ritten wir weiter, ohne Mondlicht, doch war die Fläche durch den Sternenhimmel genügend beleuchtet, um den zahlreichen Ochsenspuren, die unsere Richtung bezeichneten, folgen zu können.

Von 1 Uhr in der Nacht bis 6 Uhr in der Früh des 18. Februars trabten wir rastlos vorwärts, bis wir, durch Ermüdung überwältigt und durch den Durst gezwungen, Halt machen mußten, und bis acht Uhr ohne weitere Vorbereitungen auf dem stacheligen Boden, der sich voll Distelgewächse zeigte, schliefen, während unsere Pferde unter dem Sattel blieben und unter dem Nichts etwas Grünendes zu finden suchten.

Um acht Uhr waren wir wieder zu Pferd, bei 121° Farh. in schattenloser Fläche. Gegen zehn Uhr schien die Ebene sich in weiten Terassen zu erheben, und die Vegetation derselben bildeten krüppelige Akazien und Disteln. Um elf Uhr wurde das Gestrüpp hochwüchsiger, sozusagen Buschland bildend, und es zeigte sich ein gewisser Graswuchs, jedoch nur harte Gewächse. Mein Thermometer zeigte 135° Farh. Allmählich erschienen unter dem bisherigen Gebüsch Akazienbäume vereinzelt hier und da, deren Laub jedoch von den Heuschrecken, die in der Gegend in dichten Massen sich zeigten, vollständig vernichtet worden war. Kein Wasser, kein Gras für die Pferde und eine unbeschreibliche Hitze machte uns den Ritt dieses Tages zu einem sehr qualvollen.

Endlich, um 1 Uhr mittags, erreichten wir, nach zurückgelegten zehn Leguas = 50 Km., eine elende Hazienda, das Zentralhaus einer Estancia (Teilabgrenzung der Pampa), und hofften Wasser zu finden, welches wir jedoch in der Umgebung nicht trafen, denn nur im kleinen Maß bewirteten uns die lieben Leute der Hütte mit Agua (Wasser) welches sie, wie wir, hier einem echten Johannisberger gleich schätzten, dem es auch in der Farbe ähnlich war.

Da die Pferde nicht getränkt werden konnten, so setzten wir eiligst unseren Ritt fort. Vor uns zeigte sich eine scheinbar breite, terassenförmige Erhebung der Fläche — und doch war es nur eine Luftspiegelung, denn von einer Steigung war nichts zu spüren, und wenn man rückwärts blickte erschien die Ebene glatt wie ein Brett, über die zu der Zeit ein wütender Staubwirbel zog, dessen körniger Sand uns zu Blinden zu machen drohte. Der Blick nach Süden zeigte eine weite Lagune, deren trügerischer Schein oft Menschen und Vieh verlockte, und über dieselbe hinweg, gleichwie nördlich, zeigte sich wieder die unabsehbare Fläche der Pampa. Nach Osten zu, d. h. in unserer Richtung, zeigte sich in der Ferne eine scheinbar bewaldete Gegend, die, wenn sie wirklich bewaldet ist und keinen Trugschein bildet, aus stacheligen Akazien als Bäume, aus stacheligem Unterholz, aus Disteln und stacheligen Gräsern besteht, deren Laub von der Unmasse von Heuschrecken vollständig vernichtet wird, deren Stämme, Äste und Zweige durch die herrschenden Stürme im Bruch und füchterlichsten Zustande erscheinen, und unter deren Schatten, infolge dieser Verwüstung, weder Schutz noch Erfrischung zu finden ist, und unter denen, wenn man auch die Distelvegetation oder die der Kakteeen, die hier die Grundlage der Vegetation sind, übersieht, man den unbeschreiblich wirksamen Strahlen der Sonne in den sogen. bewaldeten Buschgegenden der Pampa, die übrigens sehr selten zu treffen sind, nimmer entgeht.

Gegen zwei Uhr war plötzlich mein Peon eine halbe Legua resp. 2 ½ Km. vor uns, als ich und der schweigsame Spanier einen Augenblick rasten und etwas aus unserem Speisesack, den er bei sich hatte, genießen wollten. Er hatte mein bestes Pferd, und ich mußte dem meinigen die Sporen geben, um ihn im Carrière einzuholen. Während dieses tollen Rittes verlor ich meinen kostbarsten Revolver, der geladen war. Ich holte den Peon freilich ein, stellte ihn zur Rede, ritt wieder zurück, um den Revolver zu suchen, und begegnete hierbei drei Reitern, unter denen ein Bube auf hohem weißen Roß sich befand. Als ich hierauf meinen Reisegesellschafter, den Spanier, traf und befrug, ob er meinen Revolver gefunden, so meinte er, daß einer der drei Reiter vom Boden etwas aufgehoben und unter das Hemd gesteckt habe. Ich kehrte sofort um und verfolgte die bisher im Schritte

Reitenden, die jedoch, als sie mich erblickten, im Carrière vorwärts eilten. Ich jagte ihnen nach, meinen zweiten Revolver zum Schutz in der Hand haltend, erreichte sie dank meinem hastigen Gaule, hemmte ihren Weg durch eine Volte und frug sie höflichst, ob sie meine Waffe gefunden hätten. Natürlicherweise war ihre Antwort eine verneinende, wonach ich sie bat, da sie Kinder der Pampa wären und dieselbe besser kennen als ich, zurückzureiten, und versprach zehn Pesos dem Finder der Waffe. Sie ließen uns den Buben und machten sich, obgleich ich deutlich meinen Revolver unter dem Hemde des Einen bemerkte, auf die Suche des Verlorenen. Bald kehrte der eine derselben, ohne abgestiegen zu sein, zurück, zog unter seinem Hemde meinen noch im Futteral liegenden Revolver hervor und forderte — zwölf Pesos. Ich richtete ohne weiteres meinen anderen Revolver, den ich in der Hand hatte, auf ihn, während ich ihm mit der andern Hand die zehn Pesos entgegenhielt, worauf er mir mein Eigentum gegen Empfang des Geldes auslieferte. Eine schöne Erziehung der Kinder hier im Lande, denn der Bube war mit im Spiel; übrigens schienen diese Leute, obgleich cavallierosartig, Banditen der Pampa zu sein.

Stadt und Gegend von San Luis. — Der Maskenaufzug. — Meine Wirtsleute. — Kein Bad. — Auf der Suche eines Peon. — Der schauerliche Ritt bis Mercedes. — Irritt in das Gebirge. — Fraya. — Marodeurtruppe. — Endlich ein Bach. — Luftspiegelungen. — Nachtlager unter Dachsen. — Räuber zu Gast. — Die Nacht in Dachsgruben. — Durch die Pampa. — Mercedes.

Um vier Uhr, nach zurückgelegten 6 Leguas vom sogen. Tropfen Wasser, erreichten wir endlich San Luis, einen durch Überschwemmungen in Trümmern sich befindenden Ort — was nach einer vollständig wasserlosen Strecke höchst sonderbar erschien. Die weit ausgedehnte Stadt war schmutzig wie alle Ortschaften des Landes. Wir hielten im Hotel La Union, welches ein Franzose hielt und in dem uns ein vorzügliches Abendessen, ein kühles Zimmer und für unsere Pferde genügend Luzerne gegeben wurde. Das Hotel war gefüllt von Offizieren und Beamten, die zum Kriegsgericht gegen die Anführer der Revolution erschienen waren. Die Strecke von Mendoza betrug 73 Leguas oder 365 Kilometer.

Am 9. Februar erwachte ich gekräftigt um 5 Uhr früh, und die Armseligkeiten der drei verflossenen Tage, eines unbeschreiblich mühevollen 81stündigen Rittes waren vergessen, nachdem ein Bad mich vollständig erquickt hatte. Die Nacht war wie gewöhnlich in der Pampa eine frische gewesen, denn auffallend ist hier der schroffe Gegensatz der treibhausartigen Temperatur des Tages mit dem herrschenden kalten Windzug in der Nacht, der der tropischen Hitze fast unerträglich rasch folgt. Im allgemeinen ist kein Winter in den Gegenden der Pampa; in der Umgebung von San Luis jedoch herrscht zur sogen. Zeit desselben der Wind von den Schneebergen, die sich in der Mitte der Pampa zwischen den Kordilleren und dem Atlantischen Ozean nördlich von San Luis erheben, an deren südlichem Abhang die Stadt liegt und die sie von Cordova trennen.

Die Lage der Stadt ist, für eine in der Pampa liegende, sehr schön. Von der nördlichen Seite ist sie vom pittoresken Gebirge umgeben, von der südwestlichen von Lagunen, die sich südlich ziehen, und von der Fernsicht der unabsehbaren Fläche der imposanten Pampa im blaugrünen Dunst, die man durchziehen muß, um Mendoza westlich oder Rio Quarto resp. Rosario östlich zu erreichen.

Es herrschte zu der Zeit in der Stadt das Allotria der Karnevalzeit und der ganze Ort befand sich in Aufregung, weshalb auch das Hotel natürlicher Weise außer Rand und Band war, und man kann sich kaum eine Vorstellung machen von der Wildheit und Sittenlosigkeit und namentlich von der Unsauberkeit, die die hiesige Bevölkerung entwickelt, an der man ohne zu irren den Typus der Bosheit und der Heimtücke erkennen mußte.

Gegen drei Uhr bewegte sich sozusagen die ganze Bevölkerung im sogen. Maskenaufzug zu Pferde und zu Fuß. Der Schwiegersohn des Besitzers des Hotels Nr. 1, in welchem ich wohnte, erschien zu Pferde als Signora, d. h. als Dame gekleidet, wild reitend auf stolzem, jedoch uraltem Krüppelgaul; ein Freund desselben erschien im Frack und unter einem gewaltigen Cylinderhut, auf einem unaufhörlich bockenden Esel, dem die Ohren durch ein rotes Tuch niedergebunden waren, und der ein tüchtiger Reiter sein mußte, da er sich trotz dem Bocken auf das Komischeste im Sattel hielt. Die Menge,

die die Begleitung dieser Herren bildete, zeigte zu Pferde und zu Fuß die mannigfaltigsten Verkleidungen mit Lumpen, Papier und Bändern, und alle waren mit Wasser und Schläuchen oder mit Wasser gefüllten Flaschen versehen, mit denen sie die Vorbeireitenden und Vorbeigehenden derb begossen und auch mich nicht verschonten, wodurch meine neue Alpacca-Kleidung vollständig verdorben wurde, da das Wasser eine unvertilgbare mineralische rotbraune Farbe besaß.

Kaufläden gab es in der Stadt nicht, nur hin und wieder zeigte sich eine Ekel erregende Bude, wo laut dem Schilde alles zu haben war, was der wilde und zahme Mensch forderte, in welcher jedoch nichts anderes zu finden war, als was man nicht brauchen konnte. Desto mehr zeigten sich lärmende Kneipen auf Schritt und Tritt, namentlich an den Ecken der Straßen, die gar keine Beleuchtung hatten. Wild und räuberisch erschien das Volk, mit sehr geringen Anforderungen in der Wahl seiner Bedürfnisse, wie auch an die Sittlichkeit. Meist zeigte es sich als Schwelger im viel essen und trinken, im schimpfen, im Diebstahl und im Raub gewandt, als gute, aber wilde Reiter, als unbarmherzige Schinder ihrer Tiere, und als schmutzig in Haus und Hof.

Der Wirt des Hotels, in welchem ich wohnte, war früher Concierge in Paris gewesen, seine Frau war eine gutherzige, jedoch derbe „Dame de la Halle“, seine Tochter eine liebe, recht hübsche, jedoch falsch erzogene Frau, während ihr Mann, der Schwiegersohn und Kompagnon des Hotelbesitzers, ein roher, kühner Gesell war, der, wie er mir sagte, in fünf Jahren hier Vermögen machen muß, wenn er auf den Karnevals nicht das Bein bricht, und der in Frankreich sein Leben alsdann gründlich genießen will; der Mann zur Ausführung dieses Entschlusses war er, da er in jeder Beziehung nichts scheute und im Redlichen und Unredlichen gleich bewandert war, Alles unternahm und Jeden zwang, zu thun, was er wollte.

Am 10. Februar trafen hier mehrere Diligencen ein, und vor unserer Thür, die auf den Hofraum mündete, war ein Lagerfeuer angezündet, um welches sich viele Offiziere und Beamte gesammelt, die einen schrecklichen Lärm machten, indem sie wetteifernd mit ihren kriegerischen Thaten während des Feldzuges und mit denen ihrer un-

tauglichen Soldaten prahlten. Ein Bad konnte ich leider an diesem Tage nicht nehmen, da der Bach, der durch den Hof floß und das praktische Bassin sonst füllte, eine andere Richtung erhalten hatte, wodurch der Behälter mit stagnantem Wasser und dick gleich einem Brei mit toten Heuschrecken gefüllt war.

Nach dem Frühstück ging ich auf die Suche nach einem Buben, der mich beim Weiterritt begleiten sollte, da mein bisheriger Peon, wie schon erwähnt, sich dem Kriegsgericht hier zu stellen hatte oder stellen sollte, denn es schien mir, daß er andere Absichten als die, sich dem Urteil zu unterwerfen, gehabt, indem er spurlos verschwunden war. Endlich fand ich in einer Hazienda außerhalb der Stadt einen in Lumpen gekleideten und an verschiedenen Stellen des Körpers bandagierten Jüngling indianischen Geblütes, der nach Rosario wollte und so gnädig war, die Aufforderung, mich dahin zu begleiten, anzunehmen.

Die Tageshitze in San Luis war die entsetzlichste, die ich je erlebt habe, und auch die meist mit Schilf oder harten Gräsern bedeckten Häuser gaben, obgleich sie finster gehalten sind, keine Kühlung. Einige Häuser sind auch mit Dachpfannen gedeckt, viele haben, wie bisher, ein flaches Dach, welches aus einem Geflecht besteht, das mit einem Gemisch von Mist und thoniger Erde überstrichen ist.

Abends um 6 Uhr ließ ich meine Pferde holen, liquidierte meine Hotelrechnung mit 5 Pesos und diejenige für die Weide der Pferde mit 2 Pesos, und wir ritten ab.

Das neue Licht des Mondes schien, als wir um 8 Uhr San Luis verließen, und eine erfrischende Briese nach einem kurzdauernden Gewitter machte den Ritt angenehm. Leider verirrte sich mein Wegweiser, der halbnackte Bursche, und wir mußten um 8 Uhr wieder zur Stadt zurück, um den rechten Weg einzuschlagen, und vorwärts ging es, nördlich den Bergen zu. Bald befanden wir uns inmitten des Gebirges, bei sehr wenig pittoresker Gegend, durchritten den Rio Quarto oder seine zahlreichen Nebenflüßchen mehrfach und erreichten nach bedeutender Steigung einen vollständig ausgangslosen Punkt, der ähnlich einer Räuberhöhle war und unwillkürlich vermuthen ließ, daß mein Bursche ein höchst unsicherer Patron sein müsse. Wir kehrten hierauf zurück

bis zu einer Hazienda, die wir um 1 Uhr in der Nacht erreichten und wo wir die Erlaubnis erhielten, unsere Pferde in den grasarmen Potrera zu thun und uns zur Nachtruhe auf dem steinigen Wege auszustrecken.

Am 11. Februar um 5 Uhr morgens sattelten wir unsere infolge des Grasmangels von San Luis mageren, sozusagen träumerischen Pferde, und mußten fast bis zur Stadt wieder zurück, da wir uns von neuem verirrt hatten, bis wir endlich nach steilem bergauf und bergab einen steinigen Pfad erreichten, der uns um 8 Uhr endlich auf die richtige Spur führte.

Um 10 Uhr erblickten wir endlich als Zeichen der Sicherheit unserer Richtung Fraga, die sogen. Station der Messagerias (Postkutsche), d. h. die Stelle, wo eine Unmasse wilder Pferde eingezäunt waren und die eine kleine Hütte bezeichnete.

Wir rasteten, kräftigten uns mit etwas Käse, Brot und einem Schluck Kognak pro Mann, und nach 5 Minuten brachen wir wieder auf. (Gegenwärtig ist Fraga Eisenbahnstation der Rosario-San Luis- oder Mendoza-Bahn.)

Zahlreiches Militär außer Rand und Band, teils zu Fuß, teils reitend, holten wir ein oder begegneten ihm auf der an Furchen reichen Spur. Die Soldaten machten mehr den Eindruck von Marodeuren als wie von Gliedern einer regulären Truppe. Die Fläche der Pampa war hier grüner als bisher durch harte Sumpfgräser oder durch stacheliges, sehr niedriges Akazien- und Mimosengestrüpp. In den tieferen Stellen, die sich hin und wieder in der Fläche zeigten, fand man eine recht mannigfaltige Kräuterflora in duftender Blüte. Das Terrain bildete teils harter, durch vehementen Regen festgedrückter humusreicher Sand auf thonhaltigem Untergrund, daher stark zerrissen, teils lockerer, für die Pferde höchst ermüdender Staubsand. Zahlreiches und mannigfaltiges Wild zeigte sich, namentlich auffallend große Hasen und Rehe, auch Füchsen begegneten wir.

So gings vorwärts durch die endlose Fläche in kurzem Paß unserer hungrigen Pferde. Vor uns in der Ferne zeigte sich der blaugraue Dunst, welcher den Horizont der Pampa bildet, die in jeder Beziehung an die Steppe des südlichen Rußland erinnerte. Kein Wasser,

keine Flüsse waren zu sehen, nur Grasflächen harter Gewächse oder Flächen mit niedrigem Strauchwerk zeigten sich abwechselnd in der Kümmerlichkeit ihrer Erscheinung. Gleich der Ewigkeit lag die Fläche vor uns, keine Hütte war zu sehen; nur Karawanen der zweiräderigen Frachtwagen mit auffallend großen Rädern und mit bis 16 Ochsen bespannt, einige Reisende zu Pferd und Banditen boten hin und wieder Abwechslung. So ging es vorwärts bis 1 Uhr, wo sich ein steiler Uferzug eines Baches zeigte und wir um 2 Uhr den Fluß Rio Quinto erreichten, wo wir selbstverständlich unsere ermatteten Pferde wie uns selbst gründlich labten, da wir einen Fluß erst annähernd 2 Leguas vor Mercedes wieder treffen und durchreiten sollten.

Nachdem wir unsere Pferde getränkt und unsere Schläuche mit dem gelben Wasser gefüllt hatten, ritten wir weiter. Das steile Ufer des Flusses allmählich verlassend, sahen wir hin und wieder in weiter Ferne Wasser, als köstliche Lufterscheinungen, sogar einen großen See, dessen Ufer teilweise grünes, teilweise sandiges Gebirge oder einen langen Waldstrich üppiger Bäume bildete.

Seit wir den Fluß verlassen hatten, nahm übrigens die Mannigfaltigkeit des Wildes, namentlich diejenige des Geflügels zu, um 4 Uhr begann das Gestrüpp stämmiger zu werden, und wir erreichten bald darauf eine Art Hain, in dessen Nähe unsere Pferde uns ihren Dienst versagten.

Ich entschloß mich demnach, an dieser Stelle, 24 Leguas von San Luis, 7 Leguas von Mercedes, die Fuerte viego (alte Redoute) genannt wurde, zu rasten. Wir lagerten abends gegen 6 Uhr unter einem dornigen Strauch inmitten zahlreicher Dachsgruben.

Mein Mossa machte sich mit den Pferden nebst zwei Flaschen, die er mitnahm, zum Wasser auf und kehrte erst um $^1/_2$8 Uhr zurück, und mein Reisebegleiter, der Spanier, warf sich sofort auf die mitgebrachten Flaschen und hätte sie beide ausgeleert, wenn ich nicht energisch ihm Einhalt geboten hätte. Unser Abendmahl bestand aus Käse, Brot, Kognak und Wasser, welches wir auf dem Feuer heiß gemacht hatten.

Wir waren gerade mit dem Kosten unseres Grogs beschäftigt, als drei martialische Reiter auf guten Pferden erschienen, uns be-

grüßten, und sich bereit erklärten, ebenfalls in unserer Gesellschaft zu rasten. Sie rauchten von meinen Zigarretten, tranken von meinem für uns kaum zureichenden Grog mit freundlicher Gebärde, befrugen uns über unsere Vergangenheit und Zukunft und musterten uns und den Zustand des Gepäckes überaus aufmerksam. Es erwies sich durch den Buben, der sie erkannte, daß es edle Banditen, d. h. Cavallieros der Pampa waren, die auf die reisenden Viehhändler und Metzger lauerten. Wir sahen ihnen zu zerlumpt aus, unsere Pferde erschienen ihnen zu matt, unsere Mahlzeit zu armselig, und unsere Waffen erregten bei ihnen gar keine Gelüste, so daß sie uns bald ihre Aufmerksamkeit entzogen, und wir suchten, so gut ein jeder sich einrichten konnte, in großer Gesellschaft die Ruhe.

Mit meinem Poncha bedeckt lag ich jedoch schlaflos und dachte in den sternenfunkelnden Himmel blickend an die Heimat, und ich muß gestehen, auch an einen gut gedeckten Tisch, denn mein Magen war mit seiner stiefmütterlichen Behandlung in der letzten Zeit fühlbar unzufrieden. Die Schlaflosigkeit wurde teilweise durch den Gedanken an die unerbetene Gesellschaft, in der wir uns befanden, hervorgerufen, hauptsächlich jedoch durch das unbeschreibliche Gewimmel verschiedenartigster fliegender, kriechender, stechender oder kneifender Insekten meiner Lagerstelle. Erst das Schnarchen meiner Umgebung wirkte allmählich sozusagen ansteckend auf meinen Geist, es verwirrten sich bald meine sehr mannigfaltigen Gedanken, und ich verfiel aus den wachen Träumen in diejenigen des Schlafes.

Am 12. Februar erwachte ich um vier Uhr nach einer fabelhaft unruhigen Nacht. Wie schon erwähnt, lagerten wir im unumschränkten Bereiche der Dachse, die über unsere Frechheit sehr erstaunt zu sein schienen, da wir ihre Heimstätte zur Rast gewählt hatten. Sie erschienen nämlich zahlreich aus ihren Höhlen, hielten Rat und heulten im Chor, um hierauf auf das komischeste ihre gegenseitige Liebe und den Akt ihrer Begattung mir zu zeigen, was man unter den Dachsen zu sehen nicht oft die Gelegenheit hat.

Um fünf Uhr am Morgen waren wir zu Roß, nachdem die drei freien Ritter der Pampa schon in der Nacht, ohne uns zu wecken, fortgeritten waren. Die Strecke bis Mercedes, sieben Leguas = 35 Km.,

bildete eine meist bewachsene Fläche bis sieben Uhr, als wir den seichten, jedoch breiten Rio Quinto durchritten, wonach unter Mais bebautes Land bis um neun Uhr sich zeigte, als wir vor dem einzigen Hotel in Mercedes einkehrten, welches zwei wilde Franzosen hielten. Das Hotel nannte sich „De la Paz“ (zum Frieden), der Besitzer war ein Signor Cära Sollorenzo, ein Italiener, und der Pächter desselben Monsieur Jules L. Letoque.

Das weit ausgedehnte Mercedes hatte 3000 Einwohner, seine Häuser waren infolge der oft stattfindenden Erdbeben, wie übrigens im allgemeinen hier im Lande, einstöckig und meist aus gestampften Erdquadern erbaut. Die Dächer waren mit hartem Grase oder Schilf, auch teilweise mit Dachsteinen gedeckt. Fast ein jedes Haus war mit Pappeln und Sträuchern schattig umgeben, und zwar mit umfangreichen Anlagen, da Grund und Boden hier billig war. Die Stadt rechnete auf eine Blüte durch die Vollendung der im Bau begriffenen Bahn, die die Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ozean via Mendoza bewerkstelligen sollte. (Gegenwärtig ist sie bis San Luis vollendet.) Unsere Pferde fanden hier gutes Futter, wir wurden vortrefflich beköstigt und erhielten, was mir seit Peru zum ersten Male vorkam, etwas Grünes zum speisen (Gemüse und Salat).

Von Mercedes aus waren noch 39 Leguas oder 195 Km. bis zur Stadt Rio Quarto, und auf dieser Strecke sollten nur, wie man behauptete, zwei Mal Wasserstellen zu treffen sein, und zwar eine zwölf Leguas von Mercedes entfernt, und alsdann die zweite erst $2^1/_2$ Leguas vor Rio Quarto am Rio del Sur. Daher entschloß ich mich, in dem nichtssagenden Orte den Tag zu verbringen, um meinen Pferden, die wunde Rücken hatten, Erholung zu gönnen.

In der Nacht vom 12. zum 13. Februar entlud sich ein starkes Gewitter als Vorbote der kommenden, und da um fünf Uhr der Himmel noch drohend bewölkt war, so konnte ich an einen frühen Aufbruch nicht denken und mußte eine günstigere Wendung der Witterung abwarten. Während unseres hiesigen Aufenthaltes erwies sich mein Reisegefährte, der Spanier, den ich bisher als Hypochonder angesehen hatte, als vollständig irrsinnig, er hielt jedermann an, demselben, gleichwie mir, beständig seine Papiere vorweisend und versichernd, daß kein

Grund zu seiner Verfolgung vorhanden sei, da er ein rechtschaffener Mann wäre, und das Spaßhafteste hierbei war, daß diese Dokumente meist unbeschrieben oder vollständig wertlosen Inhaltes waren; keine angenehme Entdeckung bei einem Reisegefährten durch die öde Pampa.

Von Mercedes bis Rio Quarto. — Der Sturm in der Pampa. — Nachtlager bei Wolkenbruch und Sturm. — Mein Peon als Sonderling. — Durch die Überschwemmung. — Charakter der Pampa. — Hagel, Blitz und Donner. — Die Sonne trocknet. — Während der Nacht Wolkenbrüche. — Am Ufer des Rio del Sur. — Ankunft in Rio Quarto.

Um acht Uhr klärte sich der Himmel, und um drei Uhr verließen wir Mercedes und waren bald hierauf wieder in der unabsehbaren Fläche und bald auch außer Sicht der Stadt. Der Horizont zeigte sich als wir abritten im Umkreis dunstig, bald darauf sammelten sich schwere Gewitterwolken, die jedoch, als am Abend der Mond aufging, sich zu verziehen schienen. Das erste Viertel beleuchtete wirklich geisterhaft die Fläche, nachdem der blasse rosafarbige Sonnenuntergang uns schon ein Prachtschauspiel der Beleuchtung geboten hatte.

Im scharfen Trab ging es in östlicher Richtung vorwärts. Unsern sogen. Weg bildeten zwei tiefe Geleise, die die kolossalen Räder der hiesigen zweirädrigen Frachtkarren, welche sie immer von neuem benutzten, gebildet hatten. Die Mosquitos belästigten uns fast australisch unerträglich, als die bisher herrschende kühle Brise nachließ und eine erdrückende Luft an ihre Stelle trat, die scheinbar sich verziehenden Gewitterwolken wieder am Horizonte erschienen und mit ihnen die Natur der Fläche fast lautlos wurde. Die Gewitterwolken trennten sich in vier Teile und nahmen, wild wetterleuchtend, jeder Teil im Kreise des Horizontes eine entgegengesetzte Richtung. Der südliche, obgleich kleinste, wild und in grellen dunklen Farben spielend, schien der mächtigste zu sein und zog rasch gegen die dunklen und langsam sich wälzenden Wolken des westlichen Teiles. Um neun Uhr, als wir eine langgestreckte Schlucht, welche die Fläche an einer Stelle bildete, erreichten, trafen wir in derselben die von Mercedes zwölf Leguas entfernte Pfütze. Es wurde dunkel und so finster, daß ich meine vor die Augen gehaltene Hand nicht sehen konnte, daher verirrten wir uns auch bald,

zogen mindestens eine Stunde hin und her durch die Schlucht mit ihren steilen Böschungen, ohne einen Ausweg finden zu können, bis wir endlich rückwärts kehrend ein schwaches Feuer erblickten und ein Zelt erreichten, welches in einem Marmorbruch sich befand. Ein wütender Hund weckte den Bewohner desselben, der schlaftrunken erschien, uns jedoch unsere Richtung anwies.

Kaum war die steile Wand der Schlucht erstiegen, so erhob sich ein Sturm, dessen Wucht nicht zu beschreiben ist. Spitze, scharfe, kantige Sandkörner zogen durch die Luft, unsere Haut arg verletzend, kaum daß man das Auge hin und wieder öffnen konnte. Blitz folgte auf Blitz unter endlosem Donnern, und ein durch das ganze Firmament zuckendes Wetterleuchten machte aus demselben ein wahres Feuermeer, welches von Feuerwolken umgeben war. Finster war es, daß man nichts sah und daß wir uns gegenseitig unsere Nähe durch Rufen bemerkbar machen mußten.

Während des schauerlichen Rittes stießen wir nach mindestens einer halben Stunde, im richtigen Sinne des Wortes, auf einen einzelnen Baum, den ein schlangenartig längs dem Boden sich ziehender Blitz momentan beleuchtete. Es war eine dornige Mimose, die ein ziemlich reiner Boden umgab. Wir fesselten die Pferde mit dem Lasso, ließen sie frei in die Fläche und lagerten uns selbst unter dem Baum. Es fielen senkrecht schwere große Tropfen, und ich war gezwungen, meine beiden Satteltaschen, in welchen sich meine Tagebücher befanden, um sie vor Nässe zu schützen, in meinen Plaid zu wickeln. Zum Nachtessen kam es nicht, da wir der Nässe wegen kein Feuer anmachen konnten und auch kein Holz vorhanden war, daher legte ich mich nüchtern auf mein durchnäßtes Sattelzeug und bedeckte mich mit meinem Poncho.

Nicht nur Regen, sondern ein unendlich erscheinender Wolkenbruch folgte bei heulendem Sturm, beständigem Blitzen und unaufhörlichem Donner, immer heftiger werdend bis 2 Uhr. Endlich erschienen wieder die Sterne und an Stelle des Sturmes trat ein noch ziemlich heftiger Wind, den ich, immer auf- und niederschreitend, zum Trocknen meiner durchnäßten Kleider benutzte. Um $^1/_2$ 3 Uhr erhob sich der Sturm wieder und ein zweites Gewitter mit noch gewaltigerem Wolkenbruch

zwang mich, unter einer Bedeckung mich mit meinem Indianer zu bergen, welcher nur ein halbes Hemd und eine halbe Hose anhatte und jämmerlich fror, und dem ich daher meine Decke überlassen hatte.

Hier finde ich es an der richtigen Stelle, diesen sonderbaren Kauz von echtem Indianer näher zu beschreiben: Klein an Wuchs, mit pechschwarzem, gekräuselten Haar, mit auffallend malayischem Typus, treu, man konnte sagen: gleich einem Hunde, mit einer Binde, die um die Stirn gewunden war, einer Binde quer über die letztere, die Kinnbacken umhüllend, die wund waren, einer Binde um den Hals, der wunde Stellen besaß, einer Binde um den linken Oberarm, um eine Wunde zu bedecken, und mit zwei Binden am rechten Fuß über eiternden Stellen. Sein Hemd — er besaß nur eins — bestand aus einem Ärmel und war zerfetzt; er trug den Ärmel abwechselnd an einem Tage auf dem rechten, am andern Tage auf dem linken Arm, je nach der Seite, die er in meiner Begleitung wählte; desgleichen wechselte er mit seiner nur ein Bein bekleidenden Hose, desgleichen auch mit dem Stiefel, den er besaß, der nicht als Paar, sondern als Alleindastehender sich in seinem Besitze befand. Dazu war er von einer bemerkenswerten Schweigsamkeit und besaß eine auffallende Gabe, auf meinen Blick hin meine Wünsche zu errathen; auch verließ mich der seinige fast nie, sodaß ich mich oft unheimlich unter seiner beständigen Kontrole fühlte.

Bis 5 Uhr wütete das Unwetter in seiner vollen Pracht und Schauerlichkeit, wie man sie nur in der Pampa treffen kann. Wer die Vollständigkeit eines Gewittersturmes erleben will, kann sie nur in der Pampa oder in Australien treffen, gleichwie Vollständigkeit der Sandstürme nur in den Wüsten Afrikas, Arabiens oder in Australien zu finden ist.

Am 14. Februar sattelten wir um ½6 Uhr unsere noch gründlich nassen Pferde, trotz wundem Rücken, mit dem feuchten Sattelzeug, eine Tierqälerei ähnlich derjenigen, welche die hiesigen Gauchos so oft zeigen, aßen etwas Salami mit Brod, tranken einen Schluck Kognak mit einem Stück Zucker, welcher notwendig ist, um den durch das Reiten angegriffenen Magen zu beruhigen, und vorwärts ging es über die nicht nur baum-, sondern auch strauchlose, durch das Büschelgras jedoch üppig grüne Fläche, bei klarem Himmel und infolge des

Gewitters frischer Luft. Der Weg, d. h. das Terrain, denn von einem Wege kann in der Pampa keine Rede sein, war hart, obgleich wir durch eine den Boden überströmende Überschwemmung ritten. Den Weg bildeten die Furchen der zweiräderigen Karren, die in der Finsternis für die Pferde sehr unbequem waren.

Einförmig ist die Pampa im höchsten Grade und doch schön, da sie, trotz der Einförmigkeit ihrer Konstellation und ihrer kaum nennbaren Vegetation, doch Abwechslung in den Naturerscheinungen der Elemente hat, als z. B: die prachtvollen, zahlreichen, überaus täuschenden Luftspiegelungen, alsdann das Spiel der Winde, die Gewitter, die Überschwemmungen u. s. w. Mannigfaltig zeigt sich das Wild, welches eine auffallende Furchtlosigkeit charakterisiert. Die hauptsächlichsten Geschöpfe der Pampa bilden Fasanen und der Strauß, sehr wenig Raubvögel, viele Rehe, Hasen, Füchse und Dachse, letztere nur stellenweise, jedoch in Schaaren, wo alsdann durch die charakteristischen Öffnungen ihrer Gänge sich faktisch ein kleines Miniaturgebirge bildet; auch der furchtsame amerikanische Löwe, der Puma, zeigt sich, jedoch selten, auf der Spur, die die sogen. Landstraße der Pampa bildet.

Die Sonne brannte im richtigen Sinne des Wortes, und unser Wasser war zu Ende, da der kranke Spanier viel von dem wenigen, das wir mithatten, genoß. Um 12 Uhr rasteten wir eine halbe Stunde, ließen die Pferde unter dem Sattel in der graslosen Wüste grasen, kräftigten uns mit Salami, Brot und Kognak und ritten um $^{1}/_{2}$1 Uhr weiter.

Um 3 Uhr erreichten wir bei wieder dunkel sich sammelnden Gewitterwolken einen kleinen Bach mit kaum fließendem Wasser, trotz den Wolkenbrüchen der vergangenen Nacht. Wir tränkten unsere Pferde mit dem schleimigen, warmen, gelben Wasser, spülten uns den Mund und ritten durch die schluchtartige Vertiefung des Flusses in Sicht der ersten Hütte seit Mercedes. Gleich darauf begann es zu blitzen mit heftigem Donner, und wir wurden durch einen Wolkenbruch mit Hagel überrascht, dessen Körner von der Größe einer Wallnuß waren, und vertikal mit einer derartigen Wucht niederfielen, daß wir blaue Flecken davontrugen. Meinen Kopf schützte mein elastischer Panamahut, den

ich sonst zusammen gerollt in meiner Satteltasche barg, jetzt aber über meinen Filzhut aufgesetzt hatte. Die Pferde wurden unruhig, da der Hagel bis 4 Uhr währte, ohne daß wir weder für uns noch für die Tiere einen Schutz finden konnten, da kein Baum noch Strauch zu sehen war. Ich war durchnäßt, meine Stiefel voll Wasser, und nur meine Satteltaschen waren, da ich über dieselben, um meine Tagebücher zu schützen, meinen wasserdichten Poncha gelegt hatte, noch halbwegs trocken.

Um 4 Uhr schien die Sonne wieder und sandte uns ihre verdoppelt sengenden Strahlen. Die ganze Fläche, so weit das Auge blicken konnte, bildete einen See mit strömender Bewegung. Wir ritten im Wasser, unsere Pferde bis an die Kniee in demselben. Die Luft war nach dem Hagel eine fast frostige. Um 6 Uhr hatte mich die Sonne wieder vollständig getrocknet, mit Ausnahme meiner Füße in den hohen Stiefeln, in denen noch ein beweglicher Rest von Wasser zu spüren war. Um 7 Uhr erreichten wir das Zeltlager der Arbeiter der Bahn, die nach Mercedes zu gebaut wurde, wo wir uns mit schwärzlichem Wasser labten.

Um 8 Uhr versagten unsere Pferde vollständig den Dienst. Wir lagerten in der Pampa bei schönem Mondlicht, jedoch bei wieder drohend aufsteigenden Gewitterwolken mit starkem Leuchten, und nach einem eiligen Genuß von Salami und Brot, ohne Kognak, den wir nicht mehr hatten, streckten wir uns auf dem harten, nassen Boden auf einer erhöhten Stelle mit der Absicht nieder, erst am folgenden Morgen zu erwachen. Das sollte nicht geschehen, da wir durch Blitz, Donner und Wolkenbrüche bald barsch geweckt wurden und unsere Habseligkeiten und uns selbst vor dem Unwetter zu schützen suchen mußten.

Am 15. Februar erhoben wir uns morgens nach einer schauerlich verbrachten Nacht gänzlich durchnäßt, obgleich die Decke, die mich und den Indianer gemeinschaftlich schützte, eine ziemlich undurchdringliche war.

Wir sattelten um 4 Uhr und ritten bei Sonnenaufgang ohne Frühstück ab. Der Himmel klärte sich bald vollständig, aber die grüne, sanft sich wellende Fläche war infolge der Wolkenbrüche ein

See, und die Pferde hatten schweres Gehen in den jetzt aufgeweichten Furchen, die den Weg bildeten. Die Atmosphäre war jetzt noch mehr abgekühlt und mein Thermometer zeigte um 6 Uhr nur 65° Farh. Endlich, um 7 Uhr, erreichten wir den langersehnten Rio del Sur, einen Nebenfluß des La Plata. Es blieben uns nur noch $2^1/_2$ Leguas bis Rio Quarto, und ich freute mich auf die Ankunft, da unsere Pferde müde und matt waren und ich der Gesellschaft des Spaniers recht überdrüssig wurde, da dessen Irrsinn mit dem Erscheinen der Gewitter zunahm.

Nachdem wir das seichte Gewässer verlassen hatten, zeigte sich um 9 Uhr eine noch jugendliche Pappelvegetation, Mais und Gemüseanbau im üppigsten Wuchse, und 15 Minuten nach 9 Uhr war ich meiner Erlösung von den Tantalusqualen der Reise nahe, in der Stadt Rio Quarto, die man erst wahrnimmt, wenn man schon im Centrum derselben sich befindet, denn sie liegt tief in der Fläche und ist umgeben von dichtgepflanzten Pappeln.

Wir hielten vor dem „Hotel de Paris", und meine erste Frage war: „Herba pur los cavayos", d. h. Gras für unsere Perde, alsdann Essen für uns, und ein Zimmer. Ein Zimmer wurde uns bald angewiesen, welches kühl, gleichwie alle in den Häusern des Landes war, welches einen Steinboden hatte und in welchem halb zerbrochene Bettstellen, sonst keine Möbel standen. Für die Pferde war kein Gras zu haben, unsere Mahlzeit war unter aller Kritik schlecht und der Wirt des Hotels ein erzgrober Mensch. Daher verließ ich sofort das Haus und zog in das „La Paz Hotel".

Rio Quarto bei Trommelgewirbel. — Zimmer ohne Möbel. — Pferdeverkauf mit Vorteil. — Aribondo gefangen und befreit. — Schicksal eines Photographen. — Das Indianerlager. — Das Kriegsgericht. — Von Rio Quarto bis Rosario. — Der La Plata.

Die Stadt war an diesem Tage in größter Aufregung, denn das Bataillon Rio Quarto, dessen ich auf meiner Reise schon erwähnt, welches die letzte Schlacht gegen die Revolutionären gewonnen und während derselben den Anführer der letzteren, General Aribondo, gefangen

genommen, zog feierlich, geführt durch General Rocca, den gegenwärtigen Präsidenten der Republik, in die Stadt. Mit Trommelgewirbel marschierte das fast nur aus Knaben bestehende Bataillon ein und machte daher einen fast lächerlichen Eindruck; nur der ebenfalls noch jugendliche General an der Spitze trug den Stempel des Selbstbewußtseins und des Stolzes. Die Stadt war nur stellenweise beflaggt und kennzeichnete bei dieser Gelegenheit auffallend ihre Sympathie für die revolutionäre Sache und den Anführer derselben, zu dessen Verurteilung sich in Rio Quarto das Kriegsgericht versammelt hatte. Viel Volk war auf der Plaza versammelt, an welcher das Hotel, in dem ich eingekehrt war, und die hüttenartigen Kasernen der Truppen lagen. Das wirkliche Kasernengebäude war nämlich zum Neubau niedergerissen worden. Als die Truppe den Platz erreichte, schrie eine demonstrative Stimme dreimal laut: „Vive General Rocca!" in die Menge hinein, die jedoch vollständig stumm blieb, nicht ein Einziger schloß sich dem Rufe an — still verzog sich das Bataillon in die Kasernen, und mit bemerkbarem Ärger, jedoch stolz, der General Rocca in das Hotel La Paz.

Die Stadt ist klein und kaum als eine solche zu nennen, und macht einen in jeder Beziehung unsaubern Eindruck. Die Bevölkerung charakterisiert das deutliche Gepräge der Verkommenheit und der Bosheit. Die Beköstigung im Hotel war gründlich schlecht; das Zimmer, welches mir angewiesen wurde, hatte, wie alle in demselben, fast gar keine Möbel, erbärmliche Bettstellen, und die Oberlage bildete ein dünnes durchsichtiges Zeug, über welchem sich die Grasbedeckung des Hauses sehen ließ. Die unverschließbare Thür des Zimmers, als einzige Öffnung desselben — da landesüblich kein Fenster vorhanden war — mündete auf den Hofraum, der gefüllt mit Hühnern, Enten, Pferden, Mist und Unrat war und in dessen Mitte der Reisewagen Seiner Exzellenz sich befand. Die Diele des Zimmers, welches ca. 9 □' groß war, bildete ein Steinpflaster und ich bewohnte es mit dem tollen Spanier, über dessen faktischen Zustand ich nicht recht klar werden konnte und der mich wie ein Schatten, gleichsam als ob er meine Hilfe in Anspruch nehmen wollte, verfolgte. Der Wirt des Gasthauses war ein Franzose, ein überaus eingebildeter Politiker,

seine Frau war auffallend hübsch, jedoch schweigsam, und seine lebhaften Kinder schwarzäugig und sehr anmutig.

Die Stadt durchwanderte ich, und das gründlich, in zehn Minuten, ein Beweis ihres kleinen Umfanges. Freilich umgaben den Kern derselben außerhalb gelegene Hütten, die weitläufig von einander lagen und mehr landwirtschaftliche Wohnungen darstellten, da sie kleine Felder umgaben und sie nur stellenweise kleine Komplexe bildeten.

In der Nacht vom 15. auf den 16. Februar regnete es wieder gründlich und auch in mein Zimmer hinein, so daß meine zum trocknen aufgehängten Gegenstände, obwohl unter Dach, wieder durchnäßt wurden.

Den Morgen benutzte ich, um Käufer für meine Pferde zu suchen, erhielt denn auch für jedes 20 Pesos fuerte, und für mein Sattelzeug 24 Pesos. Zum Abschluß des Geschäftes mit dem Käufer mußte ich zur Polizei, um mir von derselben einen Erlaubnisschein zum Verkauf ausstellen zu lassen. Hier hatte ich die Gelegenheit, die charakteristische Eigenmächtigkeit der hiesigen Richter gegen zwei Männer kennen zu lernen, indem man nur den Kläger hörte und das Urteil ohne weiteres fällte, und als der Verklagte reden wollte, ihn mit dem Worte „basta“ abwies. Partei und Geld macht hier im Lande alles, wo übrigens das Verbrechen nicht als Schandthat angesehen wird, denn die Grenze zwischen Redlichkeit und Unredlichkeit ist hier eine sehr schwankende und hängt nur vom Parteigeist und von der Bestechlichkeit ab. Als z. B. Aridondo gefangen wurde, wurden in Rio Quarto sämtliche Verbrecher frei gelassen, und unter andern auch eine Mutter, die ihr Kind erschossen hatte. Wie weit die Verkommenheit der Bevölkerung der argentinischen Republik geraten ist, beweist die fahrlässige Erziehung ihrer Kinder, und ein charakteristisches Beispiel ihrer rohen Erziehung liefert das Schlachthaus in Buenos Ayres, in welchem ca. 800 Tiere täglich geschlachtet werden. Den Schlachtplatz umgiebt nämlich eine niedrige Umzäunung, auf welcher Knaben sitzen und das durch den engen Gang vorbeiziehende Vieh mit Messerstichen zu töten suchen.

Im Gasthause befanden sich sämtliche Glieder des Kriegsgerichtes, die während der Mahlzeiten sich lebhaft über Politik, über das Kriegs-

gericht und über die Verurteilung Aridondos unterhielten, ohne die Gegenwart Fremder zu berücksichtigen. So vernahm ich durch dieses Gespräch, daß der gefangene General seinen Wächtern entwischt sei, daß sie jedoch hofften, seiner wieder habhaft zu werden, da sie erfahren, daß er am Tage sich in den Maisfeldern der Umgegend aufhalte und die Nacht in Rio Quarto bei einer Dame verbringe, wo man ihn in der folgenden Nacht fassen wolle. Mein Spanier war zugegen, als sich die Herren diese Mitteilung machten, und verschwand nach der Mahlzeit für immer, denn ich sah ihn nicht mehr wieder, und das Merkwürdigste war, daß er sein Pferd und seine sieben Sachen im Stich ließ. Unwillkürlich erwachte in mir die Überzeugung, daß sein Irrsinn nur ein fingierter, und daß er ein Spion Aridondos war, denn bevor er mich für immer verließ, bat er mich, das Gehörte einem hiesigen deutschen Photographen aus Berlin mitzuteilen, den ich schon kannte und am Nachmittag besuchte. Kaum hatte ich ihm die erfahrene Nachricht mitgeteilt, so erhob sich auffallend schleunig seine liebenswürdige, jedoch nervenkranke Frau und verschwand. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieses die Ursache, daß Aridondo entkam.

Dieser Photograph nebst seiner hochgebildeten Frau und seinem allerliebsten Kinde, einem Mädchen mit goldblondem Haar, gehörte zur Gattung der Unglücksmänner in der Welt. Er war tüchtig in seinem Fach, hatte mit vieler Mühe und bedeutenden Entbehrungen ein kleines Vermögen erworben und verlor dasselbe durch Feuer in Chile. Nachdem er wieder gespart, verlor er das Wiedererworbene durch Überfall und Plünderung, und als er sich abermals emporgearbeitet, war er endlich im Begriff Chile zu verlassen und anderwärts sein wiedergesammeltes kleines Vermögen zu genießen, — da litt er Schiffbruch nach 65tägiger Reise am Kap Horn und verlor wieder alles, was er hatte, befand sich jedoch zu meiner Zeit auf dem Wege zum Wohlstand und flößte mir daher volle Achtung ein.

Eine zahlreiche Truppe Indianer lagerte vor Rio Quarto, um ihre Straußfedern zu verkaufen, die sie pro Stück für vierzehn Reale anboten. Auffallend war die Ähnlichkeit ihres Typus mit demjenigen der Kleinrussen. Ich teilte unter ihnen Brot aus, welches für sie ein

Leckerbissen war, da sie sich sonst nur mit an der Luft getrocknetem Fleisch (Dürrfleisch) nähren. Auffallend war der kräftige nervige Schlag der Leute und ihr aufgewecktes Wesen, viel aufgeweckter und lebensfrischer als jenes der Indianer in Chile und Peru.

Am 17. Februar verbreitete sich öffentlich die Nachricht, daß Aridondo entwichen sei, und hierauf die unverkennbare Freude der Bewohner der Stadt und der Schreck der zum Kriegsgericht versammelten Herren. Am Abend fand ein gründlicher Tumult statt, der bis zur Schlägerei, sonderbarer Weise zwischen Polizei nnd Soldaten ausartete, während welcher zwanzig Mann verwundet wurden, von denen zwei Polizisten sogar tödlich. Dieser Krawall entstand nämlich dadurch, daß die Polizei den Soldaten zurief: „viva medio volta!“ Der Chef des Bataillons hatte während einer Schlacht kommandiert: „Kinder, die Kugeln kommen hier, daher kehrt, medio volta“, und dieses wurde ein Stichwort gegen das Bataillon. Hieran sieht man den klaren Beweis der kinderhaften Zucht des hiesigen Militärs, welches nur aus zusammengewürfelten Individuen verschiedenartigster Nationalitäten und jugendlichen, höchst abenteuerlichen Charakters bestand, und auch den Beweis des kinderhaften Geistes der hiesigen Bevölkerung und der, sozusagen, Bagatellwirtschaft der Regierung. Während dieser Revolution, die sich nur auf eine persönliche Gehässigkeit gründete, waren die Hauptelemente: der die Revolution anführende General Aridondo und der die Truppen der Regierung anführende General Rocca. Ersterer war zur Zeit 46 Jahre alt, hatte einen starken Anhang im Lande, war begabt, jedoch durch sein schwelgerisches Leben kränklich, der andere 32 Jahre alt, voll jugendlichen Übermuts und stolz, in seiner Persönlichkeit aber liebenswürdig und hervorragend.

Am 18. Februar war ich um fünf Uhr schon bereit, an diesem Tage den nur zweimal wöchentlich abgehenden Zug nach Buenos Ayres zu benutzen, ohne meinen Reisebegleiter wiederzusehen, der mit dem Verschwinden Aridondos verschollen war.

Ich löste mein Billet I. Klasse gegen fünfzehn Pesos; die II. kostete zehn Pesos und eine III. gab es nicht. Die Bänke der ersten Klasse bildeten Strohgeflechte, die der zweiten Holz. Der Bahnhof

war im höchsten Grade primitiv erbaut, befand sich außerhalb der Stadt, und ein altmodischer Wagen führte mich rüttelnd und schüttelnd gegen einen Pesos zu demselben.

Um sechs Uhr verließ der Zug Rio Quarto und um 6 Uhr 10 Min. überfuhr er die Brücke des gleichnamigen Flußes, dessen Gewässer infolge des beständigen nächtlichen Regens recht angeschwollen war. Unsere Umgebung bildete die unendlich erscheinende Pampa. Um $^1/_2$8 zeigten sich, gleichwie Oasen, Baumgruppen, die durch Wurzelschößlinge strauchartig erschienen. Um 7 Uhr 35 Min. hielten wir vor der Station „General Cabrera Allegada", 56 Km. von Rio Quarto, mit kleinem Stationsgebäude, in welchem drei kleine Zimmer, die nicht größer waren, als wie gewöhnlich die No. 100 oder 00 bei uns sind, sich befanden. Um 7 Uhr 40 Min. fuhren wir wieder ab und zogen durch die weite grüne, sich wellende Fläche. Dieses sich wellen ist die Ursache des so raschen Schwindens der Gegenstände und des so raschen Erscheinens neuer in der Pampa. Die Temperatur war kühl, so daß die Sonnenstrahlen, die hin und wieder die Wolken durchbrachen, sogar angenehm waren. Um acht Uhr zeigte sich eine üppigere Vegetation dorniger Akazien und Mimosen, und um 8 Uhr 50 Min. hielten wir vor der Station Verez Sarfield, 98 Km. von Rio Ouarto und 40 Km. von Villa Maria entfernt, wo uns Thee mit Milch in Tassen für zehn Cents, resp. eine Reale, gereicht wurde. Um 8 Uhr 55 Min. fuhren wir ab. Der Zug bestand nur aus drei Wagen, einem I. Klasse, einem II. Klasse und einem Frachtwagen, in welchem Soldaten, in ihren sehr praktischen grauleinenen Röcken, untergebracht waren, die den Charakter eines wild lärmenden Volkes zeigten. Die Passagiere I. Klasse waren ein Kapitän, zwei junge Männer und die Maitresse des Obersten des Bataillons von Rio Quarto, — eine auffallend lärmende Gesellschaft.

Es folgten oft versumpfte Stellen und um 9 Uhr 40 Min. eine Brücke über einen seichten Nebenfluß des Rio Quarto. Das sich bisher wellende Terrain der Pampa wurde ebener, und üppiger im Grün, als wir um zehn Uhr, an einer Hacienda vorbei, die Brücke des Rio Quarto überfuhren, dessen Umgebung Akazien und Mimosen als Bäume und niedriges Gestrüpp dieser Pflanzen bildeten, und als wir

um 10 Uhr 10 Min. vor Villa Maria hielten, war die Gegend eine üppig grüne zu nennen. Hier speisten wir zu Mittag gegen einen Pesos vortrefflich, und wechselten den Wagen gegen einen mit dem aus Cordroa kommenden Zuge, der geräumiger und sauberer war, und dessen Sitze ebenfalls aus Strohgeflecht bestanden.

Um 10 Uhr 30 Min. verließen wir Villa Maria, es folgte bis 10 Uhr 15 Min. die Vegetation dorniger Bäume und alsdann wieder der Charakter der früheren grünen baumlosen Pampa. Der Verkehr auf der Bahnlinie war ein schwacher, die Passagiere waren meist Militärpersonen mit gewaltig wichtiger Miene. Um 11 Uhr 10 Min. hielten wir vor Bolesderos, einem in der öden Ebene liegenden kleinen unansehnlichen, höchst unsaubern Gebäude, und um 11 Uhr 20 Min. vor Bellvilla, mit einer kleinen Anpflanzung um das Stationsgebäude, inmitten einer grünen Fläche. Hier wurde gespeist, und um 12 Uhr 55 Min. fuhren wir bei 135° Farh. in der Sonne und 84° im Wagen weiter.

Von Bellvilla an wird die Pampa waldiger, d. h. dornige Akazien und Mimosen als Bäume und Sträucher engen sich fast zu einem Waldbestand. Um 1 Uhr 55 Min. hielten wir vor Leone, einem kleinen Gebäude in schattenloser Fläche, die dichte Schwärme von Heuschrecken charakterisierten. Um 3 Uhr machten wir vor Cartugas Halt, und hierauf zeigte sich an verschiedenen Stellen in kurzer Entfernung eine allmählich zunehmende Vegetation und unter Mais zunehmender Feldbau. Große Viehherden zeigten sich in der Nähe der jetzt zahlreicher als bisher erscheinenden Haziendas in ackerbautreibender Umgebung, bis wir die Station Rolgan, 141½ Km. von Villa Maria und 16 Km. von Rosario entfernt, um 6 Uhr 5 Min. erreichten. Der kleine Flecken gleichen Namens liegt in der Nähe der Bahnstation.

Von hier aus durchfuhren wir wieder unbebautes Pampaland. Die Sonne ging im goldenen Glanz und farbenreich unter, und bis auf den NO-Horizont war der Himmel klar. Um 6 Uhr 35 Min. zeigte sich viel bebautes Land und Haziendas, auf deren Weidestrecken auffallend schönes Jungvieh zu sehen war und auf deren Feldern man mit dem Dreschen des Getreides beschäftigt war, da wir, der

Jahreszeit nach, obgleich Februar schreibend, uns im August befanden. Das Dreschen bewerkstelligte eine Unmasse Pferde, die über das ausgelegte Getreide wie im Zirkus getrieben wurde. Um 6 Uhr 50 Min. waren wir am Ufer des breiten Parana, einem Nebenfluß oder, richtiger gesagt, einer westlichen Fortsetzung des La Plata, auf welchem zahlreiche Barken lagen, und an dessen linken Ufer, dem wir folgten, die Stadt Rosario liegt.

Der Parana-Fluß macht einen imposanten Eindruck, nachdem man die an Wasser arme Pampa durchwandert ist. Er ist breit, mit auffallend flachen Ufern. Das Ufer, an welchem die Stadt liegt, ist ebenfalls flach, jedoch mit steilem Hintergrund, auf welchem der größte Teil der jugendlichen Handelsstadt der Republik erbaut ist.

Eindrücke von Rosario. — Auf dem Dampfer Providor. — Sonderbarer Geldwechsel. — Flußfahrt bis Tigre. — Tigre und die Fahrt bis Buenos Ayres. — Eindrücke von Buenos Ayres.

Wir hielten in einem geräumigen, recht stattlichen, nach europäischem Muster errichteten Bahnhof. Angelangt mußte ich einen Wagen dingen. Der Fuhrmann forderte anfangs drei Pesos und führte mich endlich nach vielem Bereden für 1 Pesos 20 Cents zum Hotel Universale, wo ich ein gutes Zimmer im zweiten Stock mit Blick auf den Zentralgarten der Stadt und auf die Hauptstraße fand, welches luftig und sauber war, und in jeder Beziehung einen europäischen Anstrich hatte.

Nachdem ich mich vom Staube der Bahn durch ein erquickendes Bad befreit, erhielt ich im Speisesaal, der nach echt Pariser Art eingerichtet war, ein vorzügliches Abendessen. Die Thür des Speisesaales, der im Erdgeschoß war, mündete auf die Straße; kleine runde Tische, sauber gedeckt, jedoch fahrlässig garniert, füllten denselben; auf dem einen Tische fehlte nämlich die Menage, auf dem anderen Messer und Gabeln. Sie trugen sozusagen den Stempel des guten Willens und, infolge der Fahrlässigkeit der Bedienung, zugleich denjenigen des Nichtkönnens. Die Stühle, die in Masse vorhanden waren und als Pariser Machwerk erschienen, waren meist außer Rand und Band,

im wackeligsten Zustande, und waren wahrscheinlich während stattgefundener Keilereien oft als Waffe benutzt worden, und unwillkürlich gedachte ich des Affen, der wohl den Verstand, jedoch nicht die Vernunft zur Nachahmung besitzt.

Nach beendeter Mahlzeit ging ich mit einem Herrn X. auf den vom Monde herrlich beleuchteten Zentralplatz, wo das Militär-Orchester von San Juan einen vortrefflichen Vortrag vor zahlreichem Publikum hielt.

Viele Damen und Herren, jedoch mehr zerlumptes Volk, lustwandelten durch die in Quadraten gezogenen, noch sehr jugendlichen, jedoch schon recht schattigen Alleen, die den Platz umgaben. Der Platz erinnert an den Viktoria in Valparaiso; inmitten desselben erhebt sich die recht schmucke Säule zur Erinnerung an den 12. Februar 1860, den Tag des Abschlusses des Friedens zu San José de Flores.

Die Gebäude, die den Platz umgeben, sind einstöckig, jedoch sauber gehalten. Die Beleuchtung der Stadt am Abend war eine mangelhafte, und da die Trottoire, wo deren vorhanden waren, aus sehr uneben gelegten Ziegelsteinen bestanden, und da die Niedersteigungen von denselben eine auffallende Höhe hatten, so wurde die Finsternis in der Stadt oft eine gefährliche.

Mein Begleiter wider Willen suchte Hut, Stiefel 2c. zu kaufen. Sein kleiner Fuß und auch sein auffallend kleiner Kopf verschafften ihm Schwierigkeiten, da er in keinem Laden sein Maß fand. Wir genossen in einem Café der Farbe nach rötliches Eis, welches, abgesehen von der Farbe, angeblich nur aus reiner Milch bestehen sollte, aber in keiner Weise nach Milch schmeckte, jedoch, obgleich wir nicht wußten, was wir speisten, erfrischend wirkte.

Am folgenden Tage, nach einer vortrefflich verbrachten Nacht, durchwanderte ich schon um sieben Uhr die ziemlich weit ausgedehnte Stadt, bis hinab zum Hafenplatz des Riesenflusses. Die Stadt liegt, wie schon erwähnt, hoch, während das unmittelbare Ufer des Flusses flach ist, und die Entfernung bis zum ursprünglichen Ufer desselben, auf welchem die Stadt erbaut ist, ist eine ziemlich beträchtliche. Diesen Raum füllen Gebäude der Hafeneinrichtungen, diverse Krämer-

laden und Schenken für die Seeleute. Der Hafen ist sandig und das Bett des Flusses leicht versandend und sehr seicht, daher die Schiffe nur weit vom Ufer anlegen können. Demungeachtet waren zahlreiche Fahrzeuge verschiedener Nationalitäten im Hafen.

Die Stadt, welche 1730 angelegt ist, jedoch erst seit 1869 als Handelsstadt besteht, zählte recht schmucke Häuser, unter denen oft mehrstöckige sich zeigten, viele waren im Bau begriffen oder halb vollendet, sämtliche mit Dächern versehen. Die Stadt zählte 10 000 Einwohner, unter ihnen viele Franzosen und Italiener, und machte in jeder Beziehung, wie das erwähnte Hotel, den Eindruck vom „guten Willen und dem Nichtkönnen". Die Straßen waren gerade, breit und im Kreuz und Quer parallel laufend. Zwei Theater waren vorhanden und sehr unansehnlich in der Kunst ihrer Produktionen. Kirchen traf ich nur zwei und, was den Bau anbelangt, unschöne. Pferdebahnen durchzogen die Stadt bis zum geräumigen Bahnhof.

Nachdem ich mich in einem Laden in der Nähe des Bahnhofes von neuem bekleidet hatte, da mein Anzug, der noch aus Panama stammte, gealtert war und durch die Maskerade in San Luis verdorben worden, kehrte ich, zum großen Erstaunen der Hotelbewohner die ich als Zerlumpter verließ und als wirklicher Gentleman wieder begrüßte, in das Hotel zurück, wo ich, wahrscheinlich der Kleidung wegen, um zehn Uhr zum Frühstück viel sorgfältiger bedient wurde und wieder die Erfahrung machte: daß auch hier zu Lande die Kleidung den Mann und nicht der Mann die Kleidung macht!

Meine Rechnung für eine Nacht und zwei Mahlzeiten war eine recht kostspielige, sie betrug sechs Pesos zwölf Cents, da hier nicht die Nacht, sondern nur die Tagesdauer des Aufenthaltes gerechnet wurde.

Um 1 Uhr brachte mich ein Wagen für acht Reale zum Dampfer „Providor", einem kleinen Raddampfer, recht sauber und gut gehalten, mit nur italienisch redender, d. h. meist dalmatinischer Mannschaft. Das Billet kostete für eine Reise von 24 Stunden und eine Strecke von 388 Km. vierzehn Patacon = neunzehn Pesos. Die Kabine war klein, kaum daß man sich in derselben rühren konnte. Viele Passagiere waren auf dem Dampfer, und zwar namentlich viele Offiziere

mit ihren Damen, die nach Beendigung des Lilliputanerkrieges nach Buenos Ayres heimkehrten.

Sehr kostspielig ist in der argentinischen Republik das Leben im allgemeinen, und namentlich das Reisen, durch den beständigen Geldwechsel, dem man unterworfen wird. Im Lande zirkuliert nämlich auch Papiergeld, als: Pesos = 80 Cents ,Pesos fuerte = 100 Cents und der Patacon. In Buenos Ayres zirkuliert der Pesos à vier Centavos und der Patacon bald 20, bald 25 Pesos vorstellend. In der Republik giebt es Pesos à 8 Reale resp. 80 Cents, als: Mendozaner, Cordovaner, Rosarioaner u. s. w., und jeder Ort empfängt nur das von ihm gestempelte Geld, demnach verliert man in jedem Ort, und endlich in Buenos Ayres, wo der Pesos = 4 Centavos ist und der Patacon 20 bis 25 solcher Pesos vorstellt, auf das gründlichste. So bot mir z. B. der Wirt in Rosario für eine Sammlung Mendozaner, Cordovaner und Rosarioaner Papiergeld, das Pesos vorstellte, nur die Hälfte des Wertes, und das charakteristische ist, daß man keine Münzen erhalten konnte und gezwungen war, den Stellvertreter derselben in Papier zu empfangen, — somit zu einem Verlust rein gezwungen wurde. Als ich in Rosario das Dampfboot betrat und mein Billet löste, empfing der Kassierer desselben einen Cordovaner Pesos, welcher noch obendrein von der Regierung genehmigt und garantiert war, nur als vier Centavos!

Um 2 Uhr ging unser kleiner Dampfer ab. Der Anblick Rosarios vom Fluß aus ist überaus lieblich. Die Breite des Parana ist ca. 2 Kilometer; seine Ufer sind, wie schon erwähnt, flach, gleichsam sich in die unabsehbare Fläche der Pampa verziehend. Nur an seinem rechten Ufer, in der Nähe Rosarios, zeichnet sich kurvenreich und steil das ursprüngliche Ufer vor der Regulierung desselben, welches hin und wieder durch seine Kurven auch das gegenwärtige noch bildet. Der Zwischenraum ist versandet, der Sand jedoch erschien wie grün übertüncht. Der Fluß ist reich an langgestreckten, üppig grünen Inseln, die teilweise mit niedrigem Gestrüpp der Akazien und Mimosen bewaldet sind und dem Flußbilde, als Kontrast zu der es umgebenden vegetationslosen Pampa, eine liebliche Abwechslung verleihen.

Bei gleicher Rundschau erreichten wir um 5 Uhr unter glühenden Sonnenstrahlen San Nicolaos, imposant auf hohem Ufer gelegen, von zierlichen Anpflanzungen umgeben. Zahlreiche Schiffe und Dampfer lagen vor dem noch jugendlichen Orte, der, sich erst ausbildend, doch schon ca. 10 000 Einwohner zählte. Eine einzige Kirche erhob ihren blendend weißen Thurm aus der Mitte der üppig grünen Umgebung der Stadt, im angenehmen Kontrast der Farben. Am Ufer des hier breiten Parana lag die Stadt, von welcher aus viele Passagiere uns zugeführt wurden.

Nach einem Aufenthalt von 10 Minuten zogen wir mit dem Strome weiter. Um 6 Uhr reichte man uns einen wahrhaft lucullischen Mittag; um 7 Uhr, während wir noch aßen, hielten wir einen Augenblick vor Los Hermanos.

Das linke Ufer von Los Hermanos aus wurde immer niedriger und gleich dem rechten sich in die weite Pampa verziehend, auf deren hier oft üppig grüner Fläche man zahlreiche Haziendas bemerkte, die gewöhnlich Fleischpökel-Etablissements charakterisierten. Dort werden täglich Hunderte von verschiedenen Schlachttieren verarbeitet; dieses bildet den Hauptgeschäftszweig des Landes. Bei einer köstlich erfrischenden Brise genossen wir jetzt den prächtigen Anblick des Untergangs der Sonne in der Pampa.

Um $^1/_2$ 9 Uhr hielten wir vor dem Kanal San Pedro; zahlreiche Dampfer lagen hier vor Anker. Abends wurde auf dem Dampfer musiziert und lustig getanzt; außer den üblichen spanischen Tänzen kamen an Stelle der Quadrillen auch verschiedene Polkas und Walzer an die Reihe.

Am 20. Februar, um 4 Uhr morgens, nachdem wir nachts um 2 Uhr vor Paradero, einer lieblich gelegenen Schweizerkolonie, gehalten, zeigte sich, umgeben vom üppigsten Grün, das zierliche Bild Sarates, und um $^1/_2$ 5 Uhr zogen wir danach in ein engeres Fahrwasser, umgeben von alten Trauerweiden, deren niederhängende Zweige sozusagen mit dem heftigen Strom wie im eifrigsten Spiel begriffen zu sein schienen, und hielten vor dem sumpfigen Campana. Das Fahrwasser wurde hier noch enger, stellenweise berührten wir sogar die ins Wasser hängenden Silberweiden, bis wir endlich um 5 Uhr

45 Minuten die auf einer Insel liegende, mit auffallend reicher Vegetation gezierte Gartenstadt Tigre erreichten, bei welcher die Flüsse Parana, Uruguay und La Plata sich vereinigen.

In Tigre verließen wir den Dampfer, um bis Buenos-Ayres 88 Leguas per Bahn zurückzulegen. Ich traf eine auffallend unordentlich gehaltene und sehr schmutzige Bahnstation und vernachlässigte, an Ölflecken reiche Waggons, die uns in sonderbar schiefer Lage, scheinbar dem Umfallen nahe, erwarteten.

Um 7 Uhr verließen wir die üppige Vegetation Tigres mit seinen schönen Trauerweiden, und an zahlreichen, oft recht schmucken Haziendas vorbeifahrend, erreichten wir um 7 Uhr 10 Minuten San Fernando, um 7 Uhr 22 Minuten San Isidor und um 7 Uhr 30 Martinez. Bei schöner Aussicht boten sich dem Auge herrliche Feld-, Obst- und Rebenzucht, abwechselnd mit grasreichen Wiesen, zierlichen Häusern und zahlreichen Fabriken. Von Tigre aus zeigten sich übrigens die meist turmartig verzierten Häuser in fast ununterbrochenem Verbande.

Von Martinez tritt der imposante Anblick des weiten La Plata auf, bei dessen Breite man oft das Meer vor sich zu erblicken meint, denn das entgegengesetzte Ufer ist nicht zu sehen, doch belehrt uns die heftige Strömung des braungelblichen, schleimigen Wassers über unsern Irrtum. Leider ist gerade diese, weit in das Land sich hineinziehende, so gewaltig breite Mündung des Flusses die Ursache der Versandung des Hafens, der nicht vorzubeugen ist.

Um 7 Uhr 38 Minuten hielten wir vor Olivos, schon bei Anblick des Meeres und hörbarer Brandung der See, um 7 Uhr 54 Minuten vor Rivadaria, einem stattlichen Komplex von Villen, umgeben von Gärten und Gemüsebau. Die Bearbeitung des Bodens reicht hier bis an den Strand und natürlicherweise auch bis an die Ufer des La Plata. Hierauf folgte um 8 Uhr 2 Minuten Nunnez, ein großer Ort mit üppig grüner Vegetation, dessen hauptsächlichster Komplex an einem Quai des Meeres liegt. Sodann kam Belgrano um 8,11, Palermo um 8,16 und Rigoleta um 8,21, alles Prachtvillen-Komplexe links von uns am Ufer des Meeres. Allmählich entwickelte sich nun vor uns das Bild des Hafens von Buenos Ayres mit seinen

zahlreichen dort ankernden Schiffen, rechts einige Prachtgebäude. Um 8 Uhr 30 Minuten hielt der Zug am Werft der Bahn, am Ufer des La Plata und an der Mündung der schmucken Ufer-Promenade von Buenos Ayres.

Die ganze Strecke von Tigre bis Buenos Ayres zeigt eine fast ununterbrochene Häuserverbindung. Die unmittelbare Umgebung der Bahn und auch der genannten Orte ist eine an Vegetation üppige, während die weitere Umgebung, wie auch die vorkommenden Unterbrechungen der Häuserverbindung, nur Weidestrecken, eine üppige Kaktus-, Distel-, Artischoken- und weiter hin niedrige Busch-Vegetation aufwiesen.

Angelangt, übergab ich mein Gepäck einem der zahlreichen Träger, die uns umschwärmten, und wanderte zu Fuß zum „Gran Hotel de Roma“ Nr. 175 in der Calla Canoallo, in welchem mir leider ein Zimmer nach Norden gerichtet, daher mit beständiger Sonne, angewiesen wurde.

Buenos Ayres, 1536 durch Don Pedro de Mendoza gegründet, 1580 erst ausgelegt, zählte zur Zeit meines Besuchs 250 000 Einwohner; gegenwärtig hat es 350 278 Einwohner und ist in sichtbarem Wachstume begriffen. An Gebäuden, die meist den andalusischen Stil tragen, hatte die den Umfang von Paris einnehmende Stadt wenig bemerkenswerte. Sie erschienen meist schmucklos, ohne Geschmack oft unvollendet erbaut und durchgängig schmutzig in jeder Beziehung, obgleich sie durch Umfang und mehrstöckigen Ausbau Prachtgebäude vorstellen sollen.

Das Pflaster der unregelmäßig gebauten Straßen war unter aller Kritik und im verwahrlosesten Zustande. Die Trottoirs waren wirklich lebensgefährlich, namentlich bei der kärglichen Gasbeleuchtung am Abend, und besonders durch ihre zu geringe Breite, wodurch man natürlich der Begegnung der hier auffallend rohen Bevölkerung aufs unangenehmste ausgesetzt ist. Es gab z. B. Stellen des Trottoirs, an denen man eine 3' hohe Stufe zu besteigen oder niederzusteigen hatte und unwillkürlich an diesen Stellen zum Anstimmen des Liedes Fra Diavolos: „Auf hohem Felsen“ oder „Ein freies Leben führen wir“ sich geneigt fühlte und es auch gethan hätte, wenn nicht im Augen-

blick der kühnen Begeisterung die Tramway unmittelbar an der Stufe vorbeigezogen wäre, unter deren unbarmherzige Räder der geringste Fehltritt den Wanderer bringen kann, wenn er nicht durch einen Schub der hier heftig gestikulierenden Bevölkerung in eine der tiefen Schluchten der Pflasterberge der Straße geworfen wird, um alsdann anstatt des kühnen Liedes Fra Diavolos das „O du lieber Augustin" u. s. w. singen zu müssen.

Der Viktoria-Platz mit dem Denkmal zur Erinnerung an den 25. Mai 1810, den Tag der Befreiung vom Joche der „Cisneros", welches ein Obelisk mit der Statue der Freiheit bildet, von einer Doppelallee umgeben, ist ein berühmter, jedoch unordentlich gehaltener Platz.

In seiner Umgebung befinden sich die gründlich häßliche, 1621 begonnene und erst 1825 vollendete Katedrale, das erzbischöfliche Palais, das Palais der Munizipalität (Cabildo) und das Gebäude der Nationalregierung. Die Promenade am Ufer des La Plata in der Nähe des Bahnhofes ist eine recht liebliche Anlage, der jedoch die argentinische Unsauberkeit und Fahrlässigkeit schadet.

Selten habe ich einen Ort gefunden, wo in den Physiognomien der Bevölkerung, unter der sehr viele Schielende sich zeigen, der imprägnierte Zug der Schlechtigkeit so auffallend zu bemerken ist, als in Buenos Ayres, und in keinem spanischen Lande habe ich so wenig spanische Typen angetroffen als wie hier. Die Ursache dieses vollständig antispanischen Eindrucks der hiesigen Bevölkerung, gleichwie der Stadt, erkläre ich mir durch den kosmopolitischen Bestand derselben aus den verschiedenartigsten Nationalitäten.

Von den vier Theatern, unter denen das Opernhaus (Teatro Colon) das schönste, besuchte ich den Alcazar Lyrique, wo „Susanne", natürlicherweise in französischer Sprache, gegeben wurde. Die Vorstellung war sehr besucht und lieferte den deutlichen Beweis, daß das französische Element hier stark vertreten ist. Überhaupt versetzte mich der ganze Zustand und Zuschnitt des Theaters nach Paris in die Mitte der gemeinen Vergnügungslokale der lärmenden Weltstadt.

Am 21. Februar benutzte ich die Zentral-Tramway und fuhr durch die ganze Weite der Stadt bis zu den Baraques. Recht sehens-

wert ist die im maurischen Stil erbaute doppelte Ladenreihe (Recoba viecha) als auch der Stierzirkus (Plaza de Torros), die der Stadt einen Anstrich pyrenäischer Lande geben. Demungeachtet bleibe ich fest bei meiner schon erwähnten Behauptung, daß es keine zweite Stadt von gleicher Bedeutung giebt, die auf den Besucher einen so demoralisierten Eindruck macht, als wie Buenos Ayres. Einer Unmasse Physiognomien begegnet man, die unwillkürlich an diejenigen erinnern, die man in den größeren Gefängnissen der Länder der Welt treffen kann. Ein rohes Wesen, Unfreundlichkeit und eine auffallende Bosheit charakterisieren die Masse der Bevölkerung. Häßliche, schmutzige, sehr übel duftende Häuser, schlecht unterhaltene Straßen und schön angelegte, jedoch schlecht gepflegte öffentliche Plätze sieht das Auge und spürt das Riechorgan des Ankömmlings, während sein Ohr die Laute der Ausdrücke eines bestialischen Sinnes treffen. Es entfaltet sich in Buenos Ayres sozusagen das für gewisse Menschen ideale Bild eines „echten Schlächternestes" oder dasjenige der Vorstellung von Sodom und Gomorrha, und neugierig war ich, die Rivalin dieser Stadt im Welthandel, das dem Rufe nach saubere Montevideo kennen zu lernen, wohin ich mich am folgenden Tage mit dem Dampfer begeben wollte und wo ich mein von Valparaiso um das Kap Horn hingeschicktes Gepäck empfangen sollte.

Den Abend verbrachte ich in der Anlage der Uferpromenade, die gefüllt mit Menschen war und ein derartiges Gemisch von Nationalitäten aufwies, wie ich es ähnlich nur in Odessa getroffen habe, dessen babylonische Sprachenverwirrung hier aber eine viel bedeutendere war. Trotz auffälliger Toilette, die viele zur Schau trugen, charakterisierte fast ausnahmslos Schmutz das gesammte Gedränge. Auffallend war in der Menge die so zahlreich anwesende Polizei, daß ich meinen konnte — einem Polizeibankett beizuwohnen. Die Musik eines hier stehenden Regiments, die uns das verschiedenste vortrug, war recht mittelmäßig und eigentlich die Hauptursache, weshalb ich frühzeitiger als ich wollte in das Hotel zurückkehrte, um mich in meinem warmen Zimmer bei 84° Farh., angekleidet, auf mein ziemlich unsauberes Bett zur nächtlichen Ruhe auszustrecken.

Als ich am 22. erwachte, waren natürlicherweise wie gewöhnlich,

wenn ich weiter reisen will, düstere Wolken erschienen; da ich jedoch noch unentschlossen über meine Abreise war, so vertrieb ein hier charakteristisch, stets unerwartet sich erhebender Sturm die Wolken. Ich löste mein Billet II. Klasse nach Montevideo gegen 5 Patacon, wechselte meine verschiedenen Papierfetzen des Inlandes und verlor dabei, obgleich dieselben von der Regierung garantiert waren, 25%; besuchte hierauf die Bierhalle Kramer in der Calla Canoallo, die echt deutsch, und dieser Ursache wegen für Buenos Ayres verhältnismäßig sauber gehalten ist; genoß daselbst Schwarzbrot und Käse mit gutem Bier und glaubte mich einen Augenblick nach Europa versetzt. Solche Momente trifft man übrigens in Buenos Ayres oft, und man könnte sagen: „die Stadt ist die Pforte zwischen Amerika und Europa, unter deren gewaltigem Portal der Schmutz des einen und des anderen Weltteiles zusammengeworfen ist!“

---

5. Abteilung.

Südamerika von der Ostküste.

Orientalische Republik von Uruguay. — Brasilien.

Von Buenos Ayres bis Montevideo. — Eindrücke von Montevideo. — Auf dem Dampfer „Rio Grande“. — Einfahrt in den Hafen Rios. — Eindrücke von Rio de Janeiro. — Der Botanische Garten.

Buenos Ayres könnte durch seine Lage am wasserreichen La Plata, der es mit der umfangreichen Pampa vereinigt, in der die Viehproduktion billig, fast kostenfrei, in so umfangreichem Maße erzielt werden kann, und durch seine günstige Lage am Ozean, am Weg, den die Schiffe um das Kap Horn nach Europa einschlagen, trotz seinem sehr schlechten Hafen bedeutend vorgeschrittener sein, wenn nicht Montevideo mit seinem vorzüglichen Hafen in so unmittelbarer Nähe mit ihm konkurrieren würde und wenn nicht die immer wieder erneuerten Revolutionen und Bürgerkriege seinen Fortschritt gehemmt hätten. Allem Scheine nach wird über kurz oder lang Montevideo durch die geordneteren Zustände der orientalischen Republik von Uru-

guay, durch den bessern Hafen und durch die günstigere geographische Lage den Vorrang haben.

Ich war zur Bahnverwaltung gegangen, um die Entfernung der diversen Stationen der hiesigen Eisenbahnen zu erfahren, und charakteristisch für die Zustände des Landes war es, daß mir dieselben nicht nur nicht angegeben werden konnten, sondern daß sie sogar dem Chef des Ingenieurwesens, der am Tage vorher dieselben Angaben für sich gefordert hatte, nicht vorgelegt werden konnten.

Meine Rechnung im Hotel betrug die enorme Zahl von 159 Pesos (d. h. den Pesos = 4 Centavos), demnach die geringe Summe von 6 Dollars und 36 Cents. Um 5 Uhr brachte mich ein kleiner Dampfer an Bord des abgehenden „Proveidor", der ca. 8 Seemeilen vom Ufer entfernt in der Außenreede ankerte, und um 6 Uhr verließen wir den seichten, während der Ebbe teilweise trockenen Hafen.

Der Anblick der Stadt war, vom Schiffe aus, ein geradezu imposanter, und ließ in keiner Weise die zahlreichen Schattenseiten derselben vermuten, solange man sie nicht im Kern kennen gelernt hatte. Intensives Wetterleuchten beleuchtete Buenos Ayres, so auch die drohend finstern Wolken, die rings um uns den Horizont umgaben. Unter dem Eindruck dieser Beleuchtung fuhren wir eine halbe Stunde, stets durch Schiffe ziehend, die sich dem versandeten Ufer nicht nahen durften und daher 8 sogar 12 Seemeilen weit draußen vor Anker lagen und den deutlichen Beweis des schlechten Hafens lieferten. Gleichwie im allgemeinen überall, so auch hier, zeigte es sich, daß schlechte Häfen schöner erscheinen, als gute. Die schlechten Häfen nämlich zeigen Bänke, Riffe und versandete Stellen, die der Szenerie einen wilden, malerischen Anblick gewähren, und die Schiffe liegen in den schlechten Häfen nicht festgedrängt wie in den guten am Ufer, wo der Anblick derselben oft vollständig verhindert wird, sondern liegen einzeln oder in kleinen Gruppen fern vom Ufer, wodurch die Wasserfläche mannigfaltige Bilder giebt.

Am folgenden Morgen wurde ich durch das plötzliche Stehenbleiben des Schiffes geweckt; wir waren im Hafen von Montevideo, dessen Anblick bei Sonnenaufgang ein entzückender war und der nicht

nur ein schöner, sondern in vieler Beziehung auch ein günstiger zu nennen ist.

Vor uns lag die 1726 gegründete Hauptstadt San Philippe de Montevideo, der Bischoffsitz des seit dem 25. August 1825 als unabhängig erklärten, vom La Plata und dem Paraguay umschlossenen Staates der jetzigen „Republica Oriental del Uruguay“.

Die Stadt liegt am Ufer der Mündung des schiffbaren La Plata in amphitheatralisch sich erhebender Lage, zwischen zwei kreisförmigen Buchten, die die deltaartige Mündung des Stromes, und deren Schlußabhänge zwei grüne Berge bilden, deren Gipfel befestigt sind. Westlich strahlt dem „Cerro“ gegenüber ein schmucker Leuchtturm, und zwischen diesem und der Stadt liegt der umfangreiche, ruhige, jedoch für große Schiffe noch zu seichte Hafen, der jedoch mit der Zeit zu einem tieferen umgestaltet werden kann.

Montevideo ist im spanisch-italienischen Stile erbaut, in Quadrate geteilt, die daher in Kreuz und Quer parallel laufende Straßen durchziehen, die namentlich, wenn man von Buenos Ayres kommt, auffallend gut gepflastert und sauber erscheinen, und es auch wirklich sind. Die Häuser sind meist pompöser Bauart und, im Vergleich zu den anderen Städten Südamerikas, besser erhalten. Die Dächer der Häuser sind flach. Die Bevölkerung bilden Portugiesen, Spanier, Italiener, Franzosen, Griechen, weniger Deutsche und Engländer. Die Einwohnerzahl wurde zu meiner Zeit auf 100 000, gegenwärtig auf 104 472, gestellt; die genaue Anzahl war schwer anzugeben, da die Einwanderung in Südamerika stark nach Montevideo stattfand, von wo aus sich erst dieselbe in das Land und in die anderen Republiken verbreitet. Die Bevölkerung der orientalischen Republik wurde mit 360 000, gegenwärtig mit 438 245, angegeben, von denen immer annähernd 250 000 Ureingeborene und hauptsächlich Mischlinge, und 110 000 Europäer gerechnet wurden, unter denen namentlich Franzosen, Spanier, Portugiesen und Italiener vertreten waren.

Der Haupthandel des Staates besteht in Hornvieh, welches gepökelt oder als Fleischextrakt exportiert wird. Das Fleischextrakt wurde namentlich in der Nähe von Fray Bentos am Uruguay fabri-

ziert. Außer dem Hornvieh befand sich auch die Schafzucht in progressiv steigender Zunahme.

Die Regierung des Landes liegt in den Händen einer exekutiven, legislativen und richterlichen Gewalt und in der Souveränität eines Präsidenten. Diese Gewalt bildet zwei Kammern, die der Senatoren und die der Repräsentanten des Volkes.

Auch hier hemmten die Entwickelung des Landes Bürgerkriege und Revolutionen, die namentlich seit 1868 im zunehmenden Auftreten sich befinden, obgleich hier seltener als in der argentinischen Republik, in der das reine Faustrecht sich auszubilden scheint und den Staat einer noch größeren Verwilderung zuführt, als diejenige der Zeit, als das Land sich noch unter der indigenen Herrschaft befand. Unter diesem Eindruck kann derjenige, welcher Buenos Ayres nur besucht, durch die fremdländischen Elemente der Handelswelt leicht getäuscht werden, die durch ihre geordneteren Einrichtungen dem Ganzen einen Kulturanstrich geben, den das Land zu tragen nicht berechtigt ist, und dieses ist die Ursache, daß bei den umfangreichen, höchst wilden Staaten Südamerikas, mit Ausnahme von Chile, wo durchgängig geordnete Verhältnisse herrschen, so mancher zum Irrtum verleitet wird, das Land nach dem Schein des Treibens seiner Haupthafenstadt zu beurteilen!

Um sechs Uhr brachte mich ein Boot an das Land, und bald war ich in der Calle Soles im Oriental-Hotel vorzüglich aufgehoben.

Fünf Tage verbrachte ich in Montevideo, über welches ich weiter nichts erwähnen kann, als was ich bisher geäußert, es sei denn mit der Hinzufügung, daß die Stadt mich in keiner Weise nicht nur an eine indianische, und auch nicht an eine spanische erinnerte, vielmehr an ein riesenhaft umfangreiches Bureau einer aus den verschiedenartigsten Nationalitäten zusammengewürfelten Handelskompanie, deren Glieder auffallender gegenseitiger Neid und Nationalgehässigkeit charakterisierte. Es war sozusagen das Bild eines mit Hilfe von fremdländischen Kapitalien tyrannisch monopolisierenden kleinen Staates im großen Staate, welcher ohne Einfluß nur seine Kräfte den Blutegeln hingiebt, die die Bevölkerung des kleineren bildet, ohne auch nur das geringste Äquivalent für diese Gabe von denselben zurückzuerhalten,

es sei denn das Gefühl der Mißachtung oder, offen ausgesprochen der Verachtung, wie es übrigens in allen durch das Kapital monopolisierten und namentlich annektierten Ländern stets stattfindet, wo das Judentum die Hauptrolle spielt, dessen Abkömmlinge hier, namentlich Franzosen, Portugiesen, Spanier, Italiener, Deutsche, Engländer u. s. w. sich nennend, wie in ganz Südamerika fungieren und die die Hauptursache der krankhaften Geschäftsverhältnisse, nicht nur Südamerikas, sondern der ganzen Welt sind!

Einen Glanzpunkt der Stadt bildet das überaus schmucke, wenngleich kleine Theater Soles, im griechischen Stile erbaut und von einer anmutigen Gartenanlage umgeben, und die Bierhalle des Herrn Kramer aus Buenos Ayres in der Calla Cänoalla als echt deutsche Kneiplokalität mit Wurst, Rettig u. s. w. in ziemlich glanzvollem Stil errichtet. Sonst hat die Stadt, mit Ausnahme ihrer vorzüglichen Werfteinrichtungen, dem schönen Hafen, dem meist blendend weißen Anstrich sämtlicher Gebäude und dem Wesen ihrer Bevölkerung, das ruhiger als bei der von Buenos Ayres, wenig bemerkenswertes, es sei denn der zu meiner Anwesenheit gerade ausgebrochene Konkurs einer Bank und die hierdurch unter allen herrschende Panik.

Am 27. Februar um zwölf Uhr verließ ich das sehr teure Montevideo mit dem „Rio Grande“, einem 1500 Tonnengehalt-Dampfer der M. M. de France (Messagerie maritime), auf welchem ich meine Überfahrt nach Bordeaux für 141 Pesos I. Kabine bezahlt hatte. Ein kleines Segelboot führte mich zum weit außerhalb liegenden Schiffe. Ich traf als Mitpassagiere meist galizische Juden, höchst charakteristisch für Montevideo und meine frühere Behauptung.

Um sechs Uhr keuchte und pustete im richtigen Sinne des Wortes der verhältnismäßig kleine Dampfer aus dem Hafen und wirkte durch seinen sozusagen katarrhalischen Zustand unangenehm auf den Kenner der Ozeandampfer, der sofort im Keuchen und Pusten den fehlerhaften Zustand der Maschine erkannte. Wie die Kessel der Maschine schienen auch die Kessel der Küche defekt zu sein, indem das uns um sieben Uhr gereichte Mittagsmahl sogar für südamerikanische Verhältnisse schlecht zu nennen war.

Als wir am 27. Februar den Hafen verließen, zeigte sich der

Atlantische Ozean recht unruhig, kleine weiße Schaumwellen bildend, und der dunkelrote Sonnenuntergang, der Montevideo und seinen schmucken Hafen beleuchtete, prophezeite eine unruhige Nacht. Als wir an der Insel Zeno, dem Sitz der Gefangenen des Landes, deren ca. 5000 an der Zahl, vorüber in den Ozean stachen, war ein Dampfer in Sicht, der mit 1500 Exilierten nach Cuba abzog, unter denen sich vier Söhne Horas befanden, die am 25. d. M. in Buenos Ayres verhaftet wurden.

Bis zum 4. März hatten wir meist wilde See und konträren Sturm, schon am 28. Februar einen Stillstand wegen der Reparatur der Dampfröhre, eine Reparatur, die unausgesetzt täglich stattfand. Die zahlreichen Kinder der Passagiere machten den Aufenthalt auf dem Schiffe recht lästig, und zwar namentlich, als sich am 3. März die See zu beruhigen schien und die Seeleidenden wieder das Deck betraten.

Am 4. März zeigte sich um acht Uhr in der Früh wieder das Land, nachdem wir in der Nacht unter dem Wendekreis des Steinbocks gewesen waren. Um zwölf Uhr befanden wir uns unter 45° 58′ östlicher Länge von Paris und unter 23° 30′ der südlichen Breite nach zurückgelegten 990 Seemeilen von Montevideo, und es blieben uns noch 40 bis Rio de Janeiro nach. Es zeigten sich bald von beiden Seiten allmählich hervortretende Bergspitzen, die den Eingang in den Hafen von Rio de Janeiro bilden, die um $^1/_2$2 Uhr prachtvoll erschienen. Das Ufer war, seit wir es sahen, felsig, und auffallend in den prismatischen Formen der Riffe, die überraschend spitz hervorragten; desgleichen fielen die Höhen des Küstengebirges durch die schroffen Abstumpfungen ihrer Spitzen auf, die leichter Dunst umgab. Fische zeigten sich gar nicht.

Um drei Uhr kamen wir vor einer spitz sich türmenden Insel vorbei, der gegenüber ein schmucker Leuchtturm sich zeigte. Die Gipfel der Insel waren unter Palmen, die sonstige Küste erschien grün, jedoch mit wenig hochwüchsigen Bäumen. Endlich erreichten wir den „Pain de Sucre“, eine starre Felsenmasse, die der Form eines Zuckerhutes ähnlich ist, und der gegenüber Befestigungen sich zeigten, unter deren Kanonen wir, die benannte Felsenmasse umziehend, in die prachtvolle Bai von Rio einfuhren.

Das unmittelbare Ufer der Einfahrt ist flach und durch Sandstein gebildet. In kurzer Entfernung vom Ufer erhebt sich das Gebirge, das die ganze umfangreiche Bai fast rundum umgiebt und meist in blauen Dunst gehüllt sich zeigt.

Zu beiden Seiten bilden spitz hervorragende starre Felsenmassen die Einfahrt. Vor der Einfahrt war die sogen. Vorbucht von Fischerbooten mit Segeln gefüllt, bei einer meist unruhigen See, da durch den Eingang fast beständig ein scharfer Windzug herrschte. Das Ufer schien infolge der unmittelbaren Tiefe des Wasserstandes einer geringeren Brandung unterworfen zu sein, obgleich, namentlich links von uns, zahlreiche spitz emporstrebende Felseninseln sich zeigten.

Um $^1/_2$4 Uhr umfuhren wir die imposante, sonderbar kantige Felsenhöhe des „Pain de Sucre“ links von uns, rechts, nahe der Festung entlang, einem vor uns liegenden Fort zusteuernd. Bald waren wir in Sicht der Schießscharten der Festungen des linken Ufers, und wurden sozusagen von den Öffnungen der Kanonenläufe umringt, als das schmucke Bild der berühmten Bai mit ihrem prachtvollen Gebirgshintergrund und dessen diese Bai charakterisierenden eigentümlichen blauen Dunst sich zeigte. Der Anblick ist ein überraschender und unter die schönsten der Hafenbilder der Welt zu stellen. Die Befestigungen, die den Eingang umgeben, erweckten den Eindruck, den man bei der Durchfahrt der Enge von Gibraltar hat, nur mit dem Unterschiede, daß hier die Enge eine schmälere und die systematische Verteilung der Forts von allen Seiten gleichmäßiger erscheint. Die Formen und die Mannigfaltigkeit der Erhebungen des Ufergebirges sind interessant, namentlich durch die sonderbaren Ausläufe der Felsmassen auf beiden Seiten, die schroff bis in das Meer den Eingang in die Bai bilden. Die Berge sind meist mit niedrigem Gehölz bewachsen und mit Rosen in vollster Blüte überzogen.

Kaum hat man den „Pain de Sucre“ umfahren, zeigt sich hochgelegen an steilem Ufer die umfangreiche Irrenanstalt, die die Leidenden dieser Art birgt, deren Brasilien bekanntlich sehr viele hat. Stellenweise tritt das Gebirge steil und schroff, gleichwie an der Stelle der Irrenanstalt, bis unmittelbar an das Wasser heran, wilde Engschluchten bildend, aus denen sich, meist kaskadenartig, zahlreiche Gießbäche

stürzen, die durch die Sonne oder durch den Schein des Mondes oder des intensiven tropischen Sternhimmels beleuchtet, bei Tag und bei Nacht dem Bilde einen glänzenden Charakter geben.

Das rechts von uns bei der Einfahrt sich zeigende Fort ist pompös als Bauwerk und im Umfang, und schien geregelt und sorgfältig erhalten zu sein. Natur und Kunst haben sozusagen den Eingang zur Hauptstadt dieses in Amerika einzigen Monarchiestaates besetzt.

Die Vegetation nimmt während der Einfahrt an Üppigkeit und Pracht zu, namentlich ist es der imposante Wechsel in den Gebilden des an Schluchten reichen Gebirges der Ufer der Bai, über den der Reisende, der zum ersten Male Rio besucht, erstaunt.

Die Stadt liegt umringt von Befestigungen, die der Hauptfestung gegenüber liegen. Links von der Einfahrt, inmitten zahlreicher Hügel meist auf denselben erbaut, umgeben von einer immergrünen üppigen natürlichen Vegetation, und inmitten künstlicher tropischer Gärten liegt die Stadt am rechten Ufer der Bai; der Stadt gegenüber befinden sich Befestigungen und Villen, ebenfalls umgeben von üppiger Vegetation. Während wir links die Stadt und rechts die Befestigungen und Villen erblicken, zeigt sich vor uns die Schlangeninsel inmitten der höchst ruhigen Bai, die derart bebaut ist, daß sie einer Stadt im Wasser ähnlich erscheint. Vor Rio de Janeiro hatten wir 1030 Seemeilen von Montevideo zurückgelegt.

Zahlreiche Schiffe lagen im Hafen, jedoch weniger als vor Buenos Ayres; viele kleine Dampfer kreisten oder waren im Hin und Her die Ufer verbindend. Um 4 Uhr salutierten wir mit einem Schuß und hielten. Zwei, bald auch drei schnaufende kleine Dampfer erschienen mit den Beamten der Sanität, Polizei und des Zolles, d. h. mit den nicht zu beseitigenden Plagen der wandernden Menschheit des 19. Jahrhunderts. Nach Untersuchung des Zustandes unserer Gesundheit und Moralität und unter Aufsicht des Zollbeamten zogen wir um $^1/_2$ 5 Uhr langsam weiter und hielten um 5 Uhr entfernt vom Ufer vor Rio de Janeiro, und sofort umringten uns zahlreiche Boote zur Überfahrt an das Ufer, nachdem die in Brasilien sehr strenge Zollvisitation schon auf dem Schiffe stattgefunden hatte.

Ein kleiner schwankender Kahn brachte mich in einer halben Stunde Fahrt an das Land, und bald befand ich mich im „Hotel des frères Provençaux".

Rio de Janeiro charakterisieren meist enge, sich lang windende Strassen oder kurze Quergassen, die gut gepflastert und recht sauber gehalten sind, während die Beleuchtung derselben eine sehr mangelhafte war. Die Stadt ist voll Leben und Treiben und macht in jeder Beziehung den Eindruck einer Weltstadt. Die Kaufläden erschienen am Abend reich ausgestattet und von Käufern besucht. Das Treiben in den Straßen, namentlich infolge der zahlreichen glänzenden Juwelierläden, erinnert abends an dasjenige von Lima, im allgemeinen jedoch, namentlich infolge des Gewimmels auf den Straßen und des auffallend penetranten Gestanks in denselben, merkwürdigerweise an chinesische Städte, obgleich man hier verhältnismäßig wenigen Chinesen begegnet. Das Hauptleben schien jedoch dasjenige in der Nacht zu sein, d. h. viel Theater- und Grisettenleben zeigte sich, denn auf Schritt und Tritt wurde man von einem Chignonkopf mit falschem Haar und geschminktem Gesichte liebevoll angesprochen, und unwillkürlich glaubte man sich in eine Art Klein-Paris in der Finsternis Brasiliens versetzt. Den Abend verbrachte ich im San Pedro-Theater, wo ein portugiesisches Drama aufgeführt wurde, das natürlich vorzüglich war.

Am folgenden Morgen um 5 Uhr erwachte ich im Schweiße meines Angesichtes, obgleich die Fenster über Nacht offen geblieben waren, und auch der Sonnenaufgang brachte uns keine Erfrischung, wie sonst gewöhnlich in dieser Zone. Die Unsauberkeit der hiesigen Gasthäuser war bemerkenswert; dicker Staub lag nämlich nicht nur auf der Diele, sondern bedeckte Stühle, Bett und sogar das Wasser, welches uns zur Reinigung und zwar sehr spärlich hingestellt worden war. Um $^{1}/_{2}$7 Uhr machte ich mich auf die Straße, nachdem ein ungeschickter Barbier, statt mein Haar zu ordnen, richtiger gesagt, es verwüstet hatte. Bald hierauf saß ich in der Tramway, deren Wagen offen und daher luftig war und den zwei magere, schon in der Morgenstunde matte Maulesel zogen. Wir durchfuhren die Straßen des längs dem Ufer lang gestreckten Rio, an zierlichen Häusern vorbei, deren äußere Wände oft mit Fayence gleich wie in China ausgelegt waren, oft

durch eine üppige Palmenvegetation, bald auch an zahlreichen kleinen Buchten des Meeres vorbei, die seeartig in der Form und im Charakter des Wassers sich zeigten, da deren Verbindungen mit der Bai kaum bemerkbar waren, und deren meist gerade Ufer zierliche Häuser nebst Gärten umgaben, während ihnen gegenüber Rios Bergkette mit originellen Gipfelformen sich zeigte, bis zu deren Fuß und auf derselben, in romantischer Lage, sich Häuser und Villen der schönen Hügelstadt befanden.

Nach einstündiger Fahrt erreichten wir den botanischen Garten, und bevor ich diesen besuchte, trat ich erst in die ihm gegenüberliegende Restauration eines A. de Faua mit imposantem Schilde unter Aufschrift: „Challet Campestre, Restauranteur frente ao portao do Jardim botanico“, genöß daselbst etwas Käse mit Brot und Kaffee, worauf mir auf zierlichem Papier mit Abbildung des Restaurants die Rechnung mit der kolossalen Summe von 2080 Reis vorgelegt wurde. Wer an die Geldmünzen in Brasilien nicht gewöhnt ist, erstaunt unwillkürlich über die hiesigen Rechnungen, die nicht nur in Summa Summarum, sondern in ihren einzelnen Posten gleich lange Ziffern vorstellen.

Den Eingang in den Garten bildet ein auffallend hübsches Portal, durch welches man zur Mündung von drei langen Palmenalleeen tritt, in denen man besonders schöne Exemplare dieser Pflanzen trifft. Die Palmen sind von bedeutender Höhe und alle mit fehlerfreier Krone. Auch sämmtliche anderen Pflanzen des Gartens zeigen vollständige Exemplare und eine sorgfältige Pflege. Doch giebt man ihm irrtümlich den Namen eines botanischen, da er mit wenigen Ausnahmen nur einheimische Pflanzen besitzt und auch diese nicht klassifiziert sind, und er eher ein recht zierlicher, mit Geschmack und Liebhaberei erhaltener Privatgarten ist. Abgesehen von dem Schatten der meisten Bäume verschönern die Anlage namentlich die zierlichen Wasserwerke, und besonders der Blick auf die originellen Höhen: des Cordovado, 3000′ hoch und besteigbar, des Tijucco und des La Gavia. Die Fahrt zum Botanischen Garten und zurück kostete 1000 Reis (ein halber Patacon oder 50 Cents der Vereinigten Staaten).

Da das gelbe Fieber in Rio de Janeiro bösartig auftrat und

täglich ca. 40 Personen an demselben starben, ließ ich mich auf das Schiff führen, um die Zeit unseres Abganges auf demselben zu erwarten. Die Abfahrt war auf 3 Uhr festgesetzt, im Falle die Ladung des Kaffees, den der Dampfer hier empfing, vollendet werden konnte. Der Aufenthalt auf dem Schiffe war unstreitig der kühlste, der sauberste und, was gute Luft anbelangt, der beste, betreffs der Aussicht aber der schönste Punkt, da sich von demselben aus die Bai in ihrer Pracht und die Stadt in ihrer schmucken Lage ohne Schattenseiten in günstigster Weise zeigten.

Die Bai von Rio de Janeiro ist einzig schön in ihrer Art. Ein enger, stark und kunstvoll von beiden Seiten befestigter Eingang führt, wie schon erwähnt, in dieselbe. Sie ist umfangreich, ca. 40 □Meilen umfassend, in ihrer Form fast rund, und sozusagen umgürtet von einem auffallend spitzgiebelig gezackten Küstengebirge mit Höhen bis zu 3000′. Dieses Küstengebirge umgiebt das fast beständig in das Blau des Ferndunstes gehüllte Hochgebirge, mit ebenfalls höchst sonderbaren Erhebungen seiner Kämme. Demnach ist die Bai rundum von einer doppelten Reihe üppig bewachsener Gebirgszüge umkränzt.

Am Fuße des Küstengebirges, links von der Einfahrt in die Bai, liegt lang gestreckt, auf zahlreichen Hügeln erbaut, die Stadt in üppiger Palmenumgebung, und der Stadt gegenüber zeigt sich der Ort Plaja mit Villen und ebenfalls strotzender Vegetation. Die Villen von Plaja tragen den gleichen Liebreiz wie diejenigen über Rio auf den Höhen, in freilich pittoreskerer Lage.

Die Ursache der hier scheinbar geringern Anzahl von Schiffen als im Hafen von Buenos Ayres lag nicht im schwächeren Handel, sondern darin, daß hier die Schiffe an das Land anlegen können und rascher als in Buenos Ayres abgefertigt werden; übrigens irrt man hier leicht bei der Beurteilung der Anzahl der Schiffe, indem sie, in den zahlreichen Nebenbuchten untergebracht, weniger als Masse auffallen. Die fischreiche Bai zeigt außerdem durch die vielen Segelboote der Fischer ein sehr belebtes Bild.

Von Rio bis Bahia. — Eine sonderbare Gesellschaft. — Über Kolonisation. — In der Allerheiligen-Bai. — Eindrücke von Bahia. — Von Bahia bis Pernambucco.

Zahlreiche Passagiere waren zugekommen, in Summa ca. 100, von denen etwa 12 unsere israelitische Gesellschaft vermehrten. Um 3 Uhr war alles zum Abgang bereit; unser gewaltiger Mörser salutierte mit einem Knall, dessen Echo im Gebirge tausendfach widerhallte, und gleich einem Pfeil durchzog hierauf unser schmales Schiff die Enge, dem glänzenden Sonnenuntergang entgegen. Als wir um 5 Uhr die felsigen Ausläufer der Bai durchfuhren, rief ich ein „Adio auf Wiedersehen" dem vegetationsreichen Rio zu, um nach meinem nächsten Besuch nicht nur die Stadt, sondern auch das Land näher kennen zu lernen und zu beschreiben.

Am folgenden Tag, am 6. März, fanden zweimal Anhalte des Schiffes auf dem Ozean statt, wegen Reparatur der Maschine, die sozusagen Laute von sich stieß, welche dem Bauchgrimmen eines Seeungeheuers ähnlich sein mußten, denn sie rüttelte und schüttelte uns zur Zeit ihres Stöhnens, gleich als ob das Schiff außer Rand und Band gehen müßte. Das schien mir ein recht bedenkliches Zeichen für die weite Reise, denn wir hatten um 12 Uhr, unter 21° 46′ südlicher Breite und 41° 49′ westlicher Länge von Paris, erst 185 Seemeilen zurückgelegt, also noch 550 Seemeilen bis Bahia und 6250 Seemeilen bis Bordeaux zu machen.

Die Hitze nahm merkbar zu, man spürte die Nähe der Tropen, und mit zunehmender Temperatur auch die gesteigerte Sentimentalität der Damen vom Theater, welche sich mit uns in Rio eingeschifft, auf das unleidlichste.

Als Äquivalent für den krankhaften Zustand der Maschine begünstigte uns der Wind in einer Weise, daß wir teilweise die Segel benutzen konnten. Der Zone gemäß herrschte bei Tage eine recht gemütliche Witterung, die zum „dolce far niente" höchst geeignet war. Am Abend hatten wir regelmäßig einen köstlichen Sonnenuntergang und in der Nacht die Pracht des funkelnden Sternenhimmels bei heftigem Wetterleuchten des nördlichen Horizontes, d. h. des nördlichen

der äquatorialen Zone, der mich stets, je mehr wir uns derselben näherten, an das prachtvolle, stets so lebendige Ostindien erinnerte und in mir eine gründliche Sehnsucht nach diesem in der Vegetation so üppigen Landstriche erweckte.

Am 7. Februar empfingen wir einen herzlichen Morgengruß der aufgehenden Sonne, die mit ihren Strahlen von frühester Stunde an schon recht wirksam war.

Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden trotz keuchender Maschine mit Hülfe der Segel 225 Seemeilen gemacht und befanden uns unter 18° 20′ südlicher Breite und genau unter 41° westlicher Länge von Paris und hatten demnach nur noch 325 Seemeilen bis Bahia zurückzulegen. Gegen 12 Uhr änderte die See, gleichwie mit einem Strich begrenzt, ihre Farbe; an Stelle der bisherigen dunkelgrünen zeigte sich jetzt eine weißliche, und ruhig erschien die Fläche derselben, gleich als ob man sich in einem umfangreichen Binnensee befände. Um 2 Uhr zeigte sich die Inselgruppe Abrothos; von den fünf Inseln zierte die größte ein Leuchtturm, die kleinste zwei Palmbäume, sonst waren sie vollständig vegetationslos und unbewohnt. Diese Strecke ist eine gefahrvolle durch unsichtbare Riffe und Bänke. Zwei Fahrwasser, von denen das eine als gefährlich, das andere als sicher angenommen wird, werden von den Schiffen hier eingeschlagen, und wir wählten das erstere, als das kürzere, links die Inseln umfahrend. Die Portugiesen nennen diese Strecke, welche wir von 12 bis 4 Uhr zurücklegten, „Cerro Rosa“, wahrscheinlich wegen der Ruhe der Wasserstrecke oder auch wegen der Rosafarbe, die in hellen Nüancen hier zu bemerken ist.

Um 4 Uhr änderte sich, gleichwie um 12 Uhr, wie mit einem Strich begrenzt die See wieder. Die unbeweglich ruhige Oberfläche zeigte sich kräuselnd, und eine bläuliche Farbe erschien, in geradem Strich sich abgrenzend von der bisherigen rosaweißen, und zwar mit einer bemerkenswerten, kaum beschreibbar genauen Scheidung.

Gegen Abend nahm die Schwüle zu und ich mußte ein wahres Schwitzbad durchmachen. Dabei unterhielt ich mich mit einem jungen Brasilianer, der ein höchst aufgeweckter Student der Rechte auf der Universität zu Pernambuco war und in seiner Anschauungsweise und

seinen Aussprüchen mir das Herz erwärmte. Logik und Menschenkenntniß kennzeichnete jedes seiner Worte und er erschien mir gleich einem Lumen in der Mehrzahl des fürchterlichen Gemisches der übrigen Gesellschaft auf dem Schiffe, die zu beschreiben mir unmöglich scheint. Jedoch kann vielleicht eine Persönlichkeit dieselbe illustrieren, die in Rio mit eingestiegen war. Das war ein Jude aus Rußland, welcher als öffentlicher Weiberwirt reiste, um Frauen und Mädchen zur Prostitution zu verlocken. Ihm stand bei diesem Geschäft eine blonde italienische Jüdin zur Seite, die aber öffentlich ihre Absicht schamlos kundgab, sich von ihrem Meister zu trennen, um auf eigene Hand eine solche edle Niederlassung in Rio, wo derartige schon zahlreich vorhanden waren, zu gründen.

Am 8. März folgte einer erträglichen tropischen Nacht ein farbenreicher Sonnenaufgang mit sofortiger Glühhitze. Die See war dunkelblau in der Farbe und leicht kräuselnd. Um 12 Uhr hatten wir in 24 Stunden 235 Meilen zurückgelegt und befanden uns nun unter 14° 26′ südl. Breite und unter 20° 40′ westl. Länge von Paris; es blieben noch 90 Meilen bis Bahia. Die Morgenstunden verbrachte ich mit dem Vizekonsul der orientalischen Republik von Uruguay in Pau (Frankreich) in Unterhaltung über die Kolonisation seines Landes durch Deutsche. Er ging in vieler Beziehung auf meine Ansicht ein, daß eine deutsche Kolonisation nicht nur in Uruguay, sondern überhaupt in Südamerika, mit Ausnahme von Chile, welches keiner Einwanderung mehr bedarf, viel Nutzen den Ländern und Sicherheit den Kolonisten bringen würde, letzteren namentlich mehr Nutzen und durch günstige klimatische Verhältnisse mehr Möglichkeit, ihre Arbeitskraft zu verwerten, als in den Länderstrecken der Tropen, wie z. B. des größten Teiles Brasiliens, Zentral-Amerikas, Westindiens und des südlichen Asiens, was das Klima anbelangt, oder Afrikas auch in den nichttropischen Strecken, der Wüstenei oder der allgemeinen Sicherheit wegen.

Gegen ½4 Uhr zeigten sich in nicht weiter Ferne zwei bergige Inseln, die genau 60 Seemeilen von Bahia entfernt sein sollen, und dieses gerade bei Sonnenuntergang mit prachtvollen Wolkenbildungen, in denen man leicht Schlösser auf hohen Bergen und diverse Tier-

gestalten sich vorstellen konnte. Um sieben Uhr fuhren wir an dem ersten Leuchtturm vorbei und um neun Uhr waren wir in der durch die zahlreichen Lichter Bahias erleuchteten „Allerheiligen Bai", die der von Rio sehr ähnlich ist und ca. 30 deutsche □Meilen umfassen soll und einen ebenfalls sicheren Hafen giebt. Um $^1/_2$10 Uhr ankerten wir, nach zurückgelegten 735 Meilen von Rio de Janeiro, vor der, namentlich am Abend, durch die Beleuchtung fast feeenhaft erscheinenden Stadt Bahia, die ich erst am folgenden Morgen besuchte.

Die Stadt ist in zwei Teile geteilt; der untere am Ufersaum wird Praya genannt, während der andere, das wirkliche Bahia, auf einem hohen Felsenplateau liegt, dessen steile Wände schroff zum schmalen, flachen Ufersaume, auf welchem Praya erbaut ist, niederfallen. Die Granitfelsenmassen, die sich zeigen, sind düstergrau in ihrer Farbe.

Praya, auf dem Ufersaume schmal erbaut, ist die eigentliche Handels- und Geschäftsstadt, der obere Teil, der auch Victoria genannt wird, bildet den Privatwohnort der Hiesigen. Die Gebäude beider Teile sind im altportugiesischen Stile erbaut. Viele Kirchen und Klöster zeigt das 1549 als San Salvador durch Thomas de Sanza, den 1540 regierenden Generalgouverneur Spaniens, als Hauptstadt gegründete, 1624 durch den Befehlshaber der Niederländer Jacob Willekens zerstörte und hierauf durch die Portugiesen als zweitälteste Stadt Brasiliens, nachdem Sáo Sebastiáo, das jetzige Rio, entstanden war, wieder erbaute Bahia. Das Geschäft schien bedeutend zu stocken, wenigstens war die Klage hierüber allgemein.

Die Umgebung der oberen Stadt war überaus reich an Schluchten, die eine sehr üppige Vegetation aufwiesen. Unter der Bevölkerung waren die Neger vorherrschend. Die Verbindung der beiden Stadtteile fand durch eine, durch Dampf getriebene Hebeeinrichtung statt, die, nur im größeren Maßstabe, ähnlich derjenigen der Hotels ersten Ranges in den Vereinigten Staaten war.

Am 9. März um drei Uhr verließen wir Bahia und erreichten am 11. März um acht Uhr in der Früh nach zurückgelegten 390 Meilen Pernambuco.

Die aus 11 Ortschaften gebildete Stadt liegt auf dem flachen Terrain eines sonderbar geformten, breiten Landvorsprunges, der ursprünglich unter dem Meere gelegen haben muß und einen Sumpf darstellt, welcher durch zwei sonderbare, dem Ufer parallel entlang laufende Strömungen, die kanalisiert worden sind, trocken gelegt ist. Diese Strömungen sind der „Caberibé“ und „Biberibé“, die die ganze Stadt in drei Teile trennen und die durch die Brücken, die dieselben im Fortlauf der Straßen überziehen, der Stadt einen eigentümlichen Charakter verleihen. Abgesehen von dieser Eigentümlichkeit, bildet eine gleiche das Ufer selbst, welches nur einen leichten Bogen bildet und sehr tiefliegend und flach ist, daher von der Woge ununterbrochen überspült wird und keinen günstigen Landungsplatz liefern würde, wenn nicht vor demselben ein bedeutend langer Damm als Wasserbrecher in die See gezogen wäre, der nach Süden zu dem Ufer parallel läuft und dadurch einen Hafen bildet, der unter die sichersten zu rechnen ist und dessen Einfahrt an seinem südlichen Ende sich befindet, an welchem auch außerhalb Befestigungen und Werfte angelegt sind. Die günstige Lage des Hafens wurde im Jahre 1500 von dem Spanier Pinzou entdeckt und der Landstrich von ihm als Eigentum der Krone Kastiliens proklamiert, und 1532 wurde die Stadt gegründet.

An Vegetation ist der Ort arm und in seiner Umgegend zeigt sich fast gar keine. Demungeachtet macht Pernambuco, durch die einzelnen sehr schattigen Baumgruppen der öffentlichen Plätze und auf der Marktstelle, einen malerischen Eindruck, der namentlich durch seine Bevölkerung gehoben wird, da dieselbe meist Neger und zwar auffallend wohlgenährte bilden. Im allgemeinen erweckt Pernambuco den Eindruck einer geschäftsvollen Stadt; man sah viel Bewegung in den Straßen, die Tramways durchzogen, und auch in den Kaufläden und zahlreichen Speicherräumen des Hafenstadtteiles zeigte sich ein reger Handel und Wandel, wie ich ihn bisher in Brasilien nicht getroffen hatte, und der mich eher an die Vereinigten Staaten erinnerte. Weder die Häuser noch die Kirchen, die zahlreich sind, waren bemerkenswert.

IV. Abschnitt.

Von Pernambuco über Gorée (Afrika), Lissabon und Bordeaux nach Triest.

Eine lahme Seefahrt. — Die Insel Gorée und ihre Umgebung. — Bei Sonnenaufgang. — Ein bettelnder König. — Küste Afrikas. — Sonderbare Rücksicht. — Köstlicher Abend auf der See. — Gedanken an den Schöpfer. — Kap Blanco und die Sahara. — Witterungswechsel unter dem Wendekreis.

Am 11. März, abends um fünf Uhr, verließen wir den Hafen, und waren am 14. März gegen zwölf Uhr, nach zurückgelegten 657 Meilen von Pernambuco, unter dem Äquator und 30° 13′ der Länge westlich von Paris. Bei von Tag zu Tag zunehmender Frische und zugleich sich verschlimmerndem Zustand der Kessel unserer Maschine zeigte sich am 19. März abends um fünf Uhr die afrikanische Küste, nachdem wir schon um 12 Uhr 13° 51′ nördlicher Breite unter 20° 22′ der Länge westlich von Paris überfuhren, 1662 Seemeilen von Pernambuco zurückgelegt hatten und noch 52 bis Dakar, resp. Gorée zu machen hatten.

Um fünf Uhr, wie gesagt, zeigte sich die Küste Afrikas und um 1/2 6 Uhr zogen wir zwischen der Insel Gorée rechts von uns, und dem „Kap-Vert" links von uns, mit seinen sonderbaren Felsenvorinseln hindurch, die denjenigen der Ufer Jokohamas sehr ähnlich sind.

Die Insel Gorée giebt ein pompöses Bild. Ihr spitzer Auslauf dem Ozean zu bildet nämlich eine steile Felsenhöhe, auf der an schroffer Felsenwand die Festung und die Gefängnisse der Verschickten sich befinden, während die andere Seite, der Küste zu, ebenfalls stark befestigt ist. Die Kasernen und Häuser zeigen eine zierliche und saubere Bauart. Gorée charakterisiert, außer der imposanten Festung auf

seiner Zentralhöhe, eine einzeln stehende Palme, als einzige Vegetation der Insel. Der Insel gegenüber liegt Dakar mit spärlicher Dattelpalmenvegetation, vor dem wir um sechs Uhr, nach zurückgelegten 1714 Seemeilen von Pernambuco, schon im Dunkeln, ankerten, und dessen blendend weiße Umgebung uns einen auffallend feinen Sand zuwehte, der unser Deck bald vollständig belegte. Das Terrain der Hafenstadt, d. h. des Hüttennestes, war hügelig, und das Ufer war mit unzähligen kleinen Docks im Felsengeröll, zur Bergung von Fischerbooten versehen. Die Negerstadt gleichen Namens, die Residenz des Exkönigs, lag weiter in die Wüste hinein, hinter den Hügeln des Hafenortes, angrenzend an die unabsehbare Sandfläche, die sich dem Ufer zu etwas erhebt. Diese Hauptstadt bestand aus eng aneinander gedrängten, niedrigen Hütten, und die Bevölkerung samt ihrem König bettelt. Der Abend war, bei köstlichem Mondlicht, das die Wüste glanzvoll beleuchtete, durch den herrschenden Nordwind kalt, obgleich das Thermometer 70° Farh. zeigte.

Am 20. März, als ich erwachte und mich zu dem glanzvollen Sonnenaufgang der Wüste auf Deck begab, empfing mich nach langer Zeit wieder das muntere Leben der Sperlinge in heimatlicher Weise. Sie erschienen zahlreich auf unserem Schiff, und mit ihnen auch Seine Hoheit, der Bruder des Exkönigs, der die Rolle eines Lieferanten der Kompanie unseres Dampfers übernommen hatte. Es war ein stattlicher Mann mit aufgewecktem Blick. Seine Kleidung bestand aus einem unterhalb durch die Beine geschlungenen Hemde mit offener Brust und aus einem Beduinenmantel aus Kamelharen; auf dem Kopfe trug er eine weiße, der Form nach echte Schlafmütze mit Troddeln. Zahlreiche kleine Nachen, d. h. ausgehöhlte Baumstämme mit scharfen, spitzen Enden umringten unser Schiff, und die jugendlichen Leiter derselben, meist zwei in jedem Nachen, tauchten gewandt nach den in das Wasser geworfenen Münzen. Die Kleidung dieser Buben bestand nur aus ihrer glänzend schwarzen Haut und einem Gürtel; ihre Köpfe waren meist rasiert, bis auf einen kleinen Haarzopf, der die verschiedenartigsten Farben hatte; die Geschlechtsteile waren bei ihnen nur durch einen kleinen Lappen bedeckt, der vermittelst einer Schnur an dem Gürtel befestigt war.

Mit Ausnahme einer Kriegsfregatte, die uns um acht Uhr in der Früh einen vorzüglichen musikalischen Vortrag gab, lag kein Schiff im Hafen.

Um drei Uhr lichteten wir die Anker, zogen an dem imposanten Gorée vorbei, kehrten rechts um das Kap Vert dem Norden zu und folgten bis fünf Uhr der Küste, die meist das lebhafteste Bild einer heftigen Brandung lieferte. Das Meer war ruhig, der Abend gelind, unsere Gesellschaft jedoch bemerkenswert lärmend. Die Kohlen, die wir in Dakar empfangen hatten, schienen unserer kranken Maschine Kräfte gegeben zu haben, denn trotz Keuchen trieb sie mutiger vorwärts. Am Abend hatten wir einen schönen Sonnenuntergang, wie ihn die Küste Afrikas gewöhnlich so herrlich bietet. Der nördliche Horizont zeigte sich ebenfalls, wie meist in Afrika, in rosa-violett. Dem herrlichen Sonnenuntergang folgte bald eine glanzvolle Mondbeleuchtung mit nur wenig leuchtendem Meere, nachdem vor Eintritt der Finsternis zahlreiche Delphine bei Sonnenuntergang uns ihr wildes Treiben gezeigt hatten, was dem Seemann einen nahenden Sturm andeutet.

Am 21. März herrschte kalter Wind bei unruhiger See, die kleine Schaumwellen zeigte, der Himmel war klar, obgleich das Barometer fiel. Um zwölf Uhr hatten wir nur 190 Meilen in 21 Stunden gemacht, demnach nur annähernd neun Knoten in der Stunde. Das Thermometer zeigte durchschnittlich 65° Farh. im Schatten. Zahlreiche Seeschwalben folgten unserer schäumenden Spur.

Es war Palmsonntag, den man auf englischen Dampfern nicht vergessen hätte; der französische gedachte des großen christlichen Festtages nicht, und das wilde Treiben auf dem Schiffe war sogar ein derartiges, daß man kaum spürte, daß es ein Sonntag sei.

Ein Mönch auf unserem Schiffe, Professor der Philosophie in S. Paul (Brasilien), erbat sich von dem Kapitän die Erlaubnis, eine Messe zu halten, was ihm jedoch, in Berücksichtigung der vielen Israeliten, die unter den Passagieren sich befanden, rundweg abgeschlagen wurde. Dieses war wieder ein deutlicher Beweis, wie weit die Religion in unserer Zeit in ihrer Wirkung geschwächt ist, und wie verwirrt und unnatürlich der moralische Zustand unserer so mächtig sich zivilisieren wollenden, schrankenlos fortschreitenden Generation gewor-

den. Ob dieser übertriebene Fortschritt unserer Zeit gerade zum Besten der Menschheit sich entwickeln wird, ist mehr denn fraglich. Meiner Ansicht nach ist dieser Fortschritt nur ein sogenannter, denn er ist unnatürlich und daher krankhaft. Das Wort Fortschritt und nicht das edele Prinzip desselben ist zur fixen Idee geworden, und diese fixe Idee ist es, die uns nur zur Unvernunft verleitet und die Menschheit statt durch den wahren Fortschritt zur erstrebten Zufriedenheit, rasch zum prophezeiten Ziel des Zerwürfnisses, des gegenseitigen Unverständnisses, der Anarchie und zum Verderben führen muß!

Unnatur kann nicht dauernd bestehen, kann nicht wirklich gutes schaffen. Die Unnatur kann nur in gewisser Beziehung das Verständnis und maßlose Selbstüberhebung entwickeln, vernichtet jedoch in bedeutenderem Grade allmählich das Prinzip der Vernunft, d. h. sie reift fast unbemerkt das tierische im Menschen, durch Vervollständigung des materiellen, auch nur sogenannten Wohlstandes. Sie vernichtet, wie gesagt, allmählich das Prinzip der Vernunft, welches allein den Menschen vom Tiere unterscheidet, durch Beseitigung der Moral, die zur Überwindung der geilen materiellen Gelüste so erforderlich ist, und aus der die Hauptquelle der wahren Glückseligkeit des Menschen entspringt!

Der Abend war ein afrikanisch köstlicher. Westlich von uns, über das weite Meer hinweg, zeigte sich in ausgedehntem Rosenrot der Sonnenuntergang, grell in dem Dunkelgrün des Meeres sich spiegelnd, dessen Oberfläche leicht kräuselnd erschien. Östlich von uns erschien der aufgehende volle Mond klar und wachsgelb. Vor uns lag der dunkle Horizont des Nordens, der uns einen kalten, fast frostigen Wind zublies. Hinter uns blieb der schöne Süden, ebenfalls in dunkler Färbung seines Horizontes. Über uns formte sich das weite Firmament, teils von der untergehenden Sonne, teils vom Monde beleuchtet, je düsterer und dunkler es wurde, allmählich zum funkelnden Sternenhimmel.

Dieses wunderschöne Lichtspiel der Natur in so schwer wiederzugebendem Farbenreichtum seiner Spiegelungen der Sterne, die in der Meeresfläche in Milliarden wieder erschienen, erhob unwillkürlich den Geist des Beschauers zum Gedanken an den Schöpfer des Weltalls, ob Jehova, Gott, Allah, Brahma, Budha, Natur oder wie immer

genannt, dessen Dasein in der Kraft der Naturerscheinungen auch der Freisinnigste nicht verläugnen kann!

Am 22. März, nach einer recht kalten Nacht, hatten wir 210 Meilen in 24 Stunden genau um zwölf Uhr zurückgelegt und vor uns lag Kap Blanco, unter 21° 11′ nördlicher Breite und 19° 41′ der Länge westlich von Paris, an der westlichsten Spitze der Saharawüste, deren glänzender Sand deutlich zu sehen war. Vor dem Kap zeigten sich fünf Zweimaster, in Reih und Glied und in gleicher Entfernung von einander, auf Walfischfang. Um zwölf Uhr hatten wir im Schatten und im Windschutz 68° Farh. und um sechs Uhr abends 65° Farh.

Am 23. März folgte, nach heftigem Regen in der Nacht, obgleich das Barometer standhaft fiel, ein heiterer Tag bei 69° Farh., Nord-west-Wind und ruhiger See. Wieder zeigten sich viele Zweimaster bald rechts, bald links von uns, auf Walfischfang in Kolonnen gereiht, und zahlreiche Walfische, denen Haie folgten. Bald nach zwölf Uhr durchzogen wir den Wendekreis des Krebses, nachdem wir um zwölf Uhr unter 24° 45′ nördlicher Breite und unter 18° 38′ der Länge westlich von Paris uns befanden.

Um drei Uhr wurde plötzlich die See wild, der Nordwest vehementer, das Schiff begann zu rollen, und in allen Richtungen hörte man fallende und klirrende Gegenstände. Vor uns türmten sich im Nord und Nordost finstere Wolkengebilde, die uns bald wiederholte kalte Regengüsse gaben. Am Abend war es frisch, der Himmel bei hellem Mondlicht wieder sternenfunkelnd klar; die Wucht der Wellen legte sich, und das kurze Unwetter, welches wir durchgemacht hatten, war nur das Nachspiel eines heftigeren im Meere der Antillen oder im Meerbusen von Mexiko gewesen. Während des Sturmes des Tages verfolgten uns rastlos die Seeschwalben.

Die Kanarieninseln. — Alarm in der Nacht. — Einfahrt in den Tajo. — Vor Lissabon. — Bis Bordeaux. — Der Sturm vor Kap Finisterre. — Die Wucht der Wogen beschädigt das Schiff. — Einfahrt in die Gironde. — Von Bordeaux nach Triest.

Am 24. März zeigte sich um sechs Uhr die Gruppe der Kanarien-Inseln, und namentlich deutlich das Eiland Gran Canaria und hinter demselben die größte Insel der Gruppe Teneriffa mit ihrem 3700 Meter hohen Vulkan.

Um neun Uhr lag rechts von uns das Eiland Jsle-ferra-fortunata. Die Ufer sämtlicher Inseln bildeten steiles vegetationsloses Gebirge, welches durchworfen und an Schluchten reich, den echten Typus einer vulkanischen Formation trug. Ein wahres Aprilwetter herrschte mit kurz dauerndem Regenschauer und heftigem, uns konträren Winde. Um drei Uhr wurde das Meer trotz steigendem Barometer wieder unruhig, hohe Wellen zeigten sich und der Nordwesthorizont wurde drohend finster.

Die folgende Nacht, wie auch den folgenden Tag hindurch wütete der Wind, zum Sturme ausartend. Haushohe Wellen warfen sich über das Kiel, das Deck überschwemmend, auf welchem schon in der Nacht alles sturmfest gebunden worden war; dabei herrschte eine Kälte, die einem durch Mark und Bein ging.

In der Nacht vom 25. auf den 26. März um vier Uhr morgens weckte mich ein gewaltiger Stoß und gleich darauf hörte ich das Geläute der Alarmglocke, wiederholtes Pfeifen der Maschine, auffallende Lebhaftigkeit auf Deck, das Steuer arbeitete heftig, ich spürte das scharfe Kehren des Dampfers, und bald folgte der Stillstand der Maschine für kurze Zeit. Erst nach fünf Minuten setzte unser kranker Schwimmer im Hin- und Herschwanken, im hinauf und hinab, durch die wilden, hoch sich bäumenden Wogen keuchend seinen Weg fort.

Wir hatten nämlich einen uns unter vollen Segeln entgegenkommenden Dreimaster angefahren, ohne demselben oder uns einen Schaden zugefügt zu haben. Gegen Abend klärte sich der Himmel, die See wurde ruhiger, und zahlreiche Störe zeigten sich in unserem Gefolge. Die Temperatur war eine gelindere.

Am 27. März legte sich die See allmählich vollständig, der konträre Wind gab gänzlich nach, und die Temperatur wurde eine angenehme frühjahrsmäßige, da wir um zwölf Uhr unter 34° 16' nördlicher Breite und unter 14° 14' der Länge westlich von Paris uns befanden und nur noch 300 Seemeilen von Lissabon entfernt waren, nachdem wir 1245 Seemeilen von Gorée zurückgelegt hatten.

Obgleich die See ruhig wurde, bewegte sich zum großen Ärger des Käpitäns der „Rio Grande" gleichwie in stürmischer See, und rollte, durch den Verbrauch der Kohle erleichtert, ähnlich einem Perpetuum mobile. Infolge seiner stark beschädigten Maschine hatten wir einen Verlust von fünf Tagen, da wir statt am 28. März, wie es bestimmt war, erst am 2. April in Bordeaux eintreffen konnten. Der Wechsel der Temperatur war seit dem 24. März ein bedeutender, das Thermometer zeigte nämlich täglich um zwölf Uhr nur 58° Farh. und am 27. im Schatten 65° Farh.

Am 28. März herrschte ein nur geringer konträrer Wind, das Wetter war europäisch aprilartig, d. h. abwechselnd Sonnenschein und Regenschauer, bei nur 63° im Schatten. Das Meer war ruhig, und zahlreiche Walfische zeigten sich, die unzählige Haifische verfolgten.

Am 29. März war ich frühzeitg auf, um den Anblick der Einfahrt in den Tajo nicht zu versäumen.

Um sechs Uhr zeigte sich bei schon aufgegangener Sonne links von uns die Festung Cascaja auf einer vorspringenden Landzunge, ein weitläufig angelegtes tiefliegendes Bauwerk, unhaltbar gegen die Geschütze unserer Zeit; an diesem vorbei zeigte sich der liebliche Ort Julian de Barro. Das ganze Ufer war hügelig, ohne Wald, aber überaus üppig bebaut. Zahlreiche Landhäuser waren auf der Hügelkette und am Fuße derselben zu sehen. Die Gipfel der Hügel krönten unzählige kleine Windmühlen bei thätigstem Drehen ihrer Flügel. Die künstliche Vegetation bildeten Mandelbäume in vollster Blüte und Oliven mit ihrem dunkelgrau grünen Laube. Die Gegend war lieblich und wies auf eine fleißige Bearbeitung des Bodens und auf den Einfluß eines günstigen Klimas. Bald nach Julian de Barro zeigte sich rechts von uns eine runde Festung, isoliert auf einem Fel-

sen erbaut, die Torro de Bujia, aus deren runder befestigter Mitte ein schmucker Leuchtturm sich erhebt. Links von uns, dem Torro de Bujia gegenüber, zeigten sich bedeutendere Befestigungen. Beide Festungswerke bilden die Mündung des prachtvollen Tajo, dessen rascher Strömung entgegen wir uns langsam Lissabon näherten.

In Sicht zeigte sich rechts von uns ein ziemlich breites Gebirge im schönsten Grün und teilweise bebaut; links von uns eine liebliche Landschaft, unter grünendem, üppigen und geregelten Feldbau, zierlichen Häusern, Flecken, auf einem hochhügeligen Terrain, dessen Hintergrund das hohe Gebirge mit seinen stolzen Schlössern bildete. An dem lieblichen Flecken Oeïres mit schmuckem Ritterschloß vorbei, erreichten wir um acht Uhr Belem und ankerten vor dem geschichtlich berühmten Turm gleichen Namens, der, als Vasco de Gama auf seiner Entdeckungsreise Lissabon verließ, errichtet worden war, und in dessen unmittelbarer Nähe die im gothisch-maurischen Stile erbaute San Jeronimus-Kirche liegt, die zur Erinnerung an die Rückkehr Vasco de Gamas errichtet worden war, und die, durch ein Erdbeben stark mitgenommen, zur Zeit unserer Ankunft in Reparatur sich befand.

Belem gegenüber zeigt sich auf hoher Höhe die Quarantäne, die acht im Kreise liegende, in der Mitte mit einander verbundene dreistöckige Häuser kunstvoller Bauart bilden, in denen 152 Passagiere unseres Schiffes, infolge des gelben Fiebers in Brasilien, einem achttägigen Aufenthalt unter Schloß und Riegel unterworfen werden sollten.

Vor uns erblickte man in geringer Entfernung von der früher erwähnten San Jeronimus-Kirche das königl. Schloß, ein umfangreiches, jedoch unvollendetes Prachtgebäude, dessen Umgebung baumlos war, jedoch sehr schöner Rasen bildete, und von dem aus sich ein weiter Rundblick auf die Landschaft, den Fluß und das Meer entfaltete, und das, obgleich schattenlos, als in einer herrlichen Lage zu benennen ist. Unterhalb dieses Schlosses liegt unmittelbar am Tajo, bis in denselben hineingebaut, umgeben von einem altmodischen maurischen Garten mit gekappten Alleeen, das rosafarbige alte Schloß der Könige in altertümlich niedriger Bauart, eng umringt von den Gebäuden des Ortes Belem. Dieses Schloß wird gegenwärtig nur zur Unterkunft hoher Gäste benutzt.

Weiter hinauf, links von uns, mit Belem durch mehrere einzeln liegende Gebäude und Ortschaften vereinigt, zeigt sich Lissabon als eine schöne Hochhügelstadt. Belem und Lissabon sind mit der Bahn verbunden, und die Linie derselben zeigt zahlreiche, recht schmucke Viadukte über die vielen Schluchten der Strecke. Rechts von uns zeigte sich das üppig bebaute, bald hügelige, bald bergige Ufer des Tajo.

Leider durften wir wegen des gelben Fiebers in Brasilien nicht landen, und mußten mit dem Anblick der Stadt vom Schiffe aus uns begnügen, während die Maschine hier einer Ausbesserung unterworfen wurde und uns zu einem längeren Aufenthalte zwang, da wir sonst sofort abgegangen wären.

Um 5 Uhr abends verließen wir bei schöner Beleuchtung der Stadt den Tajo, und bei seiner Mündung empfing uns ein heftiger konträrer Nordwind bei 65° Fahrenheit, während wir vor Lissabon am Tage über 70° gehabt hatten.

Der 30. März war ein schöner Tag, den wir bei fast beständigem Anblick der Küste Portugals recht genossen, und namentlich um 2 Uhr in kurzer Entfernung. Um 12 Uhr waren wir bei 60° Farh., nachdem wir 170 Seemeilen von Lissabon zurückgelegt, unter 41° 16′ nördlicher Breite und unter 11° 51′ westlicher Länge von Paris. Der konträre Wind wurde heftiger, das Meer hob sich, und in einander sich stürzende Schaumwellen mehrten sich. Alles auf dem Schiffe wie auch in den Kabinen wurde sturmfest gemacht und wir eilten einem Horizonte entgegen, dessen strichartige Wolkenbildungen uns deutlich den Sturm anzeigten, der hier im Frühjahr meist herrscht. Abends um ½7 Uhr deutete auch der dunkelrote Sonnenuntergang darauf hin.

Viele Dampfer zeigten sich in der Ferne, und ein frostiger Wind erhob sich, als wir um 9 Uhr das Licht des Leuchtturms vom Kap-Finisterre erblickten. Als wir das Kap erreichten, erhob sich auffallend plötzlich ein wuchtiger Wind. Es pfiff in den Tauen, das Schiff krachte infolge der gewaltigen Wellenschläge, und die Maschine keuchte geradezu gegen die tobenden Elemente. Der Wind war so heftig, das Überschlagen der Wogen über das Deck so hastig, daß man, ohne sich an etwas Festem zu halten, kaum stehen konnte. Als wir um

11 Uhr nachts das trotz der Finsternis sichtbare Kap Finisterre umschifften, ging ich schwankend die Stiege hinab in meine Kabine, um mich zur nächtlichen Ruhe zu begeben.

Am 31. März hatten wir Sturm bei sonnigem Tage, und alles auf dem Schiffe wurde noch besser befestigt. Bis 3 Uhr in der vergangenen Nacht konnte man das Licht des Leuchtturmes noch bemerken, alsdann verschwand es uns, jemehr wir in die Bai von Gascogne einfuhren; um so heftiger wurde der Wind und bewegter die See mit ihrem bekanntlich hier kurzen, jedoch steil sich bäumenden Wellenschlag. Wie kräftig die Woge gewesen sein mußte, bewies unser Gang von 24 Stunden, während welchen wir nur 142 Seemeilen gemacht hatten, als wir um 12 Uhr unter 43° 46′ nördlicher Breite und 11° 36′ westlicher Länge von Paris uns befanden und noch 428 Seemeilen bis Bordeaux zurückzulegen hatten.

Die Temperatur zeigte durchschnittlich 60° Farh. im Schatten und im Schutze vor dem Winde, der kalt von Norden kam, namentlich seit dem Kap Finisterre eisig geworden war, und sich, als wir unsere Richtung auf Bordeaux einschlugen, ebenfalls wandte, uns daher gleich konträr blieb und sich sichtbar zum heftigen Sturme ausbildete.

Um 6 Uhr erhob sich der Sturm mit vehementer Kraft und fuhr derartig in das aufgespannte Sturmsegel, daß es riß und den zweiten Offizier vor mir fast mit sich über Bord warf. Die Wucht der Wogen zwang den Kapitän, eine andere Richtung einzuschlagen, nachdem eine Welle die Wand zum Kohlenraum des Schiffes zertrümmert hatte. Die entstandene Öffnung wurde mit Säcken, die glücklicherweise gerade in der Nähe vorhanden waren, verstopft und so gut es ging von innen mit Brettern über die Säcke vernagelt.

Der Orkan währte die ganze Nacht bis gegen 2 Uhr morgens am 1. April, jedoch nur kurze Zeit währte die Ruhe, denn gegen Abend erhob sich der Sturm mit erneuter Kraft. Erst andern Tags nach 12 Uhr legte sich der Sturm wieder, als wir 45° 13′ nördlicher Breite und 6° 41′ westlicher Länge von Paris passiert und noch 198 Meilen bis Bordeaux, resp. 170 bis Pouillac, der Quarantäne an der Mündung der Garonne, zurückzulegen hatten.

Am 3. April morgens 6 Uhr zeigten sich Inseln und das feste Land, und bald waren wir in den Girondefluß eingefahren, dessen Ufer sehr üppig sind. Um 11 Uhr zeigte sich Pouillac, und um $^1/_2$12 Uhr hielten wir vor der Quarantäne, wo wir im Lazaret de Trompeloup drei Tage zu verbringen hatten.

Nach dem Ablauf dieser Frist, während welcher wir im Lazaret in lästigster Weise eng zusammengepferdcht waren, verließ ich noch am 6. April Pouillac und reiste über Bordeaux, Paris und Straßburg nach Triest.

Anhang.

Verzeichnis der hauptsächlichsten Rechnungsmünzen verschiedener Länder und ihr Wert in deutschen Reichsmark.

* Unter (G) sind Goldmünzen, unter (S) Silbermünzen, unter (G. W.) Goldwährung, unter (S. W.) Silberwährung, unter (D. W.) Doppelwährung, unter (P. W.) Papierwährung, unter (Mk.) Reichsmark, unter (₰) Pfennige zu lesen.

** Die Rubrik rechts bezeichnet: Band und Seite der Erwähnung des betreffenden Landes in dem Werke.

		Bd.	Seite
(G. W.)	Ägypten: 1 Sequin (Pfund) (G) à 100 Piaster = 20,75 Mk. (S) 1 Beutel à 500 Piaster; 1 Tarif-Piaster à 40 Para oder Medini = à 12 Gedid = 20,75 ₰.	I	4
?	Afganistan: gleich wie Persien.		
?	Annam: 1 Kwan oder Tschutschu à 10 Mottien à 60 Sapeks, Dongs oder Petis = 81 ₰. . . . . 1 Schuk = 10 Kwan = 8,50 M.	I	234
?	Arabien: 1 Krusch à 40 Diwan = 1 Mk. 67,5 ₰; 1 Mahmudi à 20 Gaß = 21,4 ₰; . . . . 1 Mokka-Dollar à 80 Kabir = 3,50 Mk.	I	11
(G. W.)	Argentinien: 1 Peso-fuerte à 100 Centavos = 3 Mk. 87,7 ₰; 1 Peso-National = 4,05 Mk. . . . . . . (G) 1 Doble à 2 Colon à 10 Peso-fuerte; 1 Patacon (S) à 80 bis 100 Centavos. (S) 1 Peso Papier à 8 Reale oder 80 Centavos; Pesos Papier à 4 Centavos.	II	264
(G. W.)	Australien und Neuseeland: englische Münzen. Der australische Souvereign = 22,34 Mk.		
(D. W.)	Belgien: gleich Frankreich.		
?	Beludschistan: gleich Persien.		
(S. W.)	Bolivien: 1 Boliviano oder Peso à 100 Centavos = 4,05 Mk.; (G) 1 Bolivar à 10 Bolivianos = 40,50 Mk.; 1 Escudo à Bolivianos.	II	228
?	Borneo: spanische und mexikanische Münzen.		
(G. W.)	Brasilien: 1 Milreis à 1000 Reis = 2 Mk. 2,5 ₰; (G) 10 Milreis = 22,93 Mk.; 1 Conto-di-Reis à 1000 Milreis = 2292,76 Mk.	II	324
(S. W.)	Britisch-Indien: (S) Rupie à 16 Annas à 12 Pies = 1,92 Mk.; (S) 1 Crove à 4 Arebs à 25 Lacs à 100000 Rupien = 19245000 Mk.; . . . . (G) 1 Mohúr à 15 Rupien = 29,83 Mk.; 2/3 Mohúr; 1/3 Mohúr. NB. früher war 1 Rupie = 2,05 Mk.	I	17

? Bulgarien: seit 1884. 1 Lewa à 100 Stotinki = 81 ₰; sonst russische Münzen.

(G. W.) Capland: gleich England.

(D. W.) Chile: 1 Peso-corriente (S) à 100 Centavos = 4,05 Mk.; . . II 230
50 Centavos; 20 Centavos; 1 Decimo à 10 Centavos; 1/2 Decimo à 5 Centavos;
(G) 1 Condor à 10 Pesos; 1 Dublon à 5 Pesos; 1 Escudo à 2 Pesos; 1 Peso (G).
1 Peso-Papier = 2 Mk. — NB. Auch Dollars zirkulieren.

(S. W.) China: Man zahlt mit Gold und Silber nach Gewicht. Als Einheit gilt: 1 Thäel, annähernd = 5 Mk. 16 ₰ . I 243
Einzige Münze ist der Käsch aus Kupfer und Zink, wovon: 750 bis 2000, je nachdem es ein Li-, Tangtisan-, Sapek-, oder Piti-Käsch ist, einem Thäel entsprechen.

? Cochinchina: gleich Annam.

(S. W.) Columbien: 1 Peso-duro-national à 100 Centavos = 4,05 Mk. II 143
(G) 1 Doppel-Condor à 20 Pesos = 81 Mk.; 1 Condor à 10 Pesos;
(S) 1 Peso à 100 Centavos; 2 Decimo à 20 Centavos; 1 Decimo; 5 Centavos.

(S. W.) Costarica: 1 Peso oder Piaster oder Dollar oder Sucre à 100 Centavos oder Cents = 4,05 Mk. . . . . . II 137
1 Peso = 8 Reales à 100 Cacaos.

(G. W.) Dänemark: 1 Krone à 100 Öere = 1,08 Mk.; oder 1,125 Mk.
(G) 20 Kronstücke = 22,50 Mk.; 10 Kronstücke = 11,25 Mk.
(S) 2 Kronen; 1 Krone; 50 Öere; 40 Öere; 25 Öere; 10 Öere.
In den Kolonien: Thaler-Courant à 100 Schilling = 2,275 Mk., und Peso à 100 Centavos = 4,6 Mk.

(G. W.) Deutschland: 1 Reichsmark à 100 Pfennig.
(G) 1 Doppelkrone à 20 Mk.; 1 Krone à 10 Mk.; 5 Mark.
(S) 5 Mark; 2 Mark; 1 Mark; 1/2 Mark; 20 Pfennig.
(S) 1 Thaler = 3 Mk.; Kupferbronce: 2-, 1-Pfennig; Nickel: 10-, 5-Pfennig.

(G. W.) England (Großbritannien): 1 Lire-Sterling à 20 Schilling (Pound) = 20,4292 Mk. . . . . I 11, I 17
(G) 1 Souvereign à 20 Schilling = 20,4292 M. . I 222
(G) 1/2 Souvereign à 10 Schilling = 10,2192 Mk. . I 228
(G) 1 Guinee à 21 Schilling = 21,45 Mk. . . . I 243

(S) 1 Crown à 5 Schil.; ½ Crown à 2½ Schill.; Florin à 2 Schill.; 1 Schilling à 12 Pence = 0,94 Mk. ½ Schill. à 6 Pence; 4 Pence; 3 Pence; 2 Pence; 1 Penny.

(S. W.) **Ecuador**: gleich Columbien: Peso-national à 100 Centavos = 4,05 Mk. . . . . II 155

(G. W.) **Frankreich**: 1 Franc à 100 Centimes = 0,81 Mk. . . . . . I 167
(D. W.) (G) 100 Francs; 50 Fcs.; 20 Fcs.; 10 Fcs.; 5 Fr.; vollwertig . . . . I 234
(S) 5 Francs; 2 Fr.; 1 Fcs.; 50 Centimes; 20 Centimes. . . . . II {334, 343}

(G. W.) **Griechenland**: 1 Neudrachme à 100 Lepta = 0,81 Mk.; 1 Altdrachme = 0 Mk. 72,5 ₰ . . . . I 2
(G) 100 Drachmen; 50 Drach.; 20 Drach.; 10 Drach.; 5 Drach.; vollwertig.
(S) 5 Drachmen; 2 Drach.; 1 Drach.; 50 Lepta; 20 Lepta.

(S. W.) **Guatemala**: gleich Costarica. . . . . II 112

(S. W.) **Guyana** (englisch): 1 Gurd (Dollar) à 100 Cents = 3,43 Mk.

(D. W.) **Haiti**: 1 Gourde (Dollar) à 100 Cents = 4,05 Mk.

? **Hawaii** (Sandwichinseln): Münzen Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika.

(S. W.) **Honduras**: gleich Costarica und Guatemala . . . . . . II 129

? **Hong-kong** (englisch): gleich Singapore. . . . . I 243

(G. W.) **Italien**: 1 Lira à 100 Centesimi = 0,81 Mk. . . . . . I 2
(G) 100 Lire; 50 Lire; 20 Lire; 10 Lire; 5 Lire. Vollwertig.
(S) 5 Lire; 2 Lire; 1 Lira; 50 Centesimi; 20 Centesimi. 1 Scudo = 5 Lire. In Rom: 1 Scudo à 10 Bajochi = 4,36 Mk.

(S. W.) **Jamaica** (englisch): 1 Pound-Sterling = 20,77 Mk.; englische Münzen und verschiedene Dollars.

(G. W.) **Japan**: 1 Gold-Yen à 100 Sen = 1 Silber-Yen à 100 Sen à 10 Rin = dem nordamerik. Trade-Dollar = 4 Mk. 40,9 ₰. . . . . I 289
(nach Wechselkurs 1886 London: = 3,405 Mk.)
100 Silber-Yen = 138 Papier-Yen. (1883).

? **Kafiristan**: gleich Persien.

? **Kambodscha**: gleich Annam.

? **Malakka**: chinesische, siamesische und indische Münzen. . . I 222

? **Marokko**: 1 Miskal à 10 Unzen = 0,70 Mk. Früher = 2,10 Mk.
(G) Der Butaka oder Butki = 2 Rials (das 5-Frankenstück in Gold) = 4,36 Mk.
(S) Der Rial oder altspanische Piaster.

(S. W.) Mexiko: 1 Peso-duro oder Piaster-fuerte à 100 Centavos oder à 8 Reales à 4 Quartilos = 4 Mk. 39,7 ₰ oder = 4 Mk. 36,7 ₰ . . . . I 81
(G) Doppel-Hidalgo à 20 Pesos; 1 Hidalgo à 10 Pesos = 41 Mk. 29,4 ₰.
(S) 1 Peso; 50 Centavos; 25 Centavos; 10 Centavos; 5 Centavos.

? Monaco: gleich Italien und Frankreich.

? Montenegro: österreichische, russische und türkische Münzen.

(G. W.) Nicaragua: gleich Costarica . . . . II 133

(G. W.) Niederlande: 1 Gulden (Florin) à 100 Cents = 1 Mk. 68,7 ₰.
(G) Doppel-Dukaten = 19,16 Mk.; Dukaten = 9,58 Mk.;
(G) 1 Tientje à 10 Gulden = 16,87 Mk.; 1/2 Tientje à 5 Gulden;
(S) Rixdaler à 2 1/2 Gulden; 1 Gulden; 1/2 Gulden; 25 Cents; 10 Cents; 5 Cents.
NB. In den Kolonien auch indische und spanische Münzen.

? Ozeanien: Meist Münzen Englands und der Vereinigten Staaten von Amerika.

(S. W.) Österreich-Ungarn u. Bosnien: 1 Gulden à 100 Kreuzer = 2 Mk. (unter Kurs) . . . . . . I 1
bei stetem Goldagio = 1,70 Mk.
(G) 4 Dukaten = 38 Mk. 40,12 ₰; 1 Dukaten = 9 Mk. 60,3 ₰.
(G) 1 Kremnitzer Dukaten = 9 Mk. 64 ₰;
(G) 8 Gulden = 16,20 Mk.; 4 Gulden = 8,10 Mk.
(S) 2 Gulden; 1 Gulden; 1/4 Gulden; 20 Kreuzer; 10 Kreuzer.
(S) Maria-Theresia-Thaler = 4,21 Mk.
Kupfer: 4 Kreuzer; 1 Kreuzer; 1/2 Kreuzer.

(P. W.) Paraguay: (S) 1 Peso-fuerte à 100 Centavos oder à 8 Reales à 4 Quartilos; = 4,05 Mk.

(G. W.) Persien: (G) 1 Toman (alt) à 10 Keran à Panog-Abat à 10 Schahis = 9,76 Mk. oder 9,30 Mk.
(G) 1 Toman (neu) à 10 Keran à 10 Senar à 10 Bisti à 10 Dinar = 8,10 Mk.
(S) 1 Keran à 20 Schahis; 1 Panog-Abat à 10 Schahis; 1 Abassi à 4 Schahis; 1 Schahi.
(S) 1 Rupie = 1,63 Mk.

(S. W. u. G. W.) Peru: (S) 1 Sol à 10 Dineros oder 100 Centavos = 4,05 Mk. (1883 nur = 40 ₰) . . . . II 201
(G) 20 Sols; 10 Sols; 5 Sols; 2 Sols; 1 Sol = 4,05 Mk.

(G. W.) **Portugal:** (S) 1 Milreis à 1000 Reis = $4_{,536}$ Mk. . . {II 340 / I 42}

(G) 1 Corôa à 10 Milreis; $^1/_2$ Corôa; $^1/_5$ Corôa; $^1/_{10}$ Corôa.

(G. W.) 1 Conto à 1000 Milreis = $4535_{,70}$ Mk; 1 Crusado à 400 oder 500 oder 480 Reis.

(S) 5 Tostoes = 500 Reis; 2 Tostoes = 200 Reis; 1 Tostao à 100 Reis = $45_{,36}$ Pfennig.

NB. In den Kolonien: portugiesische, ostindische und chinesische Münzen.

(G. W.) **Rumänien:** 1 Léu à 100 Banni = $0_{,81}$ Mk.

(G) 20 Léi (Karold'or) = $16_{,20}$ Mk.; 10 Léi; 5 Léi.

(S) 2 Léi; 1 Léu; $^1/_2$ Léu.

(S. W.) **Rußland:** 1 Rubel à 100 Kopeken fein Silber = 3 Mk. 24 ₰. I 306

(G) 1 Imperial à 10 Rubel (Gold) = 32 Mk. 40 ₰; $^1/_2$ Imperial à 5 Rubel.

(S) 1 Rubel à 100 Kopeken; $^1/_2$ Rubel (Poltinik); $^1/_4$ Rubel (Tschetwertak); $^1/_5$ Rubel (Dwagriwenik); $^1/_{10}$ Rubel (Griwenik); $^1/_{20}$ Rubel (Pjetatschok).

NB. Der sogen. Silberrubel ist Papiergeld und 1885 = 2 Mk., jedoch dem Kurs unterworfen. Gleiche Münzen in den Kolonien und Schutzstaaten inkl. einheimische.

(S. W.) **San-Salvador:** gleich Costarica. II 122

(G. W.) {Schweden u. Norwegen}: 1 Krone à 100 Oere = $1_{,125}$ Mk.

(G) 20 Kroner = $22_{,50}$ Mk.; 10 Kroner = $11_{,25}$ Mk.

(S) 2 Kroner; 1 Krona; 50 Oere; 25 Oere; 10 Oere.

Der alte Rykdaler = $1_{,15}$ Mk.

(D. W.) **Schweiz:** gleich Frankreich: 1 Franken à 100 Rappen oder Centimes = $0_{,81}$ Mk.

(D. W.) **Serbien:** gleich Frankreich: 1 Dinar à 100 Para = $0_{,81}$ Mk.

(G) 1 Miland'or à 20 Dinar Gold = $16_{,20}$ Mk.

? **Siam:** (S) 1 Tikal oder Bat à 4 Salungs à 2 Fuangi à 800 Kauri = 2 Mk. $55_{,4}$ ₰.

(G) 1 Tschak à 20 Thel à 4 Tikal.

(S) Auch mexikanische Pesos (Piaster).

(D. W.) **Spanien:** gleich Frankreich: 1 Peseta à 100 Centesimos = $0_{,81}$ Mk.

(S) Peso-duro (Piaster) à 2 Escudos à 10 Reales à 24 Maravedis = $4_{,212}$ Mk.

(S) Peso-nuevo à 5 Pesetas à 100 Centesimos = $4_{,05}$ Mk.

(G) Doblon de Isabell à 10 Escudos oder Milreis = $21_{,06}$ Mk.; 4 Escudos; 2 Escudos.

(G) Doblon de Onza à 16 Pesos = $65,_{30}$ Mk.; 25 Pesetas = 19,25 Mk.
NB. Die Kolonien haben gleiche Münzart, jedoch Schwankungen ausgesetzt.

? Singapore: englische, ostindische, französische Münzen und der mexikanische Dollar = 4 Mk. $39,_{7}$ ₰ . . . . I 228

? Tonking: gleich Annam.

(G. W.) Türkei: 1 Gersch (Piaster) à 40 Para à 100 Cent (in Gold = $18,_{44}$ ₰; in Silber = $17,_{57}$ ₰).
(G) 1 Medschidi à 100 Gersch (Gold) = $18,_{44}$ Mk.; 1 Beutel à 500 Gersch (Gold) = $92,_{40}$ Mk.; 1/2 Beutel à 250 Gersch; 1/5 Beutel à 100 Gersch; 50 Gersch oder Piaster; 25 Gersch oder Piaster.
(S) 1 Silbermedschidi à 20 Gersch = 3 Mk. 59 ₰; 10 Gersch; 5 Gersch; 2 Gersch; 1 Gersch; 1/2 Gersch.

(G. W.) Uruguay: 1 Peso-nationale (Piaster) à 100 Centesimos = 4 Mk. $20,_{57}$ ₰. . . . . II 319
(G) 1 Doblone à 10 Silberpesos = 42 Mk. $5,_{7}$ ₰.
(S) 1 Peso; 1/2 Peso; 20 Centesimos; 10 Centesimos.

(D. W.) Venezuela: 1 Venezolano = 10 Decimos = 100 Centavos = 5 Francs = $4,_{05}$ Mk.
(G) 1 Bolivar à 20 Venezolanos = 81 Mk.; 10 Venezolanos; 1 Venezolano.
(S) 1 Venezolano = 10 Decimos; 1/2 Venezolano = 5 Decimos; 2 Decimos = 20 Centavos; 1 Decimos = 10 Centavos; 5 Centavos.

(D. W.) {Ver. Staaten von Amerika}: 1 Dollar à 100 Cents = $4,_{1978}$ Mk.; 1 Trade-Dollar = 4 Mk. $40,_{9}$ ₰. . . . . . II 1
(G) Double-eagle à 20 Dollars = 41 Mk. 98 ₰; Eagle à 10 Dollars; 1/2 Eagle; 1/4 Eagle; 3 Dollars; 1 Dollar.
(S) 1 Dollar; 1/2 Dollar; 20 Cents; 1 Dime = 10 Cents.

Maße verschiedener Länder für horizontale Entfernungen, die im Buche vorkommen, und ihr Verhältnis zum Kilometer.

			Kilometer.
1 **Kilometer** à 1000 Meter à 100 Zentim.	(111,300	auf d. Äquatorialgrad)	= 1,000
1 russische Werst à 500 Saschén à 3 Arschin	(104,339	„ „ „ „	= 1,067
1 **englische Meile** à 5280′ (statute-mile)	(69,173	„ „ „ „	= 1,609
1 **Seemeile oder Knoten**, bei allen Staaten Geltung.	(60,—	„ „ „ „	= 1,855
1 neue französische „Lieu"	(27,825	„ „ „ „	= 4,000
1 mexikanische Legua à 5000 Vares (Ellen)	(26,420	„ „ „ „	= 4,190
1 alte französische „Lieu".	(25,—	„ „ „ „	= 1,452
1 Schweizer Wegstunde oder Lieu. . .	(23,188	„ „ „ „	= 4,800
1 englische Legue à 3 englische Meilen .	(23,058	„ „ „ „	= 4,827
1 Lieu moyenne de France	(22,260	„ „ „ „	= 5,000
1 argentinische Legua à 6000 Vares (Ellen)	(21,420	„ „ „ „	= 5,196
1 **franz. Lieu-marine** = 3 Seemeilen oder Knoten.	(20,—	„ „ „ „	= 5,565
1 **niederländische Uure** = 3 Seemeilen oder Knoten.	(20,—	„ „ „ „	= 5,565
1 **spanische Legua-castiliana** oder maritima	(20,—	„ „ „ „	= 5,565
1 portugiesische Legua à 3 Milhas . .	(18,—	„ „ „ „	= 6,183
1 spanische Legua-nueva à 8000 Vares à 3 Piés	(16,644	„ „ „ „	= 6,687
1 **deutsche geogr. Meile**.	(15,—	„ „ „ „	= 7,420
1 preußische Meile	(14,776	„ „ „ „	= 7,532
1 **Myriameter**	(11,130	„ „ „ „	= 10,000

1 englischer Fuß = 1 russischen Fuß à 12″ = 0,3048 Meter.
1 Ver. Staaten Yard = 3 engl. Fuß à 12″ = 0,9144 Meter.

Vergleichende Zusammenstellung der Grade auf den Thermometer-Skalen.

Celsius	Reaumur	Fahrenheit	Celsius	Reaumur	Fahrenheit	Celsius	Reaumur	Fahrenheit	Celsius	Reaumur	Fahrenheit
+	+	+	+	+	+	+	+	+	—	—	+
100	80,0	212,0	62	49,6	143,6	24	19,2	75,2	13	10,4	8,6
99	79,2	210,2	61	48,8	141,8	23	18,4	73,4	14	11,2	6,8
98	78,4	208,4	60	48,0	140,0	22	17,6	71,6	15	12,0	5,0
97	77,6	206,6	59	47,2	138,2	21	16,8	69,8	16	12,8	3,2
96	76,8	204,8	58	46,4	136,4	20	16,0	68,0	17	13,6	1,4
95	76,0	203,0	57	45,6	134,6	19	15,2	66,2	18	14,4	−0,4
94	75,2	201,2	56	44,8	132,8	18	14,4	64,4	19	15,2	2,2
93	74,4	199,4	55	44,0	131,0	17	13,6	62,6	20	16,0	4,0
92	73,6	197,6	54	43,2	129,2	16	12,8	60,8	21	16,8	5,8
91	72,8	195,8	53	42,4	127,4	15	12,0	59,0	22	17,6	7,6
90	72,0	194,0	52	41,6	125,6	14	11,2	57,2	23	18,4	9,4
89	71,2	192,2	51	40,8	123,8	13	10,4	55,4	24	19,2	11,2
88	70,4	190,4	50	40,0	122,0	12	9,6	53,6	25	20,0	13,0
87	69,6	188,6	49	39,2	120,2	11	8,8	51,8	26	20,8	14,8
86	68,8	186,8	48	38,4	118,4	10	8,0	50,0	27	21,6	16,6
85	68,0	185,0	47	37,6	116,6	9	7,2	48,2	28	22,4	18,4
84	67,2	183,2	46	36,8	114,8	8	6,4	46,4	29	23,2	20,2
83	66,4	181,4	45	36,0	113,0	7	5,6	44,6	30	24,0	22,0
82	65,6	179,6	44	35,2	111,2	6	4,8	42,8	31	24,8	23,8
81	64,8	177,8	43	34,4	109,4	5	4,0	41,0	32	25,6	25,6
80	64,0	176,0	42	33,6	107,6	4	3,2	39,2	33	26,4	27,4
79	63,2	174,2	41	32,8	105,8	3	2,4	37,4	34	27,2	29,2
78	62,4	172,4	40	32,0	104,0	2	1,6	35,6	35	28,0	31,0
77	61,6	170,6	39	31,2	102,2	1	0,8	33,8	36	28,8	32,8
76	60,8	168,8	38	30,4	100,4	0	0	32,0	37	29,6	34,6
75	60,0	167,0	37	29,6	98,6	—	—	+	38	30,4	36,4
74	59,2	165,2	36	28,8	96,8	1	0,8	30,2	39	31,2	36,2
73	58,4	163,4	35	28,0	95,0	2	1,6	28,4	40	32,0	40,0
72	57,6	161,6	34	27,2	93,3	3	2,4	26,6	41	32,8	41,8
71	56,8	159,8	33	26,4	91,4	4	3,2	24,8	42	33,6	43,6
70	56,0	158,0	32	25,6	89,6	5	4,0	23,0	43	34,4	45,4
69	55,2	156,2	31	24,8	87,8	6	4,8	21,2	44	35,2	47,2
68	54,4	154,4	30	24,0	86,0	7	5,6	19,4	45	36,0	49,0
67	53,6	152,6	29	23,2	84,2	8	6,4	17,6	46	36,8	50,8
66	52,8	150,8	28	22,4	82,4	9	7,2	15,8	47	37,6	52,6
65	52,0	149,0	27	21,6	80,6	10	8,0	14,0	48	38,4	54,4
64	51,2	147,2	26	20,8	78,8	11	8,8	12,2	49	39,2	56,2
63	50,4	145,4	25	20,0	77,0	12	9,6	10,4	50	40,0	58,0

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

Anrep-Elmpt, Reinhold, Graf

Reise um die Welt Beschreibung von Land und Meer nebst Sitten- und Kulturschilderungen, mit besonderer Berücksichtigung der Tropennatur

Bd.: 2

Leipzig 1887